DONATO CARRISI

DER SEELEN SAMMLER

Thriller

e-book PIPER

DONATO CARRISI

DER SEELENSAMMLER

Thriller

e-book PIPER

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de

Übersetzung aus dem Italienischen von
Christiane Burkhardt

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Piper Verlag erschienenen Buchausgabe
1. Auflage 2012

ISBN 978-3-492-95473-0
© 2011 Longanesi & C., Mailand
Titel der italienischen Originalausgabe:
»Il tribunale delle anime«, Longanesi & C.,
Gruppo editoriale Mauri Spagnol, Mailand 2011
Deutschsprachige Ausgabe:
© 2012 Piper Verlag GmbH, München

Umschlaggestaltung und -motiv: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur, Zürich
Datenkonvertierung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Es ist kein Zeuge so fürchterlich,
kein Ankläger so schrecklich wie das Gewissen,
das im Herzen eines jeden Menschen wohnt.

Polybios

7 Uhr 37

Der Tote schlug die Augen auf.

Er lag in einem Bett auf dem Rücken. Das Zimmer war weiß, Tageslicht fiel herein. An der Wand gegenüber hing ein Holzkreuz.

Er sah die eigenen Hände neben dem Körper liegen, auf dem blütenweißen Laken. So als gehörten sie gar nicht zu ihm. Er hob die Rechte, hielt sie sich vors Gesicht, um sie genauer betrachten zu können. Dabei berührte er seinen Kopfverband. Er war verletzt, hatte aber keine Schmerzen.

Er wandte sich zum Fenster. In der

Scheibe spiegelte sich schwach sein Gesicht. In diesem Moment kam die Angst. Eine Frage quälte ihn. Doch noch quälender war die Erkenntnis, keine Antwort darauf zu haben.

Wer bin ich?

FÜNF TAGE ZUVOR

0 Uhr 03

Die Adresse lag außerhalb der Stadt. Wegen des schlechten Wetters und des Navis, das die Straße nicht fand, hatten sie länger als eine halbe Stunde bis zu dem abgelegenen Ort gebraucht. Hätte zu Beginn der Auffahrtsallee nicht die kleine Laterne gebrannt, hätten sie das Grundstück für unbewohnt gehalten.

Der Krankenwagen fuhr langsam durch den verwahrlosten Garten. Das

Blaulicht entriss der Dunkelheit moosbedeckte Nymphen und verstümmelte Venusskulpturen. Die begrüßten sie mit einem schiefen Lächeln und ebenso eleganten wie unvollständigen Gesten. Sie tanzten regungslos, nur zu ihrem eigenen Vergnügen.

Da es gewitterte, wirkte die alte Villa wie ein sicherer Hafen. Es brannte zwar kein Licht, doch die Tür stand offen.

Das Haus erwartete sie.

Sie waren zu dritt: Monica, die junge Internistin, die in dieser Nacht Notdienst hatte; Tony, ein Krankenpfleger mit viel Erfahrung bei Notfalleinsätzen, und der Fahrer, der im Krankenwagen sitzen blieb,

während sich die anderen beiden zum Haus vorkämpften. Bevor sie es betraten, riefen sie laut nach dem Bewohner.

Keine Antwort. Sie gingen ins Haus.

Ein abgestandener Geruch schlug ihnen entgegen, und im langen Flur spendeten mehrere Lampen ein schwaches, orangefarbenes Licht. Rechts führte eine Treppe ins obere Stockwerk.

Im hintersten Raum lag ein lebloser Körper.

Sie eilten zu ihm, um Erste Hilfe zu leisten, und merkten, dass sie in einem Wohnzimmer standen. Bis auf den abgenutzten Sessel vor dem alten Fernseher waren alle Möbel mit weißen

Laken verhängt. Tatsächlich war alles an diesem Ort irgendwie veraltet.

Monica ging neben dem auf der Erde liegenden, nach Luft ringenden Mann auf die Knie. Sie rief nach Tony und dem Notfallkoffer.

»Er ist schon ganz blau: Zyanose«, stellte sie fest.

Tony sah nach, ob die Atemwege frei waren, und presste ihm anschließend den Beatmungsbeutel an die Lippen. Monica leuchtete ihm gleichzeitig mit einer Stablampe in die Augen.

Er war höchstens fünfzig und bewusstlos. Er trug einen gestreiften Schlafanzug, Lederpantoffeln und einen

Bademantel. Er wirkte ungepflegt, hatte sich schon seit Tagen nicht mehr rasiert, und sein Haar war ungekämmt. Mit einer Hand hielt er noch das Handy umklammert, mit dem er den Notruf – heftige Schmerzen in der Brust – getätigt hatte.

Das nächstgelegene Krankenhaus war die Gemelli-Klinik. Da es sich um einen Fall mit Dringlichkeitsstufe eins handelte, hatte die diensthabende Ärztin sofort den nächsten Rettungswagen genommen.

Deshalb war Monica jetzt hier.

Ein Tisch war umgestürzt, eine Schale zerbrochen: überall am Boden Kekse und Milch, vermischt mit Urin. Dem Mann

musste beim Fernsehen schlecht geworden sein, und er hatte sich in die Hose gemacht. Typisch!, dachte Monica. Ein allein lebender Mann mittleren Alters bekommt einen Herzinfarkt. Schafft er es nicht, Hilfe anzufordern, wird er normalerweise erst gefunden, wenn er schon tot ist und Nachbarn der Gestank auffällt. Aber bei dieser abgelegenen Villa war nicht einmal das wahrscheinlich. Wenn der Mann keine näheren Verwandten hatte, hätten Jahre vergehen können, bis sein Tod bemerkt worden wäre. Das ganze Szenario kam Monica bekannt vor, und sie empfand Mitleid mit ihm. Zumindest so lange, bis sie sein

Schlafanzugoberteil für die Herzmassage öffneten. In die Haut seines Brustkorbs war eine Botschaft tätowiert.

Töte mich.

Ärztin und Pfleger übersahen sie geflissentlich. Ihre Aufgabe bestand darin, Leben zu retten. Aber von diesem Moment an gingen sie mit besonderer Aufmerksamkeit vor.

»Die Sättigung sinkt«, sagte Tony, nachdem er den Wert vom Messgerät abgelesen hatte. Der Sauerstoff erreichte die Lunge des Mannes nicht.

»Wir müssen ihn intubieren, sonst verlieren wir ihn.« Monica holte das Laryngoskop aus dem Ärztekoffer und

stellte sich hinter den Kopf des Patienten. Plötzlich sah sie in Tonys Augen etwas aufblitzen, das sie sich nicht erklären konnte. Tony war ein abgeklärter Profi, und trotzdem hatte ihn etwas zutiefst erschüttert. Etwas, das sich direkt hinter ihr befand.

Im Krankenhaus kannte jeder die Geschichte der jungen Ärztin und ihrer Schwester. Es hatte sie zwar noch nie jemand darauf angesprochen, aber sie sah sie durchaus: die mitleidigen, nervösen Blicke der Kollegen, die sich insgeheim fragten, wie man mit so einer Last weiterleben kann.

Genau diesen Gesichtsausdruck hatte

der Pfleger jetzt, nur viel extremer. Deshalb drehte sich Monica kurz um und sah, was Tony gesehen hatte.

In der Zimmerecke lag einsam und allein ein Rollschuh, der direkt aus der Hölle zu kommen schien.

Ein roter Rollschuh mit goldenen Schnallen, der genauso aussah wie sein Gegenstück, das nicht hierher, sondern in ein anderes Haus, in ein anderes Leben gehörte. Monica hatte die Rollschuhe immer ein bisschen kitschig gefunden, aber Teresa meinte, sie seien retro. Teresa war *ihr* Gegenstück, ihre Zwillingsschwester. Und so kam es, dass Monica glaubte, sich selbst zu sehen, als

Teresas Leiche eines kalten Dezembermorgens in den Flussauen gefunden wurde.

Teresa war gerade mal einundzwanzig gewesen, als sie erwürgt worden war.

Angeblich wissen Zwillinge immer, was gerade im anderen vorgeht, auch über viele Kilometer hinweg. Doch Monica konnte das nicht bestätigen. Sie hatte keinerlei Angst oder Gefahr verspürt, als Teresa eines Sonntagnachmittags nach einem Rollschuhausflug mit Freundinnen entführt worden war. Erst einen Monat später war ihre Leiche aufgetaucht, und zwar mit den Kleidern am Leib, mit

denen Teresa verschwunden war.

Ein roter Rollschuh hatte noch an ihrem Fuß gesteckt und ausgesehen wie eine groteske Prothese.

Seit sechs Jahren bewahrte Monica ihn nun schon auf und fragte sich, wo der andere geblieben war – ja, ob die beiden Rollschuhe jemals wieder zusammenfinden würden. Immer wieder versuchte sie, sich das Gesicht desjenigen vorzustellen, der ihn behalten hatte. Immer wieder glaubte sie, es in dem eines fremden Passanten zu erkennen. Mit der Zeit war eine Art Spiel daraus geworden.

Und jetzt war Monica vielleicht mit der Antwort auf all ihre Fragen konfrontiert.

Sie betrachtete den Mann zu ihren Füßen. Seine rissigen, feisten Hände, seine Nasenhaare, den Urinfleck im Schritt. Er sah so gar nicht aus wie das Monster, das sie sich vorgestellt hatte. Stattdessen wirkte er völlig banal. Wie ein ganz normaler Mensch, dazu noch einer mit einem schwachen Herzen.

Tony riss sie aus ihren Gedanken. »Ich ahne, was gerade in dir vorgeht«, sagte er. »Wir können die Maßnahmen auch einstellen und den Dingen einfach ihren Lauf lassen. Du brauchst es mir nur zu sagen. Niemand wird je davon erfahren.«

Es war sein Vorschlag gewesen – vielleicht, weil ihm nicht entgangen war,

wie ihre Hand mit dem Laryngoskop kurz vor dem röchelnden Mund gezögert hatte.

Noch einmal warf Monica einen Blick auf den Brustkorb des Mannes.

Töte mich.

Vielleicht war es das Letzte, was ihre Schwester gesehen hatte, als ihr die Kehle durchgeschnitten worden war. Nicht gerade ein Wort des Trostes, das eigentlich jedem zusteht, der diese Welt verlässt. Ihr Mörder hatte sich über sie lustig gemacht, ja, seine Lust damit noch gesteigert. Aber vielleicht hatte sich Teresa den Tod auch herbeigesehnt, um nicht länger leiden zu müssen. Vor Wut umklammerte Monica das Laryngoskop

so fest, dass ihre Knöchel weiß hervortraten.

Töte mich.

Dieser Schuft hatte sich die beiden Worte aufs Brustbein tätowieren lassen, aber als es ihm selbst dreckig ging, hatte er den Krankenwagen gerufen. Auch er hatte Angst vor dem Tod.

Monica dachte nach. Alle, die Teresa gekannt hatten, sahen in ihr, der Schwester, nur eine täuschend echte Kopie, eine Wachskabinettfigur, die Nachbildung einer Verstorbenen. Für ihre Angehörigen war sie das, was ihre Schwester nie sein durfte. Sie konnten sehen, wie sie sich weiterentwickelte,

suchten in ihr nach Teresa. Jetzt hatte Monica endlich die Chance, sich von ihr abzuheben, sich vom Gespenst ihrer Zwillingsschwester zu befreien. Ich bin Ärztin!, ermahnte sie sich. Gern hätte sie einen Hauch von Mitleid für den Menschen vor ihr empfunden oder wenigstens Ehrfurcht vor einer höheren Gerechtigkeit – etwas, woran sie sich orientieren konnte. Stattdessen spürte sie rein gar nichts. Also bemühte sie sich, irgendwie daran zu zweifeln, dass dieser Mann etwas mit Teresas Tod zu tun hatte. Aber sosehr sie sich auch anstrengte – es gab nur eine Erklärung, warum dieser Rollschuh hier war.

Töte mich.

Und in diesem Moment begriff Monica, dass ihre Entscheidung längst gefallen war.

6 Uhr 19

In Rom herrschte tristes Regenwetter. Lange Schatten umhüllten die Gebäude der Altstadt: ein Defilee stummer, tränenbenetzter Fassaden. Die Gassen, die sich wie Eingeweide um die Piazza Navona herumwanden, lagen wie ausgestorben da. Aber nur wenige Schritte vom Bramante-Tempel entfernt spiegelten sich die Fenster des alten Caffè della Pace im nassen Kopfsteinpflaster.

Dahinter sah man mit rotem Samt bezogene Stühle, Tische mit Platten aus grau durchzogenem Marmor, Statuen im Stil der Neurenaissance und das übliche

Publikum: Künstler, vorwiegend Maler und Musiker, die den unvollkommenen Sonnenaufgang beklagten. Aber auch Antiquitätenhändler und andere Ladenbesitzer, die darauf warteten, ihre Geschäfte zu öffnen, sowie der ein oder andere Schauspieler, der nach nächtlichen Proben auf einen Cappuccino vorbeigekommen war. Sie alle suchten nach etwas Trost an diesem scheußlichen Morgen und waren ins Gespräch vertieft. Niemand achtete auf die beiden schwarz gekleideten Fremden, die sich hinter ein Tischchen am Eingang zurückgezogen hatten.

»Was machen deine Kopfschmerzen?«,

fragte der Jüngere.

Der tupfte nicht länger die Zuckerkristalle um die leere Kaffeetasse auf und fuhr sich instinktiv über die Narbe an der linken Schläfe. »Manchmal rauben sie mir den Schlaf, aber sie sind nicht mehr ganz so schlimm.«

»Hast du immer noch diesen Traum?«

»Jede Nacht«, erwiderte der Mann und schaute auf, sodass man seine tiefblauen, traurigen Augen sah.

»Das geht vorbei.«

»Ja, das geht vorbei.«

Die darauf folgende Stille wurde nur durch das anhaltende Zischen der Espressomaschine unterbrochen.

»Es wird Zeit, Marcus«, sagte der Jüngere.

»Aber ich bin noch nicht so weit.«

»Wir können einfach nicht länger warten. Sie fragen nach dir. Alle wollen wissen, wie weit du bist.«

»Ich mache doch Fortschritte, oder etwa nicht?«

»Ja, das schon: Es geht dir jeden Tag ein Stückchen besser, und das beruhigt mich, wirklich! Aber der Erwartungsdruck ist enorm. Von dir hängt so einiges ab.«

»Aber wer ist denn so an mir interessiert? Ich würde mich gern mal mit diesen Leuten treffen, mit ihnen reden.

Ich kenne nur dich, Clemente.«

»Das haben wir doch bereits besprochen. Es geht nicht.«

»Warum?«

»Weil es nun mal nicht geht.«

Marcus berührte erneut die Narbe – wie immer, wenn er nervös war.

Clemente beugte sich zu ihm vor, zwang ihn, ihn anzusehen.

»Es dient deiner eigenen Sicherheit.«

»Es dient *ihrer* Sicherheit, meinst du wohl.«

»Das natürlich auch.«

»Ich könnte sie in Verlegenheit bringen, und das muss unbedingt vermieden werden, stimmt's?«

Marcus' Sarkasmus ließ Clemente ungerührt. »Was stört dich denn so daran?«

»Dass es mich gar nicht gibt.«

Bei diesen Worten war seine Stimme schmerzverzerrt.

»Dass nur ich weiß, wie du aussiehst, gibt dir sämtliche Freiheiten, verstehst du das denn nicht? Die anderen kennen nur deinen Namen, ansonsten verlassen sie sich auf mich. Du bist also in keiner Weise eingeschränkt. Da niemand weiß, wer du bist, kann dich nichts aufhalten.«

»Warum?«, erwiderte Marcus heftig.

»Weil das, worauf wir Jagd machen, auch sie korrumpieren kann. Wenn alles

andere fehlschlägt, wenn sämtliche Sicherheitsmaßnahmen versagen, gibt es wenigstens noch einen, der aufpasst. Du bist ihr letztes Bollwerk.«

In Marcus' Augen blitzte Widerspruch auf. »Beantworte mir bitte eine Frage: Gibt es noch mehr von meiner Sorte?«

Nach einer kurzen Pause sagte Clemente: »Das weiß ich nicht. Das kann ich auch gar nicht wissen.«

»Du hättest mich im Krankenhaus lassen sollen …«

»So etwas darfst du nicht sagen, Marcus. Bitte enttäusch mich nicht!«

Marcus sah aus dem Fenster. Der Regen hatte nachgelassen, und die

Passanten, die sich irgendwo untergestellt hatten, setzten ihren Weg fort. Er hatte noch viele Fragen an Clemente. Zu Dingen, die ihn betrafen, zu Dingen, die er nicht mehr wusste. Der Mann vor ihm war seine einzige Verbindung zur Welt, besser gesagt, er *war* seine Welt. Marcus hatte keinen anderen Ansprechpartner, hatte keine Freunde. Trotzdem wusste er Dinge, die er nie hatte wissen wollen. Dinge über Menschen und über das Böse, zu dem sie fähig sind. Dinge, die so schrecklich sind, dass sie einen jedes Vertrauen verlieren lassen und alles vergiften. Er musterte die Umsitzenden, die wohl keine so schwere Last trugen,

und beneidete sie. Clemente hatte ihn gerettet, doch ihn gleichzeitig dazu gezwungen, eine Schattenwelt zu betreten.

»Warum ausgerechnet ich?«, fragte Marcus und wich weiterhin seinem Blick aus.

Clemente lächelte. *»Hunde sind farbenblind.«* Das sagte er jedes Mal, wenn er ihm diese Frage stellte. »Ich kann mich also auf dich verlassen?«

Marcus wandte sich wieder seinem einzigen Freund zu. »Ja. Du kannst dich auf mich verlassen.«

Ohne dem noch etwas hinzuzufügen, fasste Clemente in die Innentasche des

Regenmantels, der über der Stuhllehne hing. Er zog einen Briefumschlag hervor, legte ihn auf den Tisch und schob ihn Marcus hin. Der nahm ihn mit der ihm eigenen Konzentration entgegen und öffnete ihn.

Drei Fotos befanden sich darin.

Das erste zeigte junge Leute bei einer Strandparty. Im Vordergrund sah man zwei Mädchen im Badeanzug, die sich am Lagerfeuer mit Bier zuprosteten. Das zweite zeigte nur ein Mädchen. Sie hatte die Haare zusammengebunden und trug eine Brille: Das Mädchen lächelte und zeigte hinter sich auf den *Palazzo della Civiltà Italiana* – ein Wahrzeichen des

italienischen Neoklassizismus. Auf dem dritten Foto umarmte dasselbe Mädchen einen Mann und eine Frau, wahrscheinlich die Eltern.

»Wer ist das?«, fragte Marcus.

»Sie heißt Lara und ist dreiundzwanzig Jahre alt. Sie studiert hier in Rom im achten Semester Architektur, stammt aber von außerhalb.«

»Was ist ihr zugestoßen?«

»Das weiß keiner. Sie ist seit fast einem Monat verschwunden.«

Marcus konzentrierte sich auf Laras Gesicht, wobei er das Stimmengewirr und auch sonst alles um sich herum komplett ausblendete. Ein typisches Mädchen aus

der Provinz, das plötzlich in die Großstadt verpflanzt wurde. Sehr hübsch, mit feinen Gesichtszügen, ungeschminkt. Marcus ahnte, dass Lara fast immer Pferdeschwanz trug, weil sie sich keinen Friseur leisten konnte. Wahrscheinlich ließ sie sich die Haare nur schneiden, bevor sie nach Hause fuhr. Auch die Kleidung war ein Kompromiss: Sie trug Jeans und T-Shirt, um nicht mit der Mode gehen zu müssen. Man sah ihr die Nächte an, die sie mit ihren Büchern verbrachte, die Abende, an denen sie nichts außer einer Dose Thunfisch aß – die letzte Rettung aller Studenten, wenn am Monatsende das Geld knapp wird und der

Scheck der Eltern noch auf sich warten lässt. Sie war zum ersten Mal von zu Hause fort, hatte tagtäglich mit Heimweh zu kämpfen, das nur dadurch erträglich wurde, dass sie ihrem Traum, Architektin zu werden, hier ein Stückchen näher kam.

»Erzähl mir mehr.«

Clemente griff nach einem Block, schob die Tasse beiseite und überflog seine Notizen. »Am Abend ihres Verschwindens war Lara noch mit Freunden unterwegs. Auf sie hat sie ganz normal gewirkt: Sie haben sich so wie immer unterhalten, bis Lara dann gegen neun müde wurde und nach Hause wollte. Zwei ihrer Freunde – ein Pärchen – haben sie vor der Haustür

abgesetzt und gewartet, bis sie das Gebäude betreten hatte.

»Wo wohnt sie?«

»In einem Altbau im Zentrum.«

»Gibt es noch weitere Mietparteien?«

»Etwa zwanzig. Das Gebäude gehört der Universität, und Laras Wohnung liegt im Erdgeschoss. Bis August hat sie mit einer Freundin zusammengelebt, die dann ausgezogen ist. Sie war gerade auf der Suche nach einer neuen Mitbewohnerin.«

»Gibt es irgendwelche Spuren?«

»Über ihre Telefonate konnte nachgewiesen werden, dass Lara zu Hause gewesen ist. Zwei mit ihrem Handy getätigte Anrufe sind

dokumentiert: einer um 21 Uhr 27 und einer um 22 Uhr 12. Der erste dauerte zehn Minuten und galt der Mutter, der zweite ihrer besten Freundin. Um 22 Uhr 19 wurde ihr Handy aus- und dann nicht mehr eingeschaltet.«

Eine junge Kellnerin trat an ihren Tisch, um die Tassen abzuräumen. Sie ließ sich bewusst Zeit damit, um ihnen die Gelegenheit zu geben, noch etwas zu bestellen. Ohne Erfolg. Sie schwiegen, bis sie wieder ging.

»Wann wurde sie vermisst gemeldet?«, fragte Marcus.

»Gleich am nächsten Abend. Als sie am nächsten Tag nicht zur Uni kam, haben

ihre Freunde mehrfach versucht, sie zu erreichen, aber es meldete sich immer nur der Anrufbeantworter. Gegen acht haben sie dann an ihrer Tür geklingelt, aber niemand hat aufgemacht.«

»Und was sagt die Polizei?«

»Am Tag vor ihrem Verschwinden hat Lara vierhundert Euro abgehoben, um die Miete zu zahlen. Aber die Universitätsverwaltung hat den Betrag nie erhalten. Glaubt man Laras Mutter, sind Kleidungsstücke und ein Rucksack aus ihrem Kleiderschrank verschwunden. Außerdem fehlt jede Spur von ihrem Handy. Deshalb geht die Polizei von einem freiwilligen Verschwinden aus.«

»Wie praktisch für sie!«

»Du kennst das ja: Wenn es keinen Hinweis darauf gibt, dass man das Schlimmste befürchten muss, wird die Suche nach einer gewissen Zeit eingestellt. Dann wartet man einfach ab.«

So lange, bis eine Leiche auftaucht, dachte Marcus.

»Das Mädchen hatte einen geregelten Tagesablauf. Sie verbrachte viel Zeit an der Uni und bewegte sich ansonsten ausschließlich in ihrem Freundeskreis.«

»Und was sagen die Freunde?«

»Dass es Lara überhaupt nicht ähnlich sieht, einfach so zu verschwinden. Allerdings soll sie sich in der letzten Zeit

verändert haben: Sie war oft müde und zerstreut.«

»Gibt es keinen Freund, keinen Flirt?«

»Die Einzelverbindungsnachweise ihres Handys verzeichnen keinerlei Anrufe, die nicht ihrem Freundeskreis zugeordnet werden können. Niemand wusste etwas von einem Freund.«

»Internet?«

»Sie hat sich in der Bibliothek ihrer Fakultät eingewählt oder in einem Internetcafé am Bahnhof. In ihrem Eingangsverzeichnis wurden keinerlei verdächtige E-Mails gefunden.«

In diesem Moment wurde die Glastür des Cafés aufgerissen, und ein neuer Gast

brachte einen kalten Windstoß herein. Alle bis auf Marcus, der seinen Gedanken nachhing, drehten sich genervt um. »Lara kommt wie jeden Abend nach Hause. Sie ist müde, wie so oft in der letzten Zeit. Ihr letzter Kontakt mit der Außenwelt ereignet sich um 22 Uhr 19, danach schaltet sie das Handy aus. Es verschwindet mit ihr und wird nie wieder eingeschaltet. Danach verliert sich jede Spur. Es fehlen Kleidungsstücke, Geld und ein Rucksack: Deshalb geht die Polizei von einem freiwilligen Verschwinden aus … Lara hat das Haus verlassen – vielleicht allein, vielleicht in Begleitung. Niemand hat etwas bemerkt.« Marcus musterte

Clemente. »Warum müssen wir davon ausgehen, dass ihr etwas zugestoßen ist? Warum überhaupt wir?«

Clementes Blick sprach Bände. Darum ging es, um *Auffälligkeiten*, im Grunde war es das, wonach sie suchten. Nach winzigen Rissen in der Maske der Normalität. Nach kleinen logischen Brüchen, hinter denen oft mehr steckte, als man zunächst dachte, nämlich eine andere, kaum vorstellbare Wahrheit. Und an dieser Stelle kamen sie ins Spiel.

»Lara hat das Haus nie verlassen, Marcus. Ihre Tür war von innen verschlossen.«

Clemente und Marcus begaben sich direkt dorthin. Das Haus lag in der Via dei Coronari, nur zwei Schritte von der Piazza San Salvatore in Lauro mit der kleinen Kirche aus dem sechzehnten Jahrhundert entfernt. Sie brauchten nur wenige Sekunden, um sich Zutritt zur Erdgeschosswohnung zu verschaffen. Niemand bekam etwas mit.

Schon beim Betreten von Laras Wohnung sah Marcus sich um. Als Erstes fiel ihm das aufgebrochene Türschloss auf. Um in Laras Wohnung zu kommen, hatte die Polizei die Tür aufbrechen müssen. Dabei hatten die Beamten die von innen vorgelegte Kette übersehen, die

gerissen war und jetzt am Türrahmen baumelte.

Die Wohnung hatte höchstens sechzig Quadratmeter, verteilt auf zwei Etagen. Unten gab es einen einzigen großen Raum mit Küchenzeile: einen Elektroherd an der Wand, darüber offene Regale. Daneben ein Kühlschrank mit lauter bunten Magneten, darauf ein Übertopf mit einem inzwischen vertrockneten Alpenveilchen. Vier Stühle und ein Tisch, auf dem ein Tablett mit Tassen und Teeutensilien stand. Zwei Sofas über Eck vor einem Fernseher. An den grün gestrichenen Wänden hingen keine Bilder oder Poster, sondern Grund- und Aufrisse berühmter

Bauwerke aus aller Welt. Das Fenster, das wie alle dieser Wohnung auf den Innenhof hinausging, war durch Eisenstäbe gesichert. Auf diesem Weg hatte also niemand einsteigen oder verschwinden können.

Marcus erfasste jedes noch so kleine Detail. Er bekreuzigte sich stumm, was Clemente ihm sofort nachtat. Dann ging er im Zimmer umher. Doch es genügte ihm nicht, nur zu schauen: Er berührte die Gegenstände, strich leicht darüber, als wollte er einen Rest Energie, ja, irgendein Signal erspüren. Als könnten die Dinge mit ihm kommunizieren, ihm mitteilen, was sie wussten oder gesehen hatten. Wie

ein Wünschelrutengänger, der dem Ruf einer versteckten Wasserader folgt, lotete Marcus das Schweigen der unbelebten Gegenstände aus.

Clemente beobachtete ihn dabei, hielt sich aber im Hintergrund, um ihn nicht abzulenken. Er konnte keinerlei Verunsicherung feststellen, stattdessen wirkte sein Mann konzentriert und energisch. Es war ein wichtiger Test für sie beide: Marcus merkte, dass er dem Job, für den man ihn ausgebildet hatte, wieder gewachsen war, und Clemente, dass er sich nicht getäuscht hatte.

Er beobachtete, wie Marcus auf das Ende des Raumes zuging, wo eine Tür zu

einem kleinen Bad führte. Es war weiß gefliest und wurde von einer Neonröhre beleuchtet. Die Duschkabine befand sich zwischen Waschbecken und Toilette. Es gab eine Waschmaschine und eine Kammer für Besen und Putzmittel. An der Innenseite der Badezimmertür hing ein Kalender.

Marcus machte kehrt und wandte sich anschließend nach links: Eine Treppe führte zur Galerie hinauf. Er nahm immer drei Stufen auf einmal und stand schließlich auf einem schmalen Treppenabsatz, von dem zwei Zimmer abgingen.

Das erste wartete auf eine neue

Bewohnerin. Darin befanden sich nur eine unbezogene Matratze, ein Sessel und eine Kommode.

Das andere Zimmer war das von Lara.

Die Fensterläden waren offen. In einer Ecke stand ein Tisch mit einem Computer, darüber hing ein Regal voller Bücher. Marcus trat näher und fuhr mit dem Finger über die Rücken der Architekturbände. Dann strich er fast zärtlich über die unvollendete technische Zeichnung einer Brücke. Er griff nach einem der Stifte in einem Becher und schnupperte daran. Das Gleiche machte er mit einem Radiergummi. Er konnte die heimlichen Freuden nachvollziehen, die

einem nur Schreibwaren verschaffen können.

Dieser Duft gehörte zu Laras Welt, das war der Ort, an dem sie glücklich war. Hier lag ihr kleines Reich.

Marcus öffnete den Schrank und schob die Kleiderbügel zur Seite. Einige davon waren leer. Im untersten Fach standen drei Paar Schuhe: zwei Paar Turnschuhe und ein Paar Peeptoes für besondere Anlässe. Aber da war auch noch Platz für ein viertes Paar, das fehlte.

Das Bett war 1,40 Meter breit. Zwischen den Kissen schaute ein Plüschteddy hervor. Bestimmt hatte er Laras Leben von Anfang an begleitet, und

jetzt war er allein zurückgeblieben.

Auf der einzigen Kommode standen ein gerahmtes Foto von Lara und ihren Eltern sowie eine Blechdose. Sie enthielt einen Ring mit einem kleinen Saphir, ein Korallenarmband und Modeschmuck. Marcus sah sich das Foto genauer an. Er erkannte es wieder, denn es war eines der Bilder, die Clemente ihm im Caffè della Pace gezeigt hatte. Lara trug darauf ein Goldkettchen mit Kreuzanhänger, das sich nun nicht in ihrer Schmuckdose befand.

Clemente hatte am Fuß der Treppe gewartet und sah, dass Marcus wieder herunterkam. »Und?«

Marcus blieb stehen. »Gut möglich, dass sie entführt wurde.« Dabei war er sich in dem Moment, als er den Satz aussprach, bereits sicher, dass dem so war.

»Wie kommst du darauf?«

»Hier herrscht viel zu viel Ordnung, so als wären die fehlenden Kleidungsstücke und das verschwundene Handy nur Teil einer Inszenierung. Aber derjenige, der das alles arrangiert hat, hat die Kette übersehen, die vor die Tür gelegt war.«

»Aber wie konnte er …?«

»Darauf kommen wir noch«, unterbrach ihn Marcus. Er lief durchs Zimmer, versuchte, sich ganz genau

vorzustellen, was hier passiert war. Ihm schwirrte der Kopf, und die einzelnen Mosaiksteinchen setzten sich nach und nach vor seinem inneren Auge zusammen. »Lara hatte Besuch.«

Clemente wusste, was in diesem Moment passierte: Marcus versetzte sich gerade in die Situation hinein. Und genau das war seine besondere Begabung.

Zu sehen, was der Eindringling gesehen hat.

»Er war in Laras Abwesenheit hier, hat sich auf ihr Sofa gesetzt, ihre Matratze ausprobiert und in ihren Sachen herumgewühlt. Er hat sich die Fotos angesehen, sich ihre Erinnerungen

angeeignet. Er hat ihre Zahnbürste berührt, an ihren Kleidern geschnuppert. Er hat aus dem Glas getrunken, das sie in die Spüle gestellt hat.«

»Ich kann dir nicht ganz folgen …«

»Er kannte sich aus. Er wusste über Lara Bescheid, über ihren Tagesablauf, ihre Angewohnheiten.«

»Aber hier gibt es nichts, was auf eine Entführung hinweist. Es gibt keine Kampfspuren, niemand im Haus hat Schreie oder Hilferufe gehört. Wie kommst du darauf?«

»Er hat sie entführt, als sie schlief.«

Clemente wollte etwas erwidern, doch Marcus kam ihm zuvor. »Hilf mir, den

Zucker zu suchen.«

Clemente gehorchte, ohne zu wissen, was Marcus vorhatte. In dem Regal über dem Herd entdeckte er eine Dose mit der Aufschrift SUGAR. In der Zwischenzeit sah sich Marcus die Zuckerschale auf dem Tisch näher an, die direkt neben den Teeutensilien stand.

Beide Behälter waren leer.

Die Männer tauschten einen wissenden Blick aus, die Gefäße noch in der Hand. Beide waren sie fast schon euphorisch, denn das war kein Zufall. Marcus riet nicht einfach blind drauflos. Er war intuitiv auf etwas gestoßen, das alles beweisen konnte.

»Nirgendwo lassen sich Betäubungsmittel so gut verstecken wie in Zucker: Er überdeckt ihren Geschmack, außerdem ist so gewährleistetet, dass das Opfer regelmäßig dazu greift.«

»Und glaubt man ihren Freunden, war Lara in letzter Zeit ständig müde.« Clemente war wie elektrisiert. Das warf ein vollkommen neues Licht auf die Sache, aber noch durfte er Marcus nicht davon in Kenntnis setzen.

»Das Ganze hat sich nach und nach abgespielt, ohne jede Eile«, fuhr Marcus fort. »Was beweist, dass der Entführer schon vor der besagten Nacht hier gewesen ist. Zusammen mit den

Kleidungsstücken und dem Handy hat er auch den Zucker mit dem Betäubungsmittel verschwinden lassen.«

»Aber er hat die Türkette vergessen!«, fügte Clemente hinzu. Sie war das störende Detail, das das Theoriegebäude der Polizei einstürzen ließ. »Aber wie ist er reingekommen, und vor allem: Wie sind sie wieder rausgekommen?«

Marcus sah sich erneut um. »Wo sind wir hier?« Rom war die größte »bewohnte« Ausgrabungsstätte der Welt. Die Stadt hatte sich Schicht für Schicht entwickelt, und man musste nur wenige Meter tief graben, um auf Spuren früherer Epochen und Zivilisationen zu stoßen.

Doch Marcus wusste, dass sich das Leben auch an der Oberfläche in Schichten ablagert. Jeder Ort erzählte mehrere Geschichten, erfüllte mehr als nur einen Zweck. »Was ist das für ein Gebäude? Nicht heute, sondern ursprünglich: Du hast erwähnt, dass es aus dem achtzehnten Jahrhundert stammt?«

»Es war einer von mehreren Wohnsitzen der Marchesi Costaldi.«

»Ja. Die Adligen haben die oberen Stockwerke bewohnt, während hier unten Läden, Lager und Stallungen untergebracht waren.« Marcus berührte die Narbe an seiner linken Schläfe. Er wusste nicht genau, woher dieses Wissen

stammte – wie auch? Viele Informationen waren ihm für immer entfallen. Andere kehrten plötzlich zurück, wobei sie stets die unangenehme Frage nach ihrem Ursprung aufwarfen. In seinem Kopf waren Dinge gespeichert, auf die er leider keinen Zugriff mehr hatte. Doch manchmal tauchten sie wieder auf und riefen ihm diesen nebulösen Ort in Erinnerung, aber auch die Erkenntnis, dass er ihn niemals wiederfinden würde.

»Du hast recht«, sagte Clemente. »Das Gebäude ist lange Zeit unverändert geblieben. Erst vor etwa zehn Jahren ist es in den Besitz der Universität übergegangen, und die hat es dann in ein

Studentenwohnheim umgewandelt.«

Marcus kniete sich hin. Das Parkett war aus massivem, unbearbeitetem Holz, die Fugen waren schmal. Nein, hier nicht!, dachte er. Ohne sich entmutigen zu lassen, ging er zum Bad hinüber, gefolgt von Clemente.

Er nahm einen der Eimer aus dem Besenschrank, stellte ihn unter die Dusche und füllte ihn zur Hälfte mit Wasser. Dann trat er einen Schritt zurück. Clemente stand hinter ihm und verstand nach wie vor gar nichts.

Marcus neigte den Eimer, sodass sich das Wasser auf den Fliesenboden ergoss. Zu ihren Füßen bildete sich eine Pfütze.

Sie starrten abwartend darauf.

Nach einigen Sekunden verschwand das Wasser.

Wie bei dem Zaubertrick, bei dem die Assistentin aus einer verschlossenen Kiste verschwindet. Nur dass es diesmal eine Erklärung gab.

Das Wasser war in den Untergrund gesickert.

Zwischen zwei Fliesen bildeten sich Luftbläschen, die irgendwann ein exaktes Quadrat ergaben. Jede Seite maß etwa einen Meter.

Marcus ging auf die Knie und fuhr mit den Fingern über die Fliesen. Er tastete nach einem Spalt und glaubte, auf etwas

gestoßen zu sein. Er stand auf und sah sich suchend um. Von einer der Arbeitsflächen nahm er eine Schere. Damit ließ sich das Fliesenviereck anheben. Eine Falltür!

»Warte, ich helfe dir!«, sagte Clemente.

Sie klappten die Tür auf und entdeckten eine alte Steintreppe, die mehrere Meter tief in den Keller führte.

»Das ist der Weg, den der Eindringling genommen hat!«, verkündete Marcus. »Und zwar mindestens zweimal: Als er die Wohnung betreten und als er sie zusammen mit Lara verlassen hat.« Marcus griff zu der kleinen Taschenlampe, die er immer dabeihatte,

schaltete sie ein und richtete sie auf die Öffnung.

»Willst du da runtergehen?«

Er drehte sich zu Clemente um. »Wieso fragst du? Habe ich eine Wahl?«

Mit der Taschenlampe in der Hand stieg Marcus die Treppe hinab. Unten angekommen, fand er sich in einem Tunnel wieder, der unter dem Haus hindurchführte und sich in zwei entgegengesetzten Richtungen verlor. Ein echter unterirdischer Gang. Man konnte nur nicht sagen, wohin er führte.

»Alles in Ordnung?«, fragte Clemente, der oben geblieben war.

»Ja«, sagte Marcus lakonisch. Wahrscheinlich war der Tunnel im achtzehnten Jahrhundert eine Art Fluchtweg gewesen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich für eine der beiden Richtungen zu entscheiden. Er nahm die, aus der ein dumpfes Geräusch wie von prasselndem Regen kam. Er legte an die fünfzig Meter zurück und rutschte auf dem schlammigen Boden mehrmals aus. Ein paar Ratten flitzten zwischen seinen Beinen hindurch und streiften ihn mit ihren warmen, glatten Körpern, bevor sie in der schützenden Dunkelheit verschwanden. Er nahm das Rauschen des Tibers wahr, der durch den

anhaltenden Regen stark angeschwollen war, und witterte seinen süßlichen Geruch wie ein Tier bei der Jagd. Er folgte beidem und sah kurz darauf ein großes Gitter, durch das graues Tageslicht hereinfiel. Hier war kein Durchkommen möglich. Also machte er kehrt und versuchte es mit der Gegenrichtung. Er war erst wenige Meter gegangen, als er etwas im Schlamm glitzern sah.

Er bückte sich und hob es auf: Es war ein Goldkettchen mit Kreuzanhänger.

Er hatte es an Laras Hals gesehen – auf dem Foto, das die junge Frau zusammen mit ihren Eltern zeigte. Die Kette war der Beweis, dass er mit seinen Vermutungen

ins Schwarze getroffen hatte.

Clemente hatte sich nicht in ihm getäuscht: Genau das war seine Begabung.

Wie elektrisiert von seiner Entdeckung, bemerkte er seinen Freund erst, als er neben ihm stand.

Er zeigte ihm das Kettchen. »Schau mal …«

Clemente nahm es ihm aus der Hand und musterte es sorgfältig.

»Das Mädchen könnte noch leben!«, sagte Marcus, regelrecht beflügelt von der Entdeckung. »Wir haben eine Spur, wir können herausfinden, wer der Täter ist.« Erst da fiel ihm auf, dass der Freund seine

Begeisterung nicht teilte, sondern eher verstört wirkte.

»Das wissen wir bereits. Ich brauchte nur einen Beweis dafür – und leider haben wir ihn gefunden.«

»Und der wäre?«

»Das Betäubungsmittel im Zucker.«

Marcus verstand nicht. »Aber was ist denn dann dein Problem?«

Clemente musterte ihn ernst. »Ich glaube, es wird Zeit, dass du Jeremiah Smith kennenlernst.«

8 Uhr 40

Die erste Lektion, die Sandra Vega gelernt hatte, war, dass Häuser niemals lügen.

Wenn Menschen etwas von sich erzählen, konstruieren sie unter Umständen Lügengebäude, an die sie am Ende selbst glauben. Doch der Ort, an dem sie leben, verrät alles über sie.

Durch ihren Beruf hatte Sandra schon viele Häuser gesehen. Immer wenn sie eine neue Schwelle überschritt, hatte sie das Gefühl, vorher um Erlaubnis bitten zu müssen. Aber für das, wofür sie kam, brauchte man nicht einmal zu klingeln.

Schon Jahre bevor sie diesen Beruf

ausgeübt hatte, hatte sie auf nächtlichen Zugfahrten immer in die erleuchteten Fenster geschaut und sich gefragt, was wohl dahinter vorging. Welche Leben, welche Geschichten spielten sich dahinter ab? Manchmal wurde sie unfreiwillig Zeugin davon: eine Frau, die beim Bügeln fernsah. Ein Mann im Sessel, der Rauchringe an die Decke blies. Ein Kind auf einem Stuhl, das in einer Kommode wühlte. Doch dann war der Zug weitergefahren, und diese Leben hatten sich unbeobachtet fortgesetzt.

Sie hatte sich immer ausgemalt, einen solchen Moment auszudehnen, sich unsichtbar zwischen den Dingen zu

bewegen, die diesen Menschen am nächsten waren. Sie bei ihren banalen Alltagsverrichtungen zu beobachten, als wären sie Fische in einem Aquarium.

Und bei sämtlichen jemals von ihr bewohnten Häusern hatte Sandra sich stets gefragt, was wohl vor ihr dort passiert war. Welch freudige und welch traurige Ereignisse dort unbesehen stattgefunden hatten.

Manchmal gingen ihr die Dramen und Horrorszenarien, die von den Häusern gehütet wurden, wie Geheimnisse, noch lange nach. Die Häuser dagegen vergaßen zum Glück schnell. Die Bewohner wechselten, und alles begann von vorn.

Manchmal hinterließen diejenigen, die gingen, Spuren: einen vergessenen Lippenstift auf der Badezimmerablage. Eine alte Zeitschrift auf einer Konsole. Ein Paar Schuhe in einer Abstellkammer. Einen Zettel mit der Nummer des Frauennotrufs, ganz hinten in einer Schublade.

Anhand solch kleiner Hinweise ließ sich die Biografie eines Menschen manchmal von hinten aufrollen.

Nie hätte sie gedacht, dass die Suche nach solchen Details einmal ihr Beruf sein würde. Allerdings mit einem entscheidenden Unterschied: Wenn sie hinzugezogen wurde, hatten die Orte ihre

Unschuld bereits für immer verloren.

Sandra hatte die ganz normale Polizeilaufbahn absolviert. Sie trug eine Dienstwaffe und konnte gut damit umgehen. Aber ihre Uniform war der weiße Schutzanzug der Spurensicherung. Nach einer Fortbildung hatte sie darum gebeten, zu den Polizeifotografen versetzt zu werden.

Wenn sie mit ihren Kameras zum Tatort kam, dann um die Zeit anzuhalten. Alles gefror im Blitzlichtgewitter. War dieser Moment erst einmal festgehalten, würde sich nichts mehr verändern.

Die zweite Lektion, die Sandra gelernt hatte, war, dass auch Häuser starben,

genau wie Menschen.

Ihre Aufgabe bestand darin, ihren letzten Atemzügen beizuwohnen, die sich dann ereigneten, wenn ihre Bewohner nie mehr einen Fuß in sie hineinsetzen würden. Zu den Vorboten ihres langsamen Verlöschens zählten ungemachte Betten, Teller in der Spüle, ein vergessener Strumpf auf dem Fußboden. Ganz so als wären die Bewohner überstürzt geflohen, um dem plötzlichen Weltuntergang zu entkommen. Dabei hatte sich der Weltuntergang innerhalb dieser vier Wände zugetragen.

Als Sandra die Wohnung im fünften

Stock eines einfachen Mietshauses am Stadtrand von Mailand betrat, wusste sie, dass sie diesen Tatort so schnell nicht wieder vergessen würde. Denn das Erste, was sie sah, war ein geschmückter Baum, obwohl es bis Weihnachten noch ziemlich lange hin war. Sie wusste, warum, denn als ihre Schwester fünf Jahre alt gewesen war, hatte auch sie den Eltern verboten, die Weihnachtsdekoration zu entfernen. Sie hatte einen ganzen Nachmittag lang geweint und getobt, bis die Familie endlich nachgegeben hatte. Irgendwann, so hatte sie gehofft, würde diese Phase vorbeigehen. Doch stattdessen war die Plastiktanne mit der Lichterkette und den

bunten Kugeln bis zum Herbst des darauffolgenden Jahres stehen geblieben. Und so sorgte nun der Anblick des Baumes dafür, dass sich Sandras Magen sofort schmerzhaft zusammenzog.

In diesem Haus lebte ein Kind.

Sie konnte seine Anwesenheit wittern. Denn die dritte Lektion, die sie gelernt hatte, war, dass Häuser einen Geruch hatten. Er kommt von denjenigen, die darin wohnen, und ist bei jedem Haus anders. Wechseln die Bewohner, verschwindet auch der Geruch und weicht einem neuen. Er entsteht erst mit der Zeit und begräbt andere Gerüche unter sich, seien sie nun chemischen oder

natürlichen Ursprungs wie die von Weichspüler und Kaffee, Schulbüchern und Zimmerpflanzen, Putzmitteln und Kohlsuppe. Bis er zum Erkennungsduft einer Familie wird. Die trägt ihn mit sich herum und nimmt ihn selbst nicht einmal wahr.

Und jetzt genügte allein dieser Duft, um diese Wohnung von der anderer Familien mit nur einem Haushaltseinkommen zu unterscheiden. Drei Zimmer, Küche, Bad. Die Möbel waren nach und nach angeschafft worden, nämlich immer dann, wenn es der Geldbeutel gerade zuließ. Die gerahmten Fotos waren fast alle in den

Sommerferien aufgenommen worden, denn mehr Urlaub war nicht drin. Auf dem Sofa vor dem Fernseher lag eine Decke: Dort hatten sie sich jeden Abend zusammengekuschelt, bis die Müdigkeit kam.

Sandra ließ das alles auf sich wirken. Nichts daran ließ erahnen, was anschließend geschehen war. Niemandem wäre auch nur das Geringste aufgefallen.

Die Polizisten liefen wie ungebetene Gäste zwischen den Zimmern hin und her. Schon allein ihre Anwesenheit zerstörte jede Privatsphäre. Aber Sandra fühlte sich schon lange nicht mehr wie ein Eindringling.

An solchen Verbrechensschauplätzen wurde so gut wie nicht gesprochen. Auch das Entsetzen hält sich an gewisse Spielregeln. Hier war jedes Wort überflüssig, weil jeder ganz genau wusste, was er zu tun hatte.

Doch keine Regel ohne Ausnahme: Eine davon war Fabio Sergi, der irgendwo in der Wohnung laut vor sich hin murmelte.

»Scheiße, aber das kann doch nicht wahr sein!«

Sandra brauchte nur seiner Stimme zu folgen: Sie kam aus einem winzigen, fensterlosen Bad.

»Was ist denn los?«, fragte sie, stellte die beiden Taschen mit ihrer Ausrüstung

im Flur ab und zog die Schuhüberzieher an.

»Was los ist? Heute ist wirklich ein wunderbarer Tag, das ist los!«, antwortete er zynisch, ohne sie anzusehen. Er schlug gerade unkontrolliert auf einen mobilen Gasheizkörper ein. »Dieses verdammte Ding will einfach nicht funktionieren!«

»Du wirst uns doch hoffentlich nicht alle in die Luft sprengen?«

Sergi warf ihr einen wütenden Blick zu. Sandra beließ es dabei, ihr Kollege war einfach zu gereizt. Stattdessen senkte sie den Blick und sah die männliche Leiche, die den gesamten Raum zwischen Tür und Toilette einnahm. Sie lag auf dem

Bauch und war vollkommen nackt. Ungefähr vierzig Jahre alt, dachte sie. Neunzig Kilo, ein Meter achtzig. Der Kopf war unnatürlich abgewinkelt, und in der Schädeldecke klaffte ein Sprung. Das Blut hatte eine dunkle Lache auf den schwarz-weißen Fliesen gebildet.

In den Händen hielt die Leiche eine Pistole.

Daneben lag eine Scherbe vom Waschbecken. Sie war höchstwahrscheinlich abgesplittert, als die Leiche dagegengefallen war.

»Wozu brauchst du einen Gasheizkörper?«, fragte Sandra.

»Ich muss den Tathergang nachstellen:

Der Typ hat geduscht und den Heizkörper mitgenommen, um das Bad zu beheizen. Gleich stelle ich das Wasser an, also beeil dich mit deinem Kram«, sagte er unhöflich.

Sandra begriff, was Sergi vorhatte: Der Dampf würde die Fußabdrücke auf dem Boden sichtbar machen. Auf diese Weise könnten sie nachvollziehen, wie sich das Opfer im Raum bewegt hatte.

»Ich brauche einen Schraubenzieher«, verkündete der Spurensicherungstechniker wütend. »Ich bin gleich wieder da. Versuch bitte, so nah wie möglich an den Wänden zu bleiben.«

Sandra sagte nichts darauf. Sie war solche Bemerkungen gewohnt. Die Techniker bildeten sich ein, die Einzigen zu sein, die in der Lage waren, einen Tatort zu dokumentieren. Hinzu kam, dass sie erst neunundzwanzig und eine Frau in einem traditionellen Männerberuf war. Hinter solch bevormundenden Kollegensprüchen steckte fast immer eine gehörige Portion Sexismus. Sergi war besonders schlimm. Sie hatten noch nie einen guten Draht zueinander gehabt, und Sandra arbeitete nicht gern mit ihm zusammen.

Sie nutzte seine Abwesenheit, um ihre Spiegelreflexkamera samt Stativ aus der

Tasche zu nehmen, und befestigte die Schaumstofffüße daran, um keine Spuren zu hinterlassen. Dann schraubte sie die Kamera so auf, dass das Objektiv nach oben zeigte. Nachdem sie es mit einem in Ammoniak getränkten Gazepad abgewischt hatte, damit es nicht beschlug, befestigte sie es an einem Panoramakopf für 360°-Aufnahmen.

Vom Allgemeinen zum Besonderen, lautete die Regel.

Die Kamera würde den gesamten Tatort auf mehreren automatisch ausgelösten Aufnahmen festhalten. Anschließend würde Sandra den Tathergang durch immer detailliertere,

von Hand geschossene Fotos dokumentieren. Dabei würde sie die einzelnen Beweisstücke mit gleich großen durchnummerierten Karten markieren, um späteren Betrachtern die chronologische Abfolge und die richtigen Proportionen zu vermitteln.

Sandra hatte die Kamera gerade in der Zimmermitte aufgebaut, als sie auf einer Konsole ein Aquarium mit zwei kleinen Schildkröten entdeckte. Es zog ihr das Herz zusammen. Sofort dachte sie an das Familienmitglied, das sich um die Tiere kümmerte: Sie erhielten Futter aus der danebenstehenden Schachtel, das nur wenige Zentimeter hohe Wasser, in dem

sie schwammen, wurde in regelmäßigen Abständen ausgetauscht, und ihr Lebensraum war mit Steinchen und einer Plastikpalme geschmückt worden.

Und das nicht von einem Erwachsenen!, dachte Sandra.

In diesem Moment kam Sergio mit dem Schraubenzieher zurück und machte sich erneut an dem mobilen Gasheizkörper zu schaffen. Innerhalb weniger Sekunden hatte er ihn zum Laufen gebracht.

»Wusst' ich doch, dass ich dich kleinkriege!«, rief er.

Das Bad war eng, und die Leiche füllte es beinahe komplett aus. Für drei Personen war darin eigentlich kein Platz.

»Wie wollen wir vorgehen?«, fragte Sandra.

»Ich werfe hier erst mal die Sauna an«, sagte Sergi und drehte den Warmwasserhahn der Dusche bis zum Anschlag auf. Er wollte sie eindeutig loswerden und schlug vor: »Du kannst ja schon mal mit der Küche anfangen. Dort gibt es einen ›Zwilling‹ …«

Tatorte wurden in primäre und in sekundäre Tatorte eingeteilt, um den Ort des Verbrechens von den Orten zu unterscheiden, an denen nur Dinge passiert waren, die damit zusammenhingen, wie zum Beispiel das Entsorgen einer Leiche oder Tatwaffe.

Als Sandra das Wort »Zwilling« hörte, begriff sie sofort, dass Sergi einen weiteren primären Tatort meinte. Und das konnte nur eines bedeuten: weitere Opfer. Ihre Gedanken eilten zurück zu den Schildkröten und dem Weihnachtsbaum.

Auf der Schwelle zur Küche erstarrte sie. Um nicht die Beherrschung zu verlieren, musste sie sich in solchen Situationen genauestens an das Handbuch für Polizeifotografen halten: knappe Anweisungen, die Ordnung ins Chaos bringen sollten. So weit die Theorie.

Simba der Löwe zwinkerte ihr zu, bevor er mit den anderen

Dschungelbewohnern ein Lied anstimmte. Am liebsten hätte sie den Fernseher ausgeschaltet, aber das ging natürlich nicht.

Sie beschloss, ihn zu ignorieren, und befestigte das Aufnahmegerät, mit dem sie die ganze Prozedur akustisch festhielt, am Gürtel. Sie strich sich das lange kastanienbraune Haar aus dem Gesicht und band es mit einem Haargummi, das sie stets ums Handgelenk trug, zusammen. Dann setzte sie das Headset-Mikrofon auf, um eine Hand für ihre zweite Spiegelreflexkamera frei zu haben. Sie stellte sie scharf. Die Kamera verschaffte ihr eine Art

Sicherheitsabstand zum Tatort.

Normalerweise wurde ein Tatort von rechts nach links und von unten nach oben dokumentiert.

Sie warf einen Blick auf die Uhr und drückte die Aufnahmetaste. Als Erstes sagte sie, wer sie war und wo sie war, und nannte das aktuelle Datum, bevor sie mit der eigentlichen Arbeit begann. Sie drückte auf den Auslöser und beschrieb gleichzeitig, was sie sah.

»Der Tisch steht in der Zimmermitte. Er ist fürs Frühstück gedeckt. Einer der Stühle ist umgefallen, und daneben liegt die erste Leiche: Es handelt sich um eine Frau zwischen dreißig und vierzig.«

Die Frau trug ein helles Nachthemd. Es war ihr bis zur Hüfte hochgerutscht, sodass es auf eine fast obszöne Art Schenkel und Scham enthüllte. Ihr Haar wurde von einer Spange in Blütenform gebändigt, und sie hatte einen Pantoffel verloren.

»Mehrere Schusswunden. In der Hand hält sie ein Blatt Papier.«

Sie hatte gerade eine Einkaufsliste geschrieben. Der Stift lag noch auf dem Tisch.

»Die Leiche liegt in Richtung Tür: Sie hat den Mörder kommen sehen und noch versucht, ihn aufzuhalten. Sie ist vom Tisch aufgestanden, kam aber höchstens

einen Meter weit.«

Die Serienbilder der Spiegelreflexkamera erfassten eine neue, andere Zeit. Sandra konzentrierte sich auf das Klicken wie ein Musiker auf sein Metronom. Während das digitale Gedächtnis der Kamera sämtliche Details abspeicherte, ließ sie den Tatort auf sich einwirken.

»Die zweite Leiche ist ein Junge zwischen zehn und zwölf. Er sitzt mit dem Rücken zur Tür.«

Er hatte nichts mitbekommen. Doch dass er vom Tod überrascht worden war, war aus Sandras Sicht allenfalls für die Überlebenden ein Trost.

»Er trägt einen blauen Schlafanzug, ist über dem Tisch zusammengebrochen und mit dem Kopf in eine Schüssel mit Cornflakes gefallen. Die Leiche weist eine Schusswunde im Nacken auf.«

Für Sandra zeigte sich der Tod nicht in den beiden von Kugeln durchsiebten Körpern. Nicht in dem überall verspritzten Blut, das zu ihren Füßen langsam trocknete. Nicht in den gebrochenen Augen, aus denen die Opfer schauten, ohne noch etwas zu erkennen. Er zeigte sich auch nicht in den erstarrten Bewegungen, mit denen sie von dieser Welt gegangen waren, sondern ganz anders. Sandra hatte gelernt, dass der Tod

ein Talent dafür hatte, sich in winzigen Details zu verstecken. Und genau dort würde sie ihn mit ihrer Kamera aufspüren: im übergekochten Kaffee auf dem Herd, der erst nach Entdeckung dieser grausamen Tat ausgeschaltet worden war. Im Brummen des Kühlschranks, der die Lebensmittel in seinem Bauch ungerührt weiterkühlte. Im eingeschalteten Fernseher, der fröhliche Zeichentrickfilme zeigte. Auch nach dem Massaker war dieses künstliche, überflüssig gewordene Leben rücksichtslos weitergegangen. Das waren die Details, in denen der Tod sichtbar wurde.

»Keine besonders angenehme Art, den Tag zu beginnen, was?«

Sandra drehte sich um und schaltete das Aufnahmegerät aus.

Ispettore De Michelis stand mit verschränkten Armen in der Tür, eine erloschene Zigarette zwischen den Lippen. »Der Tote, den du im Bad gesehen hast, war Wachmann bei einer Firma für Geldtransporte. Die Pistole war offiziell auf ihn zugelassen. Die Familie hatte nur ein Einkommen, und davon mussten die Raten für die Wohnung und das Auto abbezahlt werden. Am Monatsende wurde das Geld regelmäßig knapp. Aber wem geht das nicht so?«

»Warum hat er es getan?«

»Wir verhören gerade die Nachbarn. Das Ehepaar hat häufig gestritten, aber nie so laut, dass jemand die Polizei gerufen hätte.«

»Es hat also Streit gegeben.«

»Anscheinend. Er war Thaiboxer, sogar Regionalmeister. Aber als man Anabolika bei ihm nachgewiesen hat, hat er aufgehört.«

»Hat er sie geschlagen?«

»Das wird uns der Gerichtsmediziner sagen. Der Mann soll ziemlich eifersüchtig gewesen sein.«

Sandra betrachtete die Frau auf dem Fußboden, die von der Taille abwärts

nackt war. Auf eine Leiche kann man nicht eifersüchtig sein, dachte sie. Nicht mehr.

»War er der Meinung, dass sie einen anderen hat?«

»Kann sein, wer weiß das schon?« De Michelis zuckte mit den Schultern und wechselte dann das Thema. »Wie weit seid ihr mit dem Bad?«

»Ich habe die erste Kamera aufgebaut, sie macht bereits Panoramafotos. Ich warte, bis sie damit fertig ist und Sergi mich ruft.«

»Es ist nicht das, wonach es aussieht …«

Sandra musterte De Michelis. »Was

soll das heißen?«

»Der Mann hat sich nicht erschossen. Wir haben die Patronenhülsen gezählt: Die liegen alle in der Küche.«

»Was ist also passiert?«

De Michelis betrat das Zimmer und nahm dabei die Zigarette aus dem Mund. »Der Typ hat geduscht. Dann ist er nackt in den Flur, hat die Pistole genommen, die er dort neben der Uniform aufbewahrt hat, ist in die Küche gegangen – ungefähr dahin, wo du gerade stehst – und hat seinen Sohn erschossen. Ein Genick- und ein Streifschuss.« Er stellte die Tat nach. »Anschließend hat er die Frau abgeknallt. Nach wenigen Sekunden war alles vorbei.

Er ist ins Bad zurückgekehrt, auf dem glatten Boden ausgerutscht und mit dem Kopf gegen das Waschbecken gekracht. So heftig, dass sein Schädel gebrochen ist. Er war auf der Stelle tot.« Nach einer Pause fügte der Ispettore noch zynisch hinzu: »Manchmal ist Gott wirklich großzügig in Sachen Rache.«

Mit Gott hat das hier rein gar nichts zu tun, dachte Sandra und warf einen Blick auf den Jungen. Der hatte seine Augen eindeutig woanders gehabt.

»Um zwanzig nach sieben war bereits alles vorbei.«

Mit einem mulmigen Gefühl kehrte sie ins

Bad zurück. De Michelis' Worte hatten sie mehr mitgenommen, als sie sich eingestehen wollte. Kaum hatte sie die Tür geöffnet, wurde sie von dem Dampf eingehüllt, der das Zimmer füllte. Sergi hatte den Wasserhahn inzwischen wieder zugedreht und kniete vor dem Koffer mit den Reagenzien.

»Blaubeeren! Diese Blaubeeren machen doch jedes Mal Probleme.«

Sandra verstand nicht, worauf der Techniker anspielte. Er wirkte hoch konzentriert, und sie beschloss, nicht nachzufragen, weil sie ihn nicht verärgern wollte. Sie sah nach, ob die Kamera die Panoramaaufnahmen gemacht hatte, und

schraubte sie vom Stativ.

Bevor sie wieder ging, wandte sie sich doch noch an den Kollegen: »Ich wechsle nur schnell die Speicherkarte und beginne dann mit den Detailaufnahmen.« Sie sah sich um. »Es gibt keine Fenster, und das Kunstlicht wird vermutlich nicht ausreichen. Wir brauchen also ein paar Niedrigvoltlampen, oder was meinst du?«

Sergi sah zu ihr auf: »Was ich dazu meine? Dass ich mich gern durchficken lassen würde wie eine Rockerbraut. Das wäre jetzt genau das Richtige.«

Sergis Vulgarität widerte sie an. Wenn das ein Witz gewesen war, verstand sie nicht, was daran komisch sein sollte. Aber

so, wie er sie ansah, schien er nicht auf einen Lacher zu warten. Gleich darauf kümmerte sich der Techniker wieder um seine Reagenzien, als wäre nichts gewesen, und Sandra ging in den Flur.

Sie versuchte, das dumme Gequatsche ihres Kollegen zu vergessen, und sah sich die Fotos auf dem Kameradisplay an. Die Panoramaaufnahmen aus dem Bad waren ganz gut geworden. Die Kamera hatte sechs Stück geschossen, in einem Abstand von jeweils drei Minuten. Der Dampf hatte die Fußabdrücke des Täters sichtbar gemacht, doch sie ergaben ein ziemlich wirres Bild. Eigentlich hatte sie gedacht, dass der Streit, der letztlich zu dem

Blutbad geführt hatte, im Bad begonnen hatte. Aber dann hätten dort auch Pantoffelspuren der Frau zu sehen sein müssen.

Sandra verstieß gegen eine der Regeln aus dem Polizeihandbuch. Sie suchte nach einer Erklärung. Doch egal, wie absurd dieses Massaker auch war: Sie musste einfach nur Tatsachen festhalten. Dabei spielte es überhaupt keine Rolle, ob sie für sie einen Sinn ergaben oder nicht. Ihr Job bestand darin, objektiv zu bleiben.

Nur war ihr das in den letzten fünf Monaten immer schwerer gefallen.

Nachdem sie das Allgemeine dokumentiert hatte, widmete sich Sandra

dem Besonderen. Sie zoomte die Details heran und versuchte, sie zu interpretieren.

Auf dem Display war die Rasierklinge auf der Konsole unter dem Spiegel zu sehen. Der Winnie-the-Pooh-Badezusatz. Die zum Trocknen aufgehängten Seidenstrümpfe. Alltägliche Verrichtungen, banale Angewohnheiten einer ganz normalen Familie. Lauter unschuldige Gegenstände, die etwas Furchtbares mitangesehen hatten.

Dabei sind Gegenstände alles andere als stumm, dachte Sandra. Ihr Schweigen kann sehr beredt sein, man muss ihnen nur zuhören.

Während sie ein Bild nach dem

anderen anklickte, überlegte sie, was zu dem Gewaltausbruch geführt haben konnte. Das mulmige Gefühl von vorhin hatte sich sogar noch verschlimmert. Zu allem Überfluss kündigte sich jetzt eine Migräne an. Einen kurzen Moment lang nahm sie alles nur noch verschwommen wahr. Sie wollte verstehen.

Wie war es zu dieser häuslichen Apokalypse gekommen?

Die Familie steht kurz vor sieben auf. Die Frau macht dem Sohn das Frühstück. Der Mann geht zuerst ins Bad, er muss den Jungen zur Schule bringen und dann zur Arbeit gehen. Es ist kalt, deshalb nimmt er den Gasheizkörper mit.

Was war da nur passiert, als er unter der Dusche stand?

Das Wasser rauscht, die Wut steigt. Vielleicht hat er die ganze Nacht wach gelegen, dachte Sandra. Irgendein Gedanke hat ihn gequält, eine fixe Idee. Eifersucht? Hat er entdeckt, dass seine Frau einen Liebhaber hat? Laut De Michelis hatte das Paar oft Streit.

Aber nicht an diesem Morgen. Warum?

Der Mann kommt aus der Dusche, nimmt die Pistole und geht in die Küche. Kein Wort fällt, bevor er schießt. Welche Sicherung ist da bei ihm durchgebrannt? Beklemmungen, Angst, Panik: die üblichen Symptome vor einem Wutanfall.

Auf dem Display erscheinen drei Bademäntel, sie hängen der Größe nach nebeneinander. Eine dreiköpfige Zahnbürstenfamilie in einem Wasserglas. Sandra suchte nach dem Riss in der Fassade, nach dem winzigen Sprung, der zu dem Zusammenbruch geführt hatte.

Um zwanzig nach sieben war bereits alles vorbei, hatte der Ispettore gesagt. Um diese Uhrzeit hören die Nachbarn die Schüsse und rufen die Polizei. Das Duschen dauert höchstens eine Viertelstunde. Innerhalb einer Viertelstunde hat sich alles entschieden.

Auf dem Kameradisplay erscheint das Aquarium mit den zwei Schildkröten. Die

Schachtel mit dem Futter. Die Plastikpalme. Die Steinchen.

Die Schildkröten!, murmelte Sandra leise vor sich hin.

Sie überprüfte sämtliche Panoramaaufnahmen und zoomte stets dieses Detail heran. Alle drei Minuten ein Foto, sechs Aufnahmen insgesamt: Sergi hatte das warme Wasser bis zum Anschlag aufgedreht, der Raum hatte sich mit Dampf gefüllt … und trotzdem hatten sich die Schildkröten nicht von der Stelle gerührt.

Gegenstände konnten reden. Der Tod steckte im Detail.

Und wieder verschwamm alles vor

Sandras Augen, kurz hatte sie sogar Angst, ohnmächtig zu werden. Sie sah, wie De Michelis in den Flur kam.

»Geht es dir nicht gut?«

Auf einmal war Sandra alles klar: »Der Gasheizkörper.«

»Wie bitte?« De Michelis verstand nicht. Aber sie hatte keine Zeit für Erklärungen. »Sergi! Wir müssen ihn da sofort rausholen!«

Vor dem Gebäude stand ein Feuerwehrauto, ein Krankenwagen fuhr gerade mit Sergi davon. Der Spurensicherungstechniker hatte schon längst das Bewusstsein verloren, als sie

das Bad betraten. Zum Glück waren sie gerade noch rechtzeitig gekommen. Auf dem Bürgersteig vor dem Haus zeigte Sandra De Michelis das Foto von dem Aquarium mit den toten Schildkröten und versuchte, die Ereignisse zu rekonstruieren.

»Als wir gekommen sind, hat Sergi gerade versucht, den Gasheizkörper in Gang zu bringen.«

»Es hat nicht viel gefehlt, und der Idiot wäre uns hopsgegangen! Das Bad hat keine Fenster. Laut den Feuerwehrleuten war es voller Kohlenmonoxid.«

»Sergi hat den Tathergang nachgestellt. Überleg doch mal: Genau das Gleiche ist

heute Morgen passiert, als der Mann unter der Dusche stand.«

De Michelis runzelte die Stirn. »Das verstehe ich nicht.«

»Kohlenmonoxid entsteht bei der unvollständigen Verbrennung von kohlestoffhaltigen Stoffen. Man kann es weder riechen noch sehen noch schmecken.«

»Das ist mir bekannt … aber löst es auch Schüsse aus?«, scherzte der Ispettore.

»Du kennst doch die Symptome einer Kohlenmonoxidvergiftung: Kopfschmerzen, Schwindel, manchmal auch Halluzinationen und

Wahnvorstellungen … Nachdem Sergi dem Gas im Bad ausgesetzt gewesen war, hat er wirres Zeug geredet. Er hat was von Blaubeeren gefaselt und wurde ordinär.«

De Michelis verzog das Gesicht zu einer Grimasse: Die Geschichte gefiel ihm nicht. »Hör mal, Sandra, ich weiß, worauf du hinauswillst. Aber das nimmt uns keiner ab!«

»Auch der Familienvater war im Bad eingeschlossen, bevor er anfing, um sich zu schießen.«

»Das lässt sich nicht beweisen.«

»Aber es ist immerhin eine Erklärung! Gib wenigstens zu, dass es so gewesen

sein könnte: Der Mann atmet Kohlenmonoxid ein, wird davon geistig verwirrt, bekommt Halluzinationen und Wahnvorstellungen. Er verliert nicht gleich das Bewusstsein wie Sergi, sondern verlässt nackt das Bad, greift zur Pistole und erschießt Frau und Kind. Anschließend kehrt er ins Bad zurück, wo er aufgrund des Sauerstoffmangels das Bewusstsein verliert. Er stürzt und bricht sich dabei den Schädel.«

De Michelis verschränkte die Arme vor der Brust, was Sandra auf die Palme brachte. Dabei wusste sie ganz genau, dass der Ispettore eine dermaßen gewagte These nicht gelten lassen durfte. Sie

kannte ihn schon seit Jahren. Mit Sicherheit würde auch er es tröstlich finden, wenn der wahre Grund für dieses absurde Verbrechen nicht beim »Täter« zu suchen war. Dennoch, De Michelis hatte recht: Die Beweise reichten nicht aus.

»Ich werde dem Gerichtsmediziner von deiner These erzählen und ihn bitten, die Leiche toxikologisch zu untersuchen.«

Immerhin!, dachte Sandra. De Michelis ging sehr sorgfältig vor. Er war ein guter Polizist, und sie arbeitete gern mit ihm zusammen. Er war Kunstliebhaber, was schon mal auf eine gewisse Sensibilität schließen ließ. Soweit sie wusste, hatte er

keine Kinder. Im Urlaub besuchten er und seine Frau gern Museen. Er bestand darauf, dass jedes Kunstwerk mehrere Bedeutungen hatte und dass es die Aufgabe des Betrachters war, danach zu suchen. Deshalb gehörte er nicht zu den Polizisten, die sich auf ihren ersten Eindruck verließen.

»Manchmal wünschen wir uns, dass die Dinge anders liegen. Wenn wir sie schon nicht ungeschehen machen können, versuchen wir, sie auf unsere Art zu erklären. Aber das funktioniert nicht immer.«

»Ja«, pflichtete ihm Sandra bei, bereute es allerdings sofort wieder. Denn diese

Bemerkung galt ihr, was sie auf gar keinen Fall zugeben durfte. Sie wandte sich zum Gehen.

»Warte, ich wollte dir noch etwas sagen …« De Michelis fuhr sich mit einer Hand durch das graue Haar und suchte nach den richtigen Worten. »Tut mir leid, was dir zugestoßen ist. Ich weiß, dass das schon ein halbes Jahr her ist, aber …«

»Ist schon okay!«, erwiderte sie und zwang sich zu einem Lächeln. »Ich komm schon zurecht. Trotzdem danke.«

Sandra drehte sich um und lief rasch zu ihrem Wagen. Dabei hatte sie dieses merkwürdige Gefühl in der Brust, das sie seitdem nie mehr verlassen hatte und von

dem niemand etwas ahnte: Angst, aber auch Wut, vermischt mit Schmerz. Eine Art klebriger Kaugummikugel. Im Stillen nannte sie es nur »das Ding«.

Sie gab es nur ungern zu, aber seit fünf Monaten ersetzte »das Ding« ihr Herz.

11 Uhr 40

Und wieder strömte der Regen. Im Gegensatz zu den Leuten, die ihnen entgegenkamen, hatten es Marcus und Clemente nicht eilig, als sie über das Klinikgelände liefen. Die Gemelli-Klinik war das wichtigste Krankenhaus der Stadt.

»Die Polizei überwacht den Haupteingang«, erklärte Clemente. »Außerdem müssen wir auf die Überwachungskameras aufpassen.«

Er bog links ab, verließ dabei den Weg und führte Marcus zu einem weißen Gebäude. Unter einem Schutzdach

standen Behälter mit Putzmitteln und Wagen mit schmutziger Bettwäsche. Eine Eisentreppe führte zum Personaleingang. Die Tür stand offen, und es war nicht weiter schwer, ins Wäschelager vorzudringen. Nachdem sie mit einem Lastenaufzug ins Erdgeschoss gefahren waren, fanden sie sich in einem engen Gang wieder, der von einer Sicherheitstür versperrt wurde. Bevor sie sie passierten, mussten sie sich sterile Kittel, Masken und Schuhüberzieher anziehen, die sie einfach von einem Wagen nahmen. Dann gab Clemente Marcus einen Magnetausweis. Wenn er den um den Hals trug, würde ihm niemand

unangenehme Fragen stellen. Sie benutzten ihn, um das elektronische Schloss zu öffnen, und konnten endlich hinein.

Vor ihnen lag ein langer Flur mit hellblauen Wänden. Es roch nach Desinfektions- und Putzmitteln.

Im Gegensatz zu den anderen Abteilungen war es auf der Intensivstation vollkommen still. Hier gab es kein hektisches Hin und Her von Ärzten und Pflegern, das Personal lief ohne jede Eile lautlos durch die Gänge. Die einzigen Geräusche hier stammten von den Apparaten, von denen das Überleben der Patienten abhing.

Und doch tobte an diesem friedlichen Ort eine erbitterte Schlacht um Leben und Tod. Wenn einer der Kämpfer fiel, geschah das ohne Lärm und Geschrei. Kein Alarm schrillte los, stattdessen blinkte nur ein rotes Lämpchen im Kontrollraum und zeigte das Versagen von Vitalfunktionen an.

In anderen Abteilungen war der Job, Leben zu retten, ein Wettlauf mit der Zeit. Doch hier gingen die Uhren anders: Die Zeit zog sich so sehr in die Länge, dass sie gar nicht mehr zu existieren schien. Nicht umsonst hieß dieser Ort beim Personal nur *die Grenze.*

»Manche entscheiden sich dafür, sie zu

überschreiten. Andere kehren wieder um«, sagte Clemente.

Sie standen vor der Scheibe, die den Flur von einem Reanimationsraum trennte. Darin standen sechs Betten.

Nur eines davon war belegt.

Ein etwa fünfzigjähriger Mann war an ein Beatmungsgerät angeschlossen. Während Marcus ihn betrachtete, musste er daran denken, dass sein Freund ihn in einem ganz ähnlichen Bett vorgefunden hatte. Auch er hatte seine Schlacht geschlagen und zwischen Licht und Dunkel geschwebt.

Er hatte sich fürs Umkehren entschieden.

Clemente zeigte auf das, was sich hinter der Scheibe befand: »Gestern Nacht wurde ein Rettungswagen zu einer abgelegenen Villa gerufen: Dringlichkeitsstufe eins, Verdacht auf Herzinfarkt. Im Besitz des Mannes, von dem der Notruf kam, befanden sich Gegenstände wie ein Haarband, ein Korallenarmband, ein rosa Schuh und ein Rollschuh, die Opfern eines bisher nicht gefassten Serienmörders gehört haben. Der Mann heißt Jeremiah Smith.«

Jeremiah – war für ein schöner Name!, lautete Marcus' erster Gedanke. Er passte so gar nicht zu einem Serienmörder.

Clemente zog eine Faltmappe aus der

Innentasche seines Regenmantels, auf der nur ein Aktenzeichen stand: *c.g. 97-95-6.*

»Vier Opfer in sechs Jahren. Alle erwürgt. Allesamt Frauen zwischen siebzehn und achtundzwanzig.«

Während Clemente diese nüchternen, unpersönlichen Fakten aufzählte, konzentrierte Marcus sich auf das Gesicht des Mannes. Er durfte sich nicht davon täuschen lassen: Dieser Körper war nur eine Hülle, eine Tarnkappe.

»Laut den Ärzten liegt er im Koma«, sagte Clemente, so als könnte er Gedanken lesen. »Und das, obwohl er von den Rettungskräften sofort intubiert wurde. Apropos Rettungskräfte …«

»Wieso?«

»Das Schicksal hat sich einen schlechten Scherz erlaubt: Zusammen mit dem Krankenpfleger war die Schwester des ersten Opfers vor Ort: eine siebenundzwanzigjährige Ärztin.«

Marcus war überrascht. »Weiß sie, wem sie das Leben gerettet hat?«

»Sie hat den Rollschuh gesehen, der ihrer vor sechs Jahren ermordeten Schwester gehörte. Und das hat sie auch gemeldet. Aber es war auch sonst nicht gerade ein Routineeinsatz …«

Clemente zog ein Foto aus der Aktenmappe. Es zeigte den Brustkorb des Mannes mit der Aufforderung »Töte

mich!«.

»Er ist mit dieser Tätowierung herumgelaufen.«

»Sie beweist seine Doppelnatur«, stellte Marcus fest. »So als wollte er uns sagen, dass man sich gar nicht groß anstrengen muss, um hinter die Fassade zu schauen. Normalerweise beurteilen wir einen Menschen nur nach seinem Äußeren, nach seinen Kleidern. Ist die Wahrheit jedoch in seine Haut geschrieben, ist sie theoretisch für jedermann sichtbar – zwar unter der Kleidung verborgen, aber doch ganz nah. Trotzdem nimmt sie niemand wahr. Für Jeremiah Smith galt das Gleiche: Die Leute streiften ihn auf der

Straße, ohne die Gefahr zu bemerken. Niemand hat gewusst, wer er wirklich ist.«

»Gleichzeitig sind diese Worte auch eine Herausforderung: Töte mich, wenn du es schaffst!«

Marcus wandte sich an Clemente: »Und was ist unsere Herausforderung?«

»Lara.«

»Wer sagt denn, dass sie noch lebt?«

»Er hat die anderen Opfer mindestens einen Monat lang am Leben gelassen, bevor wir sie finden durften.«

»Woher wissen wir, dass er der Entführer ist?«

»Durch den Zucker: Die anderen

Mädchen wurden ebenfalls betäubt. Er hat bei allen genau die gleiche Methode angewandt: Er hat sie tagsüber unter irgendeinem Vorwand angesprochen und auf ein Getränk eingeladen. Darin befand sich stets GHB, besser bekannt als K.-o.-Tropfen – eine Vergewaltigungsdroge. Ein Betäubungsmittel mit bewusstseinstrübender Wirkung, das einen willenlos macht. Die Spurensicherung fand Rückstände der Substanz an einem Plastikbecher, den Jeremiah zurückgelassen hat – und zwar dort, wo er sein erstes Opfer traf. Und an einem Fläschchen, das bei der dritten Entführung aufgetaucht ist. Es ist eine Art

Signatur oder Handschrift.«

»Eine Vergewaltigungsdroge«, wiederholte Marcus. »Er hat also rein sexuelle Motive?«

Clemente schüttelte den Kopf. »Es gibt keinerlei Anzeichen für Sexualverbrechen, die Opfer weisen auch keinerlei Folterspuren auf. Er hat sie gefesselt, am Leben gelassen und ihnen nach einem Monat die Kehle durchgeschnitten.«

»Aber Lara hat er aus ihrer Wohnung entführt«, stellte Marcus fest. »Wieso das?«

»Manche Serienmörder perfektionieren ihre Vorgehensweise, während ihre sadistischen Phantasien immer konkreter

werden. Sie fügen neue Elemente hinzu, die ihre Lust steigern. Mit der Zeit wird das Morden zu einer Art Job, in dem sie sich verbessern wollen.«

Clementes Erklärung klang plausibel, aber so richtig überzeugt war Marcus nicht. Er beschloss, es fürs Erste darauf beruhen zu lassen. »Erzähl mir von Jeremiahs Villa.«

»Die Polizei durchsucht sie noch, deshalb können wir dort noch nicht hin. Aber anscheinend hat er seine Opfer nicht dorthin gebracht, sondern an einen anderen Ort. Wenn wir den finden, finden wir auch Lara.«

»Aber die Polizei sucht doch gar nicht

nach ihr.«

»Vielleicht gibt es in dieser Villa etwas, was sie mit ihr in Zusammenhang bringen.«

»Sollten wir da nicht ein wenig nachhelfen?«

»Nein.«

»Aber warum denn nicht?«, fragte Marcus fassungslos.

»So arbeiten wir nun mal nicht«, erwiderte Clemente resolut.

»Es könnte ihre Chancen verbessern, gerettet zu werden.«

»Die Polizei könnte dich behindern. Und du musst vollkommen frei agieren können.«

»Frei agieren?«, protestierte Marcus. »Ich weiß nicht mal, wo ich anfangen soll!«

Clemente baute sich vor ihm auf und sah ihm direkt in die Augen. »Ich weiß, dass du nicht daran glaubst und dass das alles neu für dich zu sein scheint. Trotzdem: Du machst das nicht zum ersten Mal. Du warst sehr gut in deinem Job und wirst es auch wieder sein. Wenn jemand das Mädchen finden kann, dann du! Und je eher du das begreifst, desto besser ist es für alle Beteiligten. Ich habe nämlich so das dumpfe Gefühl, dass Lara nicht mehr viel Zeit bleibt.«

Marcus sah über Clementes Schulter

hinweg und betrachtete den an das Beatmungsgerät angeschlossenen Patienten, der zwischen Leben und Tod schwebte. Dann sah er sein eigenes Gesicht in der Scheibe, das das Bild wie bei einer optischen Täuschung überlagerte. Sofort wandte er sich ab. Es war nicht der Anblick des Monsters, der ihn verstörte, er ertrug einfach keine Spiegel: Noch gelang es ihm nicht, sich darin wiederzuerkennen. »Und was geschieht mit mir, wenn ich versage?«

»Aha, das ist es also: Du hast Angst um dich selbst.«

»Ich weiß nicht mehr, wer ich bin, Clemente.«

»Das wirst du noch früh genug erfahren, mein Freund.« Er reichte ihm die Mappe. »Wir verlassen uns auf dich. Aber von nun an bist du ganz auf dich allein gestellt.«

20 Uhr 56

Die dritte Lektion war die, dass Häuser einen Geruch hatten. Er kommt von denjenigen, die darin wohnen, und ist bei jedem Haus anders, einzigartig. Wechseln die Bewohner, verschwindet er. Deshalb suchte Sandra Vega nach dem von David, sobald sie ihre Wohnung im Navigli-Viertel betrat.

Rasierwasser und Aniszigaretten.

Sie wusste, dass sie irgendwann nach Hause kommen und ihn nicht mehr wahrnehmen würde. War der Duft erst einmal verflogen, würde David tatsächlich nicht mehr existieren. Nie

mehr.

Dieser Gedanke trieb sie zur Verzweiflung. Sie versuchte, so selten wie möglich zu Hause zu sein. Um die Wohnung nicht durch ihre Anwesenheit zu verunreinigen, um sicherzustellen, dass ihr Geruch nicht endgültig die Oberhand gewann.

Dabei hatte sie das billige Rasierwasser anfangs gehasst, das David stur im Supermarkt kaufte. Sie fand es aufdringlich und penetrant. In den drei Jahren ihres Zusammenlebens hatte sie mehrfach versucht, ihn davon abzubringen. Zu jedem Geburtstag und Jahrestag, zu jedem Weihnachtsfest hatte

es neben dem eigentlichen Geschenk immer auch ein neues Duftwasser gegeben. Er hatte es eine Woche lang benutzt und es dann zu den anderen auf die Badezimmerkonsole gestellt. Um sich zu rechtfertigen, hatte er jedes Mal gesagt: »Tut mir leid, Ginger, aber das bin ich einfach nicht.« Dass er ihr dabei auch noch zuzwinkerte, hatte sie zur Weißglut getrieben.

Die Vorstellung, dass sie einmal zwanzig Flaschen davon kaufen und in ihrer Wohnung verteilen würde, wäre ihr damals völlig absurd erschienen. Doch nun hatte sie eine Riesenangst davor, es könnte irgendwann aus dem Handel

genommen werden. Sie hatte auch diese furchtbaren Aniszigaretten gekauft. Sie ließ sie in sämtlichen Zimmern in Aschenbechern abbrennen. Allerdings war das Ergebnis alles andere als perfekt: Es war David, der diese Düfte unauflöslich miteinander verband. Es waren seine Haut, sein Atem, seine Launen, die diese chemischen Verbindungen zu etwas ganz Besonderem machten.

Nachdem Sandra nach einem langen Arbeitstag die Haustür hinter sich zugezogen hatte, wartete sie mehrere Sekunden reglos im Dunkeln. Dann erst erreichte sie endlich der Duft ihres

Mannes.

Sie stellte die Taschen neben den Sessel im Flur: Sie musste ihre Ausrüstung reinigen, schob es aber wieder einmal hinaus. Sie würde sich nach dem Abendessen darum kümmern. Stattdessen ließ sie sich ein heißes Bad ein und blieb in der Wanne, bis ihre Finger ganz verschrumpelt waren. Sie zog ein hellblaues T-Shirt an und entkorkte eine Flasche Wein. Das war ihre Art, sich zu betäuben. Sie schaffte es nicht mehr, den Fernseher einzuschalten, und brachte auch nicht genügend Konzentration für ein Buch auf. Deshalb verbrachte sie die Abende mit einem Glas Negroamaro auf

dem Sofa, den Blick gedankenverloren in die Ferne gerichtet.

Sie war erst neunundzwanzig und konnte nicht fassen, dass sie bereits Witwe war.

Die zweite Lektion, die Sandra Vega gelernt hatte, war die, dass auch Häuser starben, genau wie Menschen.

Seit Davids Tod hatte sie ihn nicht mehr in den Dingen hier in der Wohnung wahrgenommen. Vielleicht auch, weil das meiste ihr gehörte.

Ihr Mann war freier Fotojournalist gewesen. Er war viel auf Reisen. Bevor sie sich kennengelernt hatten, hatte er nie das Bedürfnis nach einer eigenen

Wohnung verspürt. Ihm hatten Hotelzimmer genügt, irgendwelche Zufallsunterkünfte. In Bosnien hatte er sogar einmal in einer Grabnische auf einem Friedhof geschlafen.

Davids gesamte Habe passte in zwei große grüne Seesäcke. Darin befand sich seine Garderobe – Winter- und Sommersachen, weil er nie wusste, auf welche Reportage man ihn schicken würde. Aber auch das verkratzte Notebook, von dem er sich niemals trennte, und solche Dinge wie das Mehrzwecktaschenmesser und Akkus fürs Handy. Ja, er hatte sogar immer eine Ausrüstung dabei, mit der man Urin

sterilisieren konnte – für den Fall, dass einmal kein Trinkwasser zur Verfügung stehen sollte.

David beschränkte sich stets auf das Nötigste. Zum Beispiel hatte er noch nie ein Buch besessen. Er las wahnsinnig viel, aber sobald er ein Buch ausgelesen hatte, verschenkte er es. Das änderte sich erst, als er bei ihr einzog. Sandra hatte Platz für ihn im Regal geschaffen, und ihm gefiel die Vorstellung, sich eine Bibliothek zuzulegen. Das war seine Art, Wurzeln zu schlagen. Nach der Beerdigung waren seine Freunde vorbeigekommen, und jeder von ihnen hatte Sandra ein Buch gegeben, das David ihm geschenkt hatte. In diesen

Büchern standen Anmerkungen, als Lesezeichen dienten Eselsohren, und die Seiten wiesen kleine Brand- oder Motorölflecken auf. Sandra stellte sich vor, wie er seelenruhig Calvino gelesen hatte, während er irgendwo unter der sengenden Wüstensonne neben einem Jeep mit Reifenpanne saß, rauchte und auf Hilfe wartete.

Du wirst ihn ständig vor dir sehen, hatten sie alle gewarnt. Doch genau das Gegenteil war der Fall. Nie hatte sie geglaubt zu hören, dass er ihren Namen rief. Nie hatte sie aus Versehen einen Teller zu viel gedeckt.

Was ihr am meisten fehlte, war der

gemeinsame Alltag. Die immer gleichen, banalen Routinehandlungen.

Sonntags war sie in der Regel nach ihm aufgestanden und hatte ihn dann bereits in der Küche vorgefunden. Dort saß er über seiner dritten Espressokanne und blätterte, in eine Aniswolke gehüllt, die Zeitung durch: den Ellbogen auf den Tisch gestützt und die fast abgebrannte Zigarette in der Hand, so sehr war er in seine Lektüre vertieft. Sobald sie, der Morgenmuffel, dazukam, fuhr er sich durch sein lockiges, verstrubbeltes Haar und lächelte sie an. Sie versuchte, ihn zu ignorieren, während sie sich Frühstück machte, aber David hörte nicht auf, sie

albern anzugrinsen, bis sie ebenfalls lachen musste. Das lag an seinem abgebrochenen Schneidezahn – Folge eines Sturzes vom Fahrrad, als er sieben Jahre alt war. An der Brille aus falschem Schildpatt, die nur noch von Klebestreifen zusammengehalten wurde und ihn aussehen ließ wie eine alte Engländerin. Danach zog David sie auf seinen Schoß und drückte ihr einen schmatzenden Kuss auf den Hals.

Bei dem Gedanken daran stellte Sandra das Weinglas auf den Tisch neben dem Sofa. Sie streckte die Hand nach dem Handy aus und rief ihre Festnetznummer an.

Wie immer informierte die elektronische Stimme sie über eine längst abgehörte Nachricht. Sie war fünf Monate alt.

»Ciao, ich habe mehrfach versucht, dich zu erreichen, aber es meldet sich immer nur die Voicemail. Ich habe nicht viel Zeit, deshalb zähle ich sofort auf, was mir fehlt … Mir fehlen deine kalten Füße, die unter der Decke nach mir tasten, wenn du ins Bett kommst. Mir fehlt, dass du mich Sachen aus dem Kühlschrank probieren lässt, um zu wissen, ob sie noch gut sind. Dass du mich um drei Uhr morgens schreiend weckst, weil du Wadenkrämpfe hast. Ja, mir fehlt sogar,

dass du meine Rasierklinge für deine Beine benutzt, ohne mir etwas davon zu sagen … Wie dem auch sei, hier in Oslo ist es schweinekalt, und ich kann es kaum erwarten, wieder nach Hause zu kommen. Ich liebe dich, Ginger!«

Davids letzte Worte fassten ihre Beziehung perfekt zusammen. Sie war von einer Harmonie, wie sie sonst nur bei Schmetterlingen, Schneeflocken und sehr wenigen Stepptänzern vorkommt.

Sandra schaltet das Handy aus. »Ich liebe dich auch, Fred.«

Jedes Mal, wenn sie die Nachricht abhörte, überkamen sie die gleichen Gefühle: Sehnsucht, Schmerz, Zärtlichkeit,

aber auch Angst. Hinter diesen letzten Worten verbarg sich eine Frage, und ob sie sie beantworten wollte, wusste Sandra noch nicht so genau.

Hier in Oslo ist es schweinekalt, und ich kann es kaum erwarten, wieder nach Hause zu kommen.

Sie war an Davids viele Reisen gewöhnt. Sie gehörten zu seiner Arbeit, zu seinem Leben einfach dazu. Das war von Anfang an klar gewesen. So gern sie ihn auch manchmal festgehalten hätte – sie wusste, dass sie ihn ziehen lassen musste.

Nur dann würde er wieder zu ihr zurückkehren.

Seine Arbeit als Fotoreporter führte ihn

oft in höchst unwirtliche Gegenden. Wer weiß, wie oft er dabei schon sein Leben riskiert hatte! Aber so war David nun mal, es lag ihm einfach im Blut. Er musste alles mit eigenen Augen sehen, ungefiltert. Er musste es selbst erleben. Um von einem Krieg berichten zu können, musste er Brandgeruch riechen, feststellen, dass sich Kugeleinschläge, abhängig vom Ziel, dem sie gegolten hatten, unterschiedlich anhörten. Er hatte nie Exklusivverträge mit wichtigen Zeitschriften abschließen wollen – dabei hätten sie sich um ihn geprügelt! Ihm gefiel die Vorstellung nicht, weisungsgebunden zu sein. Und Sandra

hatte gelernt, ihre schlimmsten Befürchtungen zu verdrängen, die Angst zu verbannen. Sie hatte versucht, ein ganz normales Leben zu führen, so als wäre sie mit einem Arbeiter oder Angestellten verheiratet.

Zwischen ihr und David gab es so etwas wie eine ungeschriebene Abmachung. Und dazu gehörte auch, sich immer wieder neu zu umwerben. Das war ihre Art von Beziehung. Es war durchaus vorgekommen, dass er länger in Mailand blieb und etwas mehr Routine in ihre Beziehung einkehrte.

Bis sie dann eines Tages nach Hause kam und er seine berühmte Fischsuppe

mit mindestens fünf Gemüsesorten kochte. Dazu gab es herzhaftes Pan di Spagna. Die Suppe war seine Spezialität, aber auch das Signal dafür, dass er am nächsten Tag abreisen würde. Sie aßen wie immer gemeinsam zu Abend, redeten über dies und das, und er brachte sie zum Lachen. Danach liebten sie sich. Und am nächsten Morgen fand sie sich allein im Bett wieder. Er konnte Wochen fortbleiben, manchmal sogar Monate. Bis er eines Tages durch die Tür kam, und alles wieder von vorn begann.

David verriet ihr nie, wo er hinfuhr. Bis auf dieses letzte Mal.

Sandra leerte ihr Weinglas in einem

Zug. Dass David etwas zustoßen könnte, hatte sie immer verdrängt. Seine Arbeit war nicht ungefährlich. Aber wenn er schon sterben musste, dann doch wenigstens im Krieg oder von Hand irgendeines Verbrechers, über den er Nachforschungen anstellte! So albern das auch war – sie konnte einfach nicht akzeptieren, dass sein Tod so banal gewesen war.

Sie verrannte sich gerade in diesen Gedanken, als ihr Handy klingelte. Ein Blick auf das Display zeigte eine ihr nicht bekannte Nummer. Es war kurz vor dreiundzwanzig Uhr.

»Spreche ich mit der Frau von David

Leoni?«

Der Mann hatte einen seltsamen deutschen Akzent.

»Ja, und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?«

»Schalber, ich arbeite für die Firma Interpol. Wir sind Kollegen.«

Sandra stand mühsam auf und rieb sich die Augen.

»Bitte entschuldigen Sie, dass ich so spät anrufe, aber ich habe Ihre Nummer soeben erst erhalten.«

»Und der Anruf konnte nicht bis morgen warten?«

Am anderen Ende der Leitung ertönte unbekümmertes Gelächter. Egal, wer

dieser Schalber war – er klang wie ein halbwüchsiger Junge. »Bitte verzeihen Sie, aber ich konnte nicht anders: Wenn mir eine Frage durch den Kopf geht, muss ich sie loswerden, sonst verbringe ich eine schlaflose Nacht. Kennen Sie das?«

Sandra wusste nicht recht, was sie von diesem Ton halten sollte. Hatte der Mann etwas gegen sie, oder war er einfach nur respektlos? Sie beschloss, es kurz zu machen: »Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Wir haben eine Akte über den Tod Ihres Mannes angelegt. Mir fehlen da noch ein paar Informationen.«

Sandra runzelte die Stirn. »Es war ein Unfall.«

Schalber schien diese Reaktion erwartet zu haben, denn er erwiderte ungerührt: »Ich habe den Polizeibericht gelesen. Warten Sie einen Moment …« Sandra hörte, wie Schalber in dem Bericht blätterte.

»Hier steht, dass Ihr Mann aus dem fünften Stock gestürzt ist, den Sturz jedoch überlebt hat und Stunden später seinen Brüchen und inneren Blutungen erlegen ist …« Er verstummte. »Das muss hart für Sie sein. So etwas steckt man nicht so leicht weg.«

»Sie ahnen ja nicht, *wie* hart das für mich ist.« Das war ihr einfach so herausgerutscht, in einem eiskalten

Tonfall. Sandra hasste sich dafür.

»Glaubt man der Polizei, hat sich Herr Leoni in diesem Rohbau aufgehalten, weil er von dort aus etwas fotografieren wollte.«

»Das ist korrekt.«

»Kennen Sie den Ort?«

»Nein«, erwiderte sie gereizt.

»Nun, ich bin dort gewesen.«

»Und was wollen Sie mir damit sagen?«

Schalber schwieg einen Moment zu lange. »Die Canon Ihres Mannes ging bei dem Sturz zu Bruch. Zu schade, dass wir sein letztes Foto niemals zu sehen bekommen werden!«, bemerkte er

zynisch.

»Seit wann kümmert sich Interpol um Unglücksfälle mit Todesfolge?«

»Nun, so außergewöhnlich ist das nicht. Aber mich interessieren nicht nur die Umstände, unter denen Ihr Mann zu Tode gekommen ist.«

»Sondern?«

»Es gibt da noch zwei offene Fragen. Wie ich erfahren habe, hat man Ihnen das Gepäck von Herrn Leoni zugeschickt.«

»Zwei Seesäcke.« Allmählich wurde sie wütend, aber das war wahrscheinlich von ihrem Gesprächspartner beabsichtigt.

»Ich habe eine Gepäckdurchsuchung beantragt, doch leider zu spät.«

»Warum? Was interessiert Sie so daran?«

Der Anrufer schwieg einen Moment. »Ich bin nicht verheiratet, habe aber schon ein paarmal daran gedacht.«

»Und was hat das mit mir zu tun?«

»Ich weiß nicht, ob das etwas mit Ihnen zu tun hat. Aber wenn man sein Leben jemandem anvertraut hat, jemand so Besonderem wie einem Ehepartner … Nun, dann hört man auf, sich bestimmte Fragen zu stellen. Man fragt sich zum Beispiel nicht mehr, was der andere so treibt, wenn man nicht dabei ist. So etwas nennt man Vertrauen. Doch in Wahrheit ist es manchmal nur Angst. Angst vor der

Antwort.«

»Und welche Fragen hätte ich David Ihrer Meinung nach stellen sollen?« Doch Sandra wusste genau, wovon er sprach.

Schalber wurde schalberernst. »Jeder von uns hat Geheimnisse, Agentin Vega.«

»Ich kenne zwar nicht jedes Detail aus Davids Leben, aber ich weiß, was für ein Mensch er war. Und das genügt mir.«

»Ja, aber haben Sie sich nie gefragt, ob er Ihnen die Wahrheit sagt?«

Jetzt war Sandra wütend: »Hören Sie, es bringt nichts, mir Zweifel einzureden.«

»Nein, das stimmt. Denn die haben Sie bereits.«

»Sie wissen doch gar nichts über

mich!«, protestierte sie.

»Die Seesäcke, die Ihnen vor fünf Monaten zugeschickt wurden, befinden sich nach wie vor in der Asservatenkammer Ihres Reviers. Warum haben Sie sie nie abgeholt?«

Sandra lachte verbittert auf. »Ich brauche Ihnen wohl nicht zu erklären, wie schmerzhaft das für mich sein wird. Denn dann muss ich mir endgültig eingestehen, dass alles vorbei ist, dass David niemals wiederkommen wird und dass ich nichts daran ändern kann!«

»Das ist doch Unsinn, und das wissen Sie genau.«

Das fehlende Taktgefühl dieses

Menschen verschlug ihr die Sprache. Als sie endlich wieder etwas sagen konnte, schrie sie empört: »Schalber? Sie können mich mal!«

Wutentbrannt brach sie das Gespräch ab. Sie griff nach dem leeren Glas – dem ersten Gegenstand in Reichweite – und warf es gegen die Wand. Dieser Mann hatte kein Recht dazu! Es war ein Fehler gewesen, ihm überhaupt so lange zuzuhören. Sie stand auf und lief nervös im Zimmer auf und ab. Aber auch wenn sie sich das bisher nicht eingestanden hatte – Schalber hatte recht: Sie hatte Angst. Das Telefonat war nicht völlig überraschend gekommen, insgeheim hatte

sie es erwartet.

Das ist doch verrückt!, dachte sie. Es war ein Unfall. Ein Unfall!

Dann beruhigte sie sich wieder. Sie sah sich um: Das Regal mit Davids Büchern. Die sich auf dem Schreibtisch stapelnden Päckchen mit Aniszigaretten. Das billige Rasierwasser auf der Badezimmerkonsole. Der Stuhl in der Küche, auf dem er sonntags Zeitung las.

Die erste Lektion, die Sandra Vega gelernt hatte, war, dass Häuser niemals lügen. *Hier in Oslo ist es schweinekalt, und ich kann es kaum erwarten, wieder nach Hause zu kommen.* Aber vielleicht log ihr Zuhause, denn David war in Rom

gestorben.

23 Uhr 36

Der Tote wachte auf.

Um ihn herum war es dunkel. Ihm war kalt, er hatte jede Orientierung verloren, und er hatte Angst. Trotzdem kam ihm die Situation seltsam bekannt vor.

Er erinnerte sich an den Schuss, an den Geruch nach Schießpulver, nach verbranntem Fleisch. An die Muskeln, die gleichzeitig erschlafften und ihn zu Boden gehen ließen. Er merkte, dass er die Hand ausstrecken konnte, und tat es. Er hätte sich eigentlich in einer Blutlache wiederfinden müssen, ja, er hätte tot sein müssen, aber dem war nicht so.

Das Wichtigste war der Name.

»Ich heiße Marcus«, sagte er sich.

In diesem Moment brach die Wirklichkeit über ihn herein und rief ihm wieder in Erinnerung, warum er noch am Leben war. Dass er zu Hause in Rom im Bett lag und bis vor Kurzem geschlafen hatte. Er hatte furchtbares Herzrasen, war nassgeschwitzt und rang mühsam nach Luft.

Wieder einmal hatte er den Traum überlebt.

Um nicht in Panik zu geraten, ließ er normalerweise das Licht brennen. Doch diesmal hatte er es vergessen. Der Schlaf musste ihn ganz plötzlich übermannt

haben, denn er war noch angezogen. Er betätigte den Lichtschalter und sah auf die Uhr. Er hatte höchstens fünfundzwanzig Minuten geschlafen.

Aber das hatte gereicht.

Er nahm den Stift, den er neben das Kissen gelegt hatte, und schrieb damit etwas an die Wand: »Berstendes Glas.«

Die weiße Wand neben dem Metallbett war sein Tagebuch. Ein kahler Raum umgab ihn. Dieser Dachboden in der Via dei Serpenti war der Ort ohne Gedächtnis, an dem er wohnen wollte, um sich zu erinnern. Zwei Zimmer. Bis auf das Bett und eine Lampe gab es keinerlei Möbel. Seine Kleider lagen in einem Koffer auf

dem Boden.

Jedes Mal, wenn er aus diesem Traum erwachte, nahm er etwas anderes mit: ein Bild, ein Wort, ein Geräusch. Diesmal war es das Geräusch von berstendem Glas.

Aber welches Glas war das?

Momentaufnahmen einer Szene, immer der gleichen. Er schrieb alles an die Wand. Im letzten Jahr hatte er so zahlreiche Details zusammengetragen, aber noch reichten sie nicht aus, um den Vorfall in dem Hotel zu rekonstruieren.

Er wusste mit Sicherheit, dass er dort gewesen war, zusammen mit Devok, seinem besten Freund: dem Menschen, der alles für ihn getan hätte. Er war ihm

verängstigt, verwirrt erschienen. Warum, wusste er nicht, aber es musste etwas Schlimmes vorgefallen sein. Vielleicht wollte Devok ihn warnen.

Aber sie waren nicht allein. Es war noch ein Dritter im Raum.

Noch war er nur ein undeutlicher Schatten, nicht mehr als ein vager Umriss. Von ihm ging die Bedrohung aus. Es war ein Mann, dessen war er sich sicher. Aber er wusste nicht, wer es war. Warum war er dort? Er hatte eine Pistole dabei, und irgendwann hatte er sie gezogen und das Feuer eröffnet.

Devok war getroffen worden. Er war gegen ihn gefallen wie in Zeitlupe. Die

Augen, die ihn während des Sturzes fixierten, waren bereits ausdruckslos. Die Hände fassten sich auf Herzhöhe an die Brust. Schwarzes Blut spritzte zwischen seinen Fingern hervor.

Ein zweiter Schuss war gefallen, und fast gleichzeitig hatte er das Mündungsfeuer gesehen. Dann hatte ihn die Kugel erreicht. Vage hatte er ihren Aufprall am Schädel gespürt, gehört, wie der Knochen splitterte. Er hatte den Fremdkörper gespürt, der sich wie ein dicker Finger in sein Gehirn bohrte, und anschließend das warme, ölige Blut.

Dieses schwarze Loch in seinem Kopf hatte alles verschluckt: seine

Vergangenheit, seine Identität, seinen besten Freund. Aber vor allem das Gesicht seines Feindes.

Denn das, was Marcus wirklich quälte, war sein Unvermögen, sich an denjenigen zu erinnern, der ihm das angetan hatte.

Doch wenn ihm das gelingen sollte, musste er paradoxerweise versuchen, sich *nicht* mehr zu erinnern. Wenn er für Gerechtigkeit sorgen wollte, musste er wieder zu dem Marcus von früher werden. Und dann durfte er nicht mehr an das zurückdenken, was Devok zugestoßen war. Dann musste er ganz von vorn anfangen und erst einmal zu sich selbst finden.

Und das ging nur, wenn er Lara fand.

Berstendes Glas. Er merkte sich diese Information und musste wieder an Clementes Worte denken: »Von nun an bist du ganz auf dich allein gestellt.« Manchmal hatte er sogar schon daran gezweifelt, dass es außer ihnen noch andere gab. Als sein einziger Ansprechpartner ihn in diesem Krankenhausbett halb tot und ohne Gedächtnis gefunden und ihm gesagt hatte, wer er war, hatte er ihm erst nicht geglaubt. Er hatte einen Moment gebraucht, um sich an diese Vorstellung zu gewöhnen.

»Hunde sind farbenblind«, murmelte er

wieder vor sich hin, um sich davon zu überzeugen, dass das die Wahrheit war. Dann griff er zu Jeremiah Smiths Akte – *c.g. 97-95-6* –, setzte sich aufs Bett und fing an zu lesen. Immer auf der Suche nach einer Spur, die ihn zu der verschwundenen Studentin führen konnte.

Er begann mit dem Mörder und seiner kurzen Biografie. Jeremiah war fünfzig Jahre alt und Junggeselle. Er stammte aus einer wohlhabenden gutbürgerlichen Familie. Seine Mutter war Italienerin, der Vater Engländer, beide waren bereits tot. Seine Eltern hatten in Rom fünf Stoffgeschäfte besessen, sie aber in den

Achtzigerjahren aufgegeben. Jeremiah war Einzelkind und hatte sonst keine weiteren Verwandten. Da er Einnahmen aus Vermögenszinsen hatte, hatte er nie gearbeitet. An dieser Stelle brach die Biografie ab, und es folgte ein riesiges schwarzes Loch in seiner Lebensgeschichte. Die letzten beiden Zeilen des Täterprofils beinhalteten nur, dass er völlig isoliert in einer Villa in den römischen Hügeln lebte.

Marcus fiel auf, dass es in Jeremiahs Leben keine besonderen Vorkommnisse gegeben hatte. Und trotzdem gab es gute Gründe dafür, warum er zu dem wurde, was er war: Einsamkeit, emotionale

Unreife, die Unfähigkeit, Beziehungen einzugehen, gepaart mit der Sehnsucht nach einer Partnerin.

Du wusstest, dass du eine Frau nur dadurch auf dich aufmerksam machen kannst, indem du sie entführst und fesselst, stimmt's? Natürlich stimmte das. Was wolltest du damit erreichen? Welches Ziel hast du verfolgt? Du hast sie dir nicht geholt, um Sex mit ihnen zu haben. Du hast sie weder vergewaltigt noch gefoltert.

Du wolltest eine Familie haben.

Ein Zusammenleben erzwingen. Du hast alles dafür getan, damit es funktioniert. Du hast versucht, die jungen

Frauen zu lieben wie ein guter Ehemann. Aber sie waren viel zu verängstigt, um deine Gefühle zu erwidern. Du hast jedes Mal versucht, mit ihnen zusammen zu sein, aber nach einem Monat hast du gemerkt, dass es nicht klappt. Dass das kranke, gestörte Gefühle sind, die nur in deinem Kopf existieren. Und dann konntest du es, ehrlich gesagt, kaum erwarten, den Frauen ein Messer an die Kehle zu halten. Am Ende hast du sie umgebracht. Trotzdem hast du im Grunde nur nach etwas gesucht … nach Liebe.

So schlüssig diese Erklärung auch war – jeder normale Mensch hätte sie

unerträglich gefunden. Doch Marcus war nicht nur rein intuitiv darauf gekommen, sondern konnte sie auch akzeptieren. Er fragte sich, warum, fand aber keine Antwort darauf. Gehörte das auch zu seiner Begabung? Manchmal machte sie ihm fast schon Angst.

Er begann, Jeremiahs Vorgehensweise zu analysieren. Sechs Jahre lang hatte er ungestört sein Unwesen treiben und vier Opfer töten können. Darauf folgte jedes Mal eine Phase der Ruhe und Zufriedenheit, in der sich der Mörder mit der Erinnerung an die Tat begnügte. Sein Trieb, erneut zuzuschlagen, war gedämpft. Doch sobald die Wirkung

nachließ, brütete er neue Phantasien aus, die eine weitere Entführung nach sich zogen. Das war kein esoterischer Quatsch, sondern ein rein körperlicher Prozess.

Jeremiahs Opfer waren Frauen zwischen siebzehn und achtundzwanzig. Er hielt tagsüber nach ihnen Ausschau. Er sprach sie unter irgendeinem Vorwand an und lud sie auf ein Getränk ein, mit dem er ihnen ein Betäubungsmittel verabreichte – die Vergewaltigungsdroge GHB. Waren sie erst einmal benebelt, konnte er sie leicht dazu bewegen mitzugehen.

Aber warum ließen sich die Mädchen von ihm auf ein Getränk einladen?

Sie vertrauten ihm.

Vielleicht stellte er ihnen Geld oder etwas ähnlich Attraktives in Aussicht. Eine Ködermethode, die bei Geisteskranken und ähnlich gelagerten Menschen sehr beliebt ist, besteht darin, den Opfern einen Job oder leicht verdientes Geld zu versprechen. Die Teilnahme an einem Schönheitswettbewerb oder an einem Film- oder Fernsehcasting. Aber eine solche Strategie erfordert ein hohes Maß an sozialer Kompetenz. Das stand jedoch in einem krassen Widerspruch zu Jeremiah, dem asozialen Einsiedler.

Wie hat er sie getäuscht?

Und warum hatte niemand mitbekommen, wie er sich ihnen genähert hat? Vor Lara hatten bereits vier Entführungen stattgefunden, alle an öffentlichen Orten, ohne dass es einen einzigen Zeugen gegeben hatte. Dabei war Jeremiahs »Werben« zeitaufwendig. Aber vielleicht enthielt die Frage die Antwort bereits: Vielleicht war Jeremiah Smith in den Augen der anderen dermaßen unbedeutend, dass er wie unsichtbar war.

Du konntest dich ungestört unter ihnen bewegen. Und du hast dich unbesiegbar gefühlt, weil niemand dich sehen konnte.

Marcus dachte wieder an die auf Jeremiahs Brust tätowierten Worte: *Töte*

mich. »So als wollte er uns sagen, dass man sich gar nicht groß anstrengen muss, um hinter die Fassade zu schauen«, hatte er zu Clemente gesagt, um dann fortzufahren: »Ist die Wahrheit jedoch in seine Haut geschrieben, ist sie theoretisch für jedermann sichtbar – zwar unter der Kleidung verborgen, aber doch ganz nah.«

Du warst die Kakerlake, die während eines Fests über den Boden läuft: Keiner bemerkt sie, keiner interessiert sich für sie. Sie muss nur aufpassen, dass sie nicht zertreten wird, und darin warst du gut. Aber bei Lara hast du deine Vorgehensweise geändert. Du hast sie aus ihrem Zuhause entführt, aus ihrem Bett.

Schon beim Gedanken an den Namen der Studentin, wurde Marcus von einer Reihe quälender Fragen bedrängt. Wo war sie jetzt? Und lebte sie überhaupt noch? Wenn ja, was machte sie dann gerade durch? Gab es etwas zu essen oder zu trinken in ihrem Gefängnis? War sie bei Bewusstsein, oder stand sie unter Drogen? War sie verletzt? Hatte ihr Folterknecht sie gefesselt?

Marcus verbat sich jedes Gefühl, er durfte sich nicht davon ablenken lassen. Er musste einen klaren Kopf behalten, auf Distanz bleiben. Bestimmt gab es einen Grund, warum Jeremiah seine Vorgehensweise bei Lara so radikal

geändert hatte. Clemente hatte die These geäußert, dass manche Serienmörder versuchen, ihre Strategie immer mehr zu perfektionieren, indem sie Details hinzufügen, die ihre Lust steigern. So gesehen konnte die Entführung der Studentin auch nur die Variante ein und desselben Themas sein. Doch Marcus glaubte nicht so recht daran: Dafür war der Wechsel viel zu radikal und plötzlich.

Vielleicht war Jeremiah die ewigen Täuschungsmanöver einfach leid geworden, die er brauchte, um sein Ziel zu erreichen. Vielleicht ahnte er auch, dass seine Ködermethode nicht mehr lange funktionieren würde: Was, wenn

jemand von den anderen Opfern wusste und ihn auffliegen ließ? So allmählich wurde er berühmt, und damit stieg das Risiko schlagartig.

Nein, das war nicht der Grund, warum du deine Strategie geändert hast. Was hat Lara, was die anderen nicht hatten?

Dass die vier Mädchen vor ihr keinerlei Gemeinsamkeiten hatten, machte die Sache noch komplizierter: Sie waren unterschiedlich alt und sahen unterschiedlich aus. Jeremiah hatte keinen bestimmten Frauengeschmack. Dazu fiel Marcus nur das Wort »Zufall« ein. Jeremiah hatte sich bei seiner Auswahl auf den Zufall verlassen, denn

sonst wären irgendwelche Gemeinsamkeiten festzustellen. Je länger Marcus die Fotos der ermordeten Frauen betrachtete, desto überzeugter war er davon, dass der Mörder sie deshalb ausgewählt hatte, weil sie wehrlos und eine leichte Beute gewesen waren. Deshalb hatte er sie tagsüber an öffentlichen Orten entführt. Er kannte sie nicht schon vorher.

Lara dagegen war *etwas Besonderes.* Jeremiah durfte sie auf keinen Fall verlieren. Deshalb hatte er sie aus ihrem Zuhause entführt, und deshalb hatte er auch nachts zugeschlagen.

Marcus legte die Akte kurz beiseite,

stand vom Bett auf und trat ans Fenster. Es dämmerte, und das Dächergewirr Roms verwandelte sich in ein aufgewühltes Schattenmeer. Diese Tageszeit war ihm am liebsten. Dann überkam ihn stets eine seltsame Ruhe, und er hatte das Gefühl, Frieden gefunden zu haben. Dank dieser Ruhe begriff Marcus, was sein Fehler gewesen war: Er hatte Laras Wohnung bei Tageslicht gesehen, dabei musste er sie sich bei Dunkelheit anschauen, denn dann hatte auch der Mörder zugeschlagen.

Wenn er Jeremiahs Gedankengänge nachvollziehen wollte, musste er die Umstände, unter denen er gehandelt

hatte, genauestens rekonstruieren.

Noch während ihm diese Erkenntnis kam, griff Marcus zum Regenmantel und verließ den Dachboden. Er musste in das Haus in der Via dei Coronari zurückkehren.

EIN JAHR ZUVOR

PARIS

Der Jäger wusste, wie wertvoll Zeit sein kann. Seine größte Stärke war die Geduld. Er konnte sie den Gegebenheiten anpassen und sich währenddessen auf den Moment seines Triumphes vorbereiten, den Sieg bereits vorwegnehmen.

Ein kurzer Windstoß ließ die Tischdecke aufflattern und brachte die Gläser am Nebentisch zum Klirren. Der Jäger setzte seinen Pastis an die Lippen und genoss die späte Nachmittagssonne.

Dabei behielt er die Autos im Auge, die an dem Bistro vorbeifuhren. Die ihren Besorgungen nachgehenden Passanten achteten nicht auf ihn.

Er trug einen blauen Anzug, ein hellblaues Hemd und eine gelockerte Krawatte. Damit sah er aus wie ein Angestellter, der kurz nach Büroschluss noch einen Drink nahm. Da er wusste, dass Einzelgänger stärker auffielen, hatte er eine Tüte mit Einkäufen auf den Stuhl neben sich gelegt. Daraus schauten ein Baguette, ein Bund Petersilie und eine Packung bunter Bonbons hervor, ganz so, als hätte er eine Familie. Außerdem trug er einen Ehering.

Dabei hatte er niemanden.

Mit der Zeit hatte er seine Bedürfnisse immer weiter heruntergeschraubt. Er führte ein genügsames Leben und betrachtete sich gern als Asket. Er hatte alle Ambitionen aufgegeben, die ihm nicht dabei halfen, sein einziges Ziel zu erreichen. Er wollte sich nicht davon ablenken lassen. Er wollte nur das eine.

Seine Beute.

Nachdem er sie aus den Augen verloren hatte, erfuhr er, dass sie sich angeblich in dieser Stadt aufhielt. Prompt war er hierhingezogen, ohne sich diese Information bestätigen zu lassen. Er musste sein neues Revier kennenlernen. Er

musste sehen, was seine Beute sah, durch dieselben Straßen flanieren, das Gefühl haben, ihr jederzeit über den Weg laufen zu können, auch ohne sie zu erkennen. Er musste wissen, dass sie sich unter demselben Himmel befanden. Das gab ihm Kraft und die Gewissheit, dass er sie früher oder später aufstöbern würde.

Um nicht weiter aufzufallen, hatte er alle drei Wochen den Wohnsitz gewechselt, wobei er stets in kleinen Hotels oder Mietzimmern abstieg, und so immer größere Bereiche der Stadt abgedeckt. Er hatte ein paar Köder ausgelegt, mehr aber nicht. Er verließ sich darauf, dass sich seine Beute ganz von

allein zeigen würde.

Und dann hatte er gewartet.

Seit Neuestem wohnte er im Hotel des Saints-Pères im sechsten Arrondissement. In seinem Zimmer stapelten sich die Zeitungen, die er über einen langen Zeitraum hinweg gesammelt hatte. Er hatte sie alle nach einer Spur durchforstet, die eine Schneise in die Mauer der Dunkelheit und des Schweigens schlagen konnte. Und sei sie auch noch so klein.

Inzwischen war er schon fast neun Monate hier, ohne irgendwelche Fortschritte verzeichnen zu können. Seine Gewissheit war erschüttert. Doch dann

war auf einmal genau das eingetreten, worauf er gewartet hatte: ein Zeichen, eines, das nur er entziffern konnte. Er hatte sich beherrscht, sich an die Regeln gehalten, die er sich auferlegt hatte. Und gleich sollte er dafür belohnt werden.

Vierundzwanzig Stunden zuvor hatten Arbeiter in Paris-Bagnolet bei Bauarbeiten in der Rue Malmaison eine Leiche gefunden.

Die Leiche eines etwa dreißigjährigen, unbekleideten Mannes. Der Zeitpunkt seines Todes lag ungefähr ein Jahr zurück. Die Gendarmerie wartete erst einmal die Autopsieergebnisse ab. Weil schon so viel Zeit vergangen war, betrachtete sie die

Sache als unlösbaren Fall. Sollte es irgendwelche Beweise gegeben haben, waren diese längst verschwunden oder verunreinigt.

Da die Leiche in der Banlieue aufgefunden worden war, ging man von einem Mord im Drogenmilieu aus. Um kein Aufsehen zu erregen, hatte sich jemand die Mühe gemacht, die Leiche verschwinden zu lassen.

Aller Erfahrung nach hatte sich die Sache genau so abgespielt. Nicht einmal das makabre Detail, das die Polizei eigentlich hätte alarmieren müssen, machte sie misstrauisch.

Der tot aufgefundene Mann hatte

kein Gesicht.

Dabei handelte es sich allerdings nicht nur um einen Akt der Grausamkeit und auch nicht um Rache: Sämtliche Gesichtsmuskeln und -knochen der Leiche waren zerstört worden. Wer sich so viel Mühe machte, musste ein Motiv haben.

Und nach genau solchen Details hielt der Jäger Ausschau.

Seit dem Tag seiner Ankunft achtete er darauf, ob es Neuzugänge in den Leichenschauhäusern der großen Krankenhäuser gab. So hatte er auch von diesem Leichenfund erfahren. Eine Stunde später hatte er einen Kittel geklaut und sich in den Kühlraum des Hôpital St.

Antoine geschmuggelt. Mit einem Stempelkissen hatte er die Fingerabdrücke der Leiche genommen. Zurück im Hotel, hatte er sie eingescannt und in ein gehacktes Programm eingespeist, mit dem er die Regierungsdatenbank durchsuchte. Der Jäger wusste, dass jede Information, die ins Internet gestellt wurde, nicht mehr gelöscht werden konnte. Das Internet funktionierte wie das menschliche Gedächtnis: Schon winzigste Details konnten jene Reizleitung aktivieren, die längst vergessen Geglaubtes wieder zutage förderte.

Das Netz vergaß nichts.

Der Jäger hatte im Dunkeln auf das

Ergebnis gewartet und sich noch einmal vor Augen geführt, wie er an diesen Punkt gelangt war. Seit der ersten entstellten Leiche in Memphis waren sieben Jahre vergangen. Dann kamen Buenos Aires, Toronto, Panama und schließlich Europa: Turin, Wien, Budapest und jetzt Paris.

Und das waren nur die Fälle, die er hatte recherchieren können. Unter Umständen gab es noch viele mehr, nur, dass sie nie entdeckt werden würden. Die Morde hatten sich an weit voneinander entfernten Orten zugetragen und in großem zeitlichem Abstand zueinander. Daher kam es, dass sie außer ihm noch

niemand mit einem einzigen Täter in Verbindung gebracht hatte.

Seine Beute war selbst ein Jäger.

Anfangs hatte der Jäger noch geglaubt, es handelte sich um einen so genannten »Pilger« – um einen Serienmörder, der viel auf Reisen ist, um seine Verbrechen zu vertuschen. In dem Fall hätte er nur herausfinden müssen, wo sich sein Hauptquartier befand. Mit Sicherheit war es jemand aus der westlichen Welt, der in einer Großstadt lebte. Pilger waren sozial bestens integriert. Sie hatten Familie, Kinder und genug Geld, um sich die häufigen Ortswechsel leisten zu können. Sie waren intelligent und verschleierten

ihre Machenschaften durch Geschäftsreisen.

Doch dann war ihm an der Verbrechensserie etwas aufgefallen, das er zuerst übersehen hatte. Und das rückte alles in ein ganz anderes Licht.

Die Opfer wurden immer älter.

Daran hatte er gemerkt, dass die Verbrecherlogik, mit der er es zu tun hatte, viel komplexer und haarsträubender war als zunächst gedacht.

Der Mörder tötete nicht, um anschließend weiterzuziehen. Er tötete, um zu bleiben.

Und deshalb konnte er in Paris Glück

haben oder zum wiederholten Mal scheitern. Nach einigen Stunden erhielt er seine Antwort aus den Regierungsarchiven.

Die Leiche ohne Gesicht, die man in der Banlieue gefunden hatte, war vorbestraft.

Es handelte sich nicht um einen Drogenhändler, sondern um einen ganz normalen Mann, der als Jugendlicher eine Straftat begangen hatte: Mit sechzehn hatte er ein Bugatti-Modellauto aus einem Laden für Sammler gestohlen. Damals hatte die Polizei auch von Minderjährigen Fingerabdrücke genommen. Allerdings war die Anzeige zurückgezogen und der

Fall geschlossen worden. Obwohl nichts davon im Führungszeugnis des Opfers auftauchte, war seine Polizeiakte bei einer Regierungsorganisation gelandet, die Jugendstraftaten statistisch auswertete.

Diesmal hatte seine Beute einen Fehler begangen: Die Leiche ohne Gesicht hatte jetzt einen Namen.

Jean Duez.

Danach war es ein Leichtes gewesen, den Rest auch noch herauszufinden: dreiunddreißig Jahre alt, Junggeselle, beide Eltern waren bei einem Autounfall umgekommen. Bis auf eine alte, an Alzheimer erkrankte Tante in Avignon gab es keine näheren Verwandten. Duez

hatte einen kleinen Onlineshop gegründet, den er von zu Hause aus betrieb: Seine Einkünfte bezog er aus Modellautoverkäufen an Sammler. Er hatte kaum Sozialkontakte, und das Wichtigste war, dass es niemanden gab, der ihn vermissen könnte.

Dem Jäger fiel auf, dass dieses Profil genau dem der vorherigen Opfer entsprach: ein unscheinbares Äußeres, keinerlei besondere Merkmale. Ein Beruf, der weder eine besondere Ausbildung noch besonderes Geschick erforderte. Ein äußerst zurückgezogenes Leben, keine Bekannten, nur wenige Sozialkontakte. Jemand, den man fast als Menschenfeind

oder Sozialphobiker bezeichnen konnte. Keine näheren Angehörigen, keine Familie.

Der Jäger genoss die Intelligenz seiner Beute. Das mochte leichtsinnig sein, doch er liebte Herausforderungen.

Er sah auf die Uhr: Es war fast sieben. Allmählich füllte sich das Bistro mit Gästen, die für ein frühes Abendessen reserviert hatten. Er gab der Kellnerin ein Zeichen, dass er zahlen wollte. Ein Zeitungsjunge bot die Abendausgabe an. Der Jäger kaufte ein Exemplar, obwohl er wusste, dass der Fund von Jean Duez' Leiche erst am nächsten Tag darin stehen würde. Deshalb hatte er gegenüber seiner

Beute einen gewissen Vorsprung. Er war aufgeregt, denn endlich hatte das Warten ein Ende. Jetzt begann der schönste Teil der Jagd. Er brauchte nur noch eine Bestätigung. Deshalb war er hier in diesem Bistro.

Wieder fegte ein Windstoß über die Straße und riss am Blumenstand an der Ecke eine Wolke aus buntem Blütenstaub mit sich. Er hatte ganz vergessen, wie schön der Frühling in Paris sein konnte.

Er bekam Gänsehaut. Innerhalb weniger Sekunden sah er seine Beute inmitten zahlreicher Menschen die Metrorolltreppe heraufkommen. Der Mann trug eine blaue Windjacke über

einer grauen Cordhose, Turnschuhe und eine Baseballkappe. Während er den gegenüberliegenden Bürgersteig entlanglief, ließ ihn der Jäger nicht aus den Augen. Der Mann sah zu Boden und hatte die Hände in den Hosentaschen. Er ahnte nicht, dass jemand Jagd auf ihn machte. Deshalb war er unachtsam, traf keine Vorsichtsmaßnahmen. Prima!, dachte der Jäger, während seine Beute seelenruhig auf ein grünes Tor in der Rue Lamarck zuging.

Die Kellnerin kam mit der Rechnung. »War der Pastis in Ordnung?«

»Aber sicher!«, erwiderte er mit einem Lächeln.

Und während der Jäger die Hand in die Tasche steckte, um seinen Geldbeutel hervorzuziehen, ging Jean Duez nichts ahnend nach Hause.

—

Die Opfer werden älter, wiederholte der Jäger im Stillen. Der Jäger war mehr oder weniger zufällig auf seine Beute gestoßen: Als er einen Zusammenhang zwischen den gesichtslosen, über die ganze Welt verteilten Leichen hergestellt hatte, hatte er bemerkt, dass jemand im Laufe der Jahre in ihre Identität geschlüpft war. Je

älter der Mörder wurde, desto älter wurden auch seine Opfer, ganz so, als handelte es sich dabei um eine Art Kleidergröße.

Die Beute war ein Serienmörder, der wechselnde Identitäten annahm.

Noch kannte er den Grund für dieses außergewöhnliche Verhalten nicht, aber bald – sehr bald – würde er ihn erfahren.

Der Jäger näherte sich dem grünen Haustor bis auf wenige Meter. Mit der Einkaufstüte in der Hand wartete er, bis jemand herauskam, damit er sich hindurchschmuggeln konnte.

Endlich wurde sein Warten belohnt. Ein alter Mann, der einen braunen

Cockerspaniel ausführte, erschien im Tor. Er trug einen dicken Mantel, einen breitkrempigen Hut und eine dicke Brille. Außerdem war er durch den Hund abgelenkt, der ihn in Richtung Park zerrte. Bevor das Tor ins Schloss fiel, schlüpfte der Jäger unbemerkt hindurch.

Das Treppenhaus war eng und dunkel. Er lauschte. Die Geräusche und Stimmen aus den Wohnungen vermischten sich. Er warf einen Blick auf die Briefkästen: Jean Duez wohnte auf dem Treppenabsatz 3Q.

Er stellte die Tüte mit den Einkäufen auf die erste Stufe, nahm das Baguette und den Bund Petersilie heraus und holte die Beretta M92F hervor. Sie war von der

amerikanischen Armee in eine Betäubungspistole umgewandelt worden, und er hatte sie einem Söldner in Jerusalem abgekauft. Damit das Betäubungsmittel sofort wirkte, musste man auf Kopf, Herz oder Schritt zielen. Man brauchte fünf Sekunden, um die Patrone zu wechseln, und das war in diesem Fall eindeutig zu lange. Schon der erste Schuss musste ins Schwarze treffen. Gut möglich, dass seine Beute ebenfalls eine Waffe trug – eine mit echten Patronen. Aber das war dem Jäger egal: Ihm genügte eine Betäubungspistole.

Er wollte seine Beute lebend.

Er hatte keine Zeit gehabt, sich mit

ihren Angewohnheiten vertraut zu machen. Doch mit den Jahren hatte er gemerkt, dass sie ein Gewohnheitstier war. So gesehen dürfte die Beute nicht groß von ihrem bisherigen Pfad abweichen. Wenn man sich unter bestimmten Bedingungen immer gleich verhält, fällt man am wenigsten auf. Außerdem lassen sich Situation so am besten beherrschen: Auch das hatte der Jäger von seiner Beute gelernt. Im Grunde war sie zu einer Art Vorbild geworden. Sie hatte ihm beigebracht, wie wichtig Disziplin und Entsagung waren. Sie passte sich den jeweiligen Umständen an, und waren sie auch noch so widrig. Wie diese

Lebewesen, die in der Tiefsee vorkamen. Dort, wo gar kein Licht mehr hindrang, wo Kälte und Wasserdruck jeden Menschen sofort getötet hätten, dort, wo es eigentlich gar kein Leben geben dürfte, stellten diese Lebewesen eine echte Provokation dar. Seine Beute war genauso: Sie kannte es nicht anders. Ein Stück weit empfand der Jäger Bewunderung für diesen Mann. Letztendlich kämpfte er ums Überleben.

Mit der Betäubungspistole im Anschlag ging er in den dritten Stock. Er erreichte Jean Duez' Wohnungstür und brach sie problemlos auf. In der Stille hörte man nur das Ticken einer Pendeluhr. Die

Wohnung war nicht sehr groß, höchstens achtzig Quadratmeter, verteilt auf drei Zimmer, Küche, Bad. Vor ihm lag ein kurzer Flur.

Unter der einzigen geschlossenen Tür entdeckte er einen Lichtstreifen.

Der Jäger drang weiter vor, versuchte, sein Gewicht möglichst geräuschlos zu verteilen. Er erreichte das erste Zimmer. Schnell trat er über die Schwelle und zielte mit der Pistole hinein. Es war die Küche, und sie war leer. Alles war aufgeräumt und sauber. Die Teller auf der Anrichte, der Toaster, das Tuch über dem Ofengriff. Es fühlte sich seltsam an, den Bau seiner Beute zu betreten, in ihre Welt

einzudringen. Er ging weiter zum Bad. Auch dort war niemand. Weiße und grüne Fliesen im Schachbrettmuster. Eine einzige Zahnbürste. Ein Kamm aus falschem Schildpatt. Im nächsten Raum stand ein großes Doppelbett. Die Tagesdecke war aus bordeauxrotem Samt. Ein Wasserglas auf dem Nachttisch. Lederpantoffeln. Und eine Regalwand voller Modellautos: Jean Duez' Leidenschaft.

Der Jäger verließ das Zimmer und stand schließlich vor der geschlossenen Tür. Er lauschte. Von der anderen Seite her war kein Geräusch zu vernehmen. Er senkte den Blick und sah auf den

goldenen Lichtschein, der sich zu seinen Füßen ausbreitete. Er wurde durch keinen Schatten unterbrochen, was bewiesen hätte, dass sich jemand im Raum befand. Dafür bemerkte er am Boden ein Zeichen, wie er es noch nie gesehen hatte.

Einen Kranz aus kleinen braunen Punkten.

Blut, dachte er. Doch er durfte sich jetzt nicht mit solchen Details aufhalten. Er durfte nicht zögern, sich nicht ablenken lassen. Seine Beute war raffiniert und komplex, das durfte er nicht vergessen. Sosehr sie ihn auch faszinierte – er wusste, dass die Abgründe ihrer Seele keinen Ausweg boten: Auf

keinen Fall würde er sich mit dem leibhaftigen Ungeheuer messen wollen, das sie bewohnte.

Seine einzige Chance bestand darin, als Erster zu handeln, seine Beute zu überraschen. Dieser Moment war jetzt gekommen. In wenigen Sekunden würde die Jagd vorbei sein. Erst anschließend würde alles einen Sinn ergeben.

Er machte einen Schritt zurück und trat dann die Tür ein. Er zielte mit der Betäubungspistole, in der Hoffnung, seine Beute sofort zu entdecken. Aber er sah sie nicht. Die Tür prallte von der Wand ab, und er musste sie mit einer Hand abfangen. Er trat ein und sah sich rasch

um.

Niemand.

Ein Bügelbrett. Eine Kommode mit einem alten Radio und einer brennenden Lampe. Eine Garderobe, an der Kleidungsstücke hingen.

Der Jäger trat näher. Wie war das möglich? Es waren dieselben Kleidungsstücke, die seine Beute beim Betreten des Gebäudes getragen hatte. Die blaue Windjacke, die graue Cordhose, Turnschuhe und eine Baseballkappe. Der Jäger schaute zu Boden und sah die Schüssel in der Ecke.

Fedor stand darauf. Ihm fiel der Alte wieder ein, der aus dem Haus gekommen

war, um den Spaniel auszuführen.

»Verdammt!«, sagte er. Doch als er begriff, wie raffiniert er getäuscht worden war, brach er in lautes Gelächter aus.

Er bewunderte die Methode, die sich der Verwandlungskünstler zu seinem Schutz ausgedacht hatte. Tag für Tag kehrte er nach Hause zurück, um anschließend in diese Verkleidung zu schlüpfen und mit dem Hund in den Park zu gehen. Von dort aus beobachtete er sein Haus.

Das bedeutete, dass Jean Duez – oder besser gesagt das grausame Geschöpf, das seinen Platz eingenommen hatte – inzwischen von ihm wusste.

VIER TAGE ZUVOR

1 Uhr 40

Nach dem Gewitter beherrschten die streunenden Hunde die Altstadt. Sie zogen in Rudeln durch die Straßen, strichen lautlos an Mauern entlang. Marcus begegnete ihnen in der Via dei Coronari, sie kamen ihm entgegen. Der Rudelführer, ein Mischling mit rotem Fell, war auf einem Auge blind. Kurz kreuzten sich ihre Blicke, und sie erkannten sich im jeweils anderen wieder. Dann setzte jeder

seinen Weg fort.

Wenige Minuten später überschritt Marcus erneut die Schwelle von Laras Wohnung.

Bei Dunkelheit, genau wie Jeremiah Smith.

Er streckte eine Hand nach dem Lichtschalter aus, überlegte es sich dann aber anders. Wahrscheinlich hatte der Entführer eine Taschenlampe dabeigehabt. Er zog seine eigene hervor und begann, alles abzuleuchten. Der Lichtkegel förderte Möbel und Einrichtungsgegenstände zutage.

Marcus wusste nicht genau, wonach er suchte, war aber davon überzeugt, dass es

eine Verbindung zwischen der jungen Studentin und Jeremiah gab. Lara war nicht nur ein Zufallsopfer, sie war ein Objekt der Begierde. Marcus musste wissen, was die beiden miteinander verband. Nur so konnte er herausfinden, wo das Mädchen gefangen gehalten wurde. Natürlich waren das alles nur Vermutungen, durchsetzt von Hoffnung, aber noch wollte er keine seiner Thesen verwerfen.

Aus der Ferne hörte er das Kläffen der herrenlosen Hunde.

Mit dieser traurigen Hintergrundmusik erkundete er das Erdgeschoss, das kleine Bad mit der Falltür, durch die der

Entführer gekommen war. Neben der Duschwanne befand sich ein Regal, in dem einige Duschgels, Shampoo- und Haarkurflaschen der Größe nach aufgereiht waren. Das Gleiche galt für die Waschmittel neben der Waschmaschine. Über dem Waschbecken hing ein Spiegelschrank: Darin befanden sich Kosmetikprodukte und Medikamente. Der Kalender an der Tür war bis zum letzten Tag des Monats abgerissen.

Draußen bellten die Hunde und knurrten sich an, so als rauften sie miteinander.

Marcus kehrte in das kleine Wohnzimmer mit der Kochzeile zurück.

Bevor Jeremiah Smith ins obere Stockwerk gegangen war, hatte er sich die Mühe gemacht, die Zuckerschale auf dem Tisch und die SUGAR-Dose im Regal zu leeren, um sämtliche Spuren des Betäubungsmittels verschwinden zu lassen. Und das in aller Seelenruhe, ohne jede Eile. Hier ging er keinerlei Risiko ein: Während Lara schlief, hatte er alle Zeit der Welt.

Du bist gut, hast keinen Fehler gemacht, aber irgendetwas muss es doch geben! Dass Serienkiller es kaum erwarten konnten, sich mit ihren Taten zu brüsten, und sich deshalb ein Wettrennen mit denjenigen lieferten, die versuchten, ihnen

das Handwerk zu legen, war nur so ein Mythos, der hauptsächlich von den Medien propagiert wurde, so viel wusste Marcus. Ein Serienmörder liebte, was er tat. Und deshalb wollte er so lange wie möglich damit fortfahren. Es interessierte ihn nicht, berühmt zu werden, das wäre eher unpraktisch. Aber manchmal hinterließ er ein Zeichen seiner Anwesenheit. Er wollte nicht kommunizieren, sondern sich mitteilen.

Was hast du für mich hinterlassen?, fragte sich Marcus.

Er richtete die Taschenlampe auf die Küchenregale. In einem standen Kochbücher. Als Lara noch bei ihren

Eltern gewohnt hatte, hatte sie wahrscheinlich nie gekocht. Aber seit sie in Rom war, musste sie sich selbst versorgen. Zwischen den Bänden mit den bunten Buchrücken fiel ihm ein schwarzes Buch auf. Marcus trat näher und neigte den Kopf, um den Titel zu lesen. Es war eine Bibel.

Auffälligkeiten, dachte er.

Er nahm sie und schlug sie auf der Seite auf, die von einem rotsamtenen Lesebändchen markiert war: Der Brief des Apostels Paulus an die Thessalonicher.

»Der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht.«

Was für eine makabre Ironie! Das war

bestimmt kein Zufall. Hatte jemand das Buch dort hinterlegt? Diese Worte bezogen sich auf den Tag des Jüngsten Gerichts, beschrieben aber auch, was Lara zugestoßen war. Jemand hatte sie entführt. Der Dieb hatte einen Menschen geraubt. Die junge Studentin hatte Jeremiah Smith nicht bemerkt, während er wie ein Schatten um sie herumschlich. Marcus sah sich um: das Sofa, der Fernseher, die Zeitschriften auf dem Couchtisch, der Kühlschank mit den Magneten, das alte verkratzte Parkett. In dieser kleinen Wohnung hatte Lara sich sicher gefühlt. Aber das hatte nicht ausgereicht, um sie zu schützen. Wie

hätte sie ihn bemerken, wie hätte sie das ahnen sollen? Die Natur des Menschen zwingt ihn dazu, optimistisch zu sein, dachte Marcus. Für die Arterhaltung ist es unerlässlich, dass man potenzielle Gefahren ignoriert und sich stattdessen lieber auf die konzentriert, die am wahrscheinlichsten sind.

Man kann nicht ständig in Angst leben.

Es sind die positiven Visionen, die uns weitermachen lassen – allen Widrigkeiten zum Trotz. Sie haben nur einen Nachteil: Manchmal führen sie dazu, dass wir das Böse übersehen.

In diesem Moment hörten die herrenlosen Hunde auf zu bellen. Marcus

stellten sich die Nackenhaare auf, denn plötzlich vernahm er ein neues Geräusch. Ein fast unmerkliches Quietschen der Bodendielen.

Der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht, rief er sich in Erinnerung. In diesem Moment merkte er, dass es ein Fehler gewesen war, das obere Stockwerk nicht zuerst zu überprüfen.

»Mach sie aus.«

Die Stimme kam von der Treppe hinter ihm und bezog sich eindeutig auf die Taschenlampe in seiner Hand. Er gehorchte, ohne sich umzudrehen. Wer auch immer das war, er war schon bei seinem Eintreffen hier gewesen. Marcus

konzentrierte sich auf die ihn umgebende Stille. Der Mann war nur wenige Meter von ihm entfernt. Wer weiß, wie lange er ihn schon beobachtet hatte.

»Dreh dich um!«, befahl die Stimme.

Marcus gehorchte langsam. Das Hoflicht fiel schwach durch das Fenstergitter und warf ein Raster an die Wand, das an einen Käfig erinnerte. Darin war der Unbekannte gefangen wie ein wildes Tier, wie eine dunkle, bedrohliche Silhouette. Ein Schattenprofil im Schatten. Der Mann war mindestens zwanzig Zentimeter größer als er und von robuster Statur. Lange Zeit rührte sich keiner von beiden, kein Wort wurde

gesprochen. Dann kam die Stimme erneut aus der Dunkelheit.

»Bist du das?«

Seiner Stimme nach schien er kaum erwachsen zu sein. Marcus hörte Wut, aber auch Angst heraus.

»Du bist es, du Hurensohn!«

Er konnte nicht wissen, ob der andere bewaffnet war. Er schwieg, überließ dem anderen das Reden.

»Ich habe dich gestern Morgen mit dem anderen Kerl hier gesehen.« Marcus begriff, dass er von seinem ersten Besuch mit Clemente sprach. »Seit zwei Tagen behalte ich diese Wohnung im Auge. Was wollt ihr von mir?«

Marcus versuchte, aus diesen Worten schlau zu werden, doch noch erschloss sich ihm ihre Bedeutung nicht. Außerdem hatte er nicht die geringste Ahnung, was nun geschehen würde.

»Versucht ihr, mich reinzulegen?«

Der Schatten machte einen Schritt auf ihn zu. Marcus erkannte seine Hände und sah, dass er unbewaffnet war. Deshalb sagte er aufs Geratewohl: »Ich weiß gar nicht, wovon du redest.«

»Du willst mich wohl verarschen!«

»Vielleicht sollten wir uns lieber woanders weiterunterhalten«, schlug Marcus vor, in der Hoffnung, das Gespräch in Gang zu halten.

»Wir reden jetzt darüber.«

Marcus beschloss, sich aus der Deckung zu wagen. »Bist du wegen des verschwundenen Mädchens hier?«

»Ich weiß nichts von dem Mädchen, mit dieser Sache habe ich nichts zu tun. Willst du mich reinlegen, du Arschloch?«

Vermutlich sagte der andere die Wahrheit: Denn wenn er Jeremiahs Komplize war, wäre er das Risiko nicht eingegangen, hierher zurückzukehren.

Marcus antwortete nicht darauf. Noch bevor er etwas sagen konnte, stürzte sich der Fremde auf ihn, packte ihn am Kragen und stieß ihn gegen die Wand. Dann nahm er ihn in den Schwitzkasten.

Mit der anderen Hand griff er nach einem Umschlag und fuchtelte ihm damit vor dem Gesicht herum: »Hast du mir diesen Scheißbrief geschrieben?«

»Das war ich nicht.«

»Was hast du dann hier zu suchen?«

Marcus musste erst einmal herausfinden, was das hier mit Laras Verschwinden zu tun hatte.

»Wir können gern über diesen Brief reden, wenn du das willst.«

Aber der Junge hatte nicht vor, ihm die Gesprächsführung zu überlassen. »Schickt dich Ranieri? Sag dem Mistkerl, dass ich nichts mehr mit ihm zu tun haben will.«

»Glaub mir, ich kenne keinen Ranieri.«

Marcus versuchte, sich zu befreien, aber der Junge lockerte seinen Griff nicht. Er war noch nicht fertig.

»Bist du Polizist?«

»Nein.«

»Und was soll das Symbol? Niemand wusste etwas von dem Symbol.«

»Welches Symbol denn?«

»Das in dem Brief, du Arschloch.«

Der Brief und das Symbol: Marcus merkte sich diese Informationen. Viel war das nicht, aber vielleicht half es ihm zu verstehen, was der Junge vorhatte. Doch unter Umständen redete er auch nur wirres Zeug. Er musste die Lage wieder unter Kontrolle bekommen. »Hör endlich

auf, von diesem komischen Brief zu reden. Davon weiß ich nichts.«

Der Junge zögerte. »Wer zum Teufel bist du?«

Marcus antwortete nicht und hoffte, der andere würde sich wieder beruhigen. Doch dann wurde er unversehens zu Boden geworfen und vom Angreifer niedergedrückt. Er versuchte sich zu wehren, aber der Junge kniete auf seiner Brust und schlug heftig zu. Marcus hob die Arme, um seinen Kopf zu schützen, doch die Fausthiebe betäubten ihn. Er schmeckte Blut und glaubte schon, ohnmächtig zu werden, als er merkte, dass der Wutausbruch vorbei war. Von

seiner Position aus sah er, wie der Junge die Wohnungstür öffnete. Einen kurzen Moment lang nahm er ihn in dem Licht, das aus dem Hof kam, von hinten wahr. Dann fiel die Tür hinter ihm zu. Er hörte seine Schritte, die sich schnell entfernten.

Marcus wartete ein wenig, bevor er versuchte, aufzustehen. Ihm war schwindelig, und in seinen Ohren schrillte ein Pfeifen. Schmerzen hatte er keine – noch nicht. Die würden geballt über ihn hereinbrechen, aber erst nach einer gewissen Zeit. Dann würde ihm alles wehtun, auch dort, wo er nicht getroffen worden war. Er wusste nicht genau, woher diese Erinnerung kam, doch er

wusste, dass sie zutraf.

Er setzte sich auf, versuchte, einen klaren Kopf zu bekommen. Der Junge war ihm entkommen, dabei hätte er ihn irgendwie aufhalten müssen. Er versuchte, nicht zu streng mit sich zu sein. Wahrscheinlich hätte er ihm ohnehin kein vernünftiges Wort entlocken können. Auf jeden Fall wusste er jetzt mehr.

Bei ihrem Zusammenstoß hatte er den Brief an sich genommen.

Er tastete nach der Taschenlampe, die ihm kurz zuvor entglitten war, fand sie und klopfte zweimal darauf, bis sie wieder anging und den Umschlag

beleuchtete.

Es stand kein Absender darauf, aber adressiert war er an einen gewissen Raffaele Altieri. Der Datumsstempel auf der Briefmarke war drei Tage alt. In dem Umschlag befand sich ein Blatt Papier, auf dem in Druckbuchstaben nur die Adresse von Laras Wohnung stand: Via Coronari. Aber das, was ihn zusammenzucken ließ, war das Symbol anstelle der Unterschrift.

Drei kleine rote Punkte, die ein Dreieck bildeten.

6 Uhr

Sie hatte nicht geschlafen. Nach Schalbers Anruf hatte sie sich stundenlang im Bett hin und her gewälzt. Bis der Radiowecker um fünf Uhr geklingelt hatte und Sandra aufgestanden war.

Sie hatte sich hastig zurechtgemacht und ein Taxi zum Revier genommen. Sie wollte nicht, dass einer der Kollegen ihren Wagen bemerkte. Sicherlich hätte niemand nachgefragt, aber sie konnte die Blicke der anderen seit einer Weile nur noch schwer ertragen. Die Witwe – wurde sie so genannt? Auf jeden Fall war es das, was sie über sie dachten. Sobald

sie ihr begegneten, überschütteten sie sie mit klebrigem Mitleid. Das Schlimmste daran war, dass sich viele offenbar verpflichtet fühlten, etwas zu sagen. Mittlerweile kannte sie ihre Phrasen in- und auswendig. Die häufigste lautete: »Kopf hoch! David hätte gewollt, dass du stark bist.« Am liebsten hätte sie alles aufgenommen, um ihnen dann zu beweisen, dass es Schlimmeres gab als Gleichgültigkeit, nämlich die Plattitüden, mit denen man versucht, fremdes Leid zu lindern.

Aber wahrscheinlich war sie nur überempfindlich. Auf jeden Fall wollte sie pünktlich zum Schichtwechsel in der

Asservatenkammer sein.

Sie brauchte zwanzig Minuten. Vorher ging sie noch schnell in die Bar, um ein Cornetto und einen Cappuccino to go zu holen. Dann fand sie sich bei dem Kollegen ein, dessen Schicht gerade endete.

»Ciao Vega!«, sagte er, als sie zu ihm hinter den Tresen trat. »Was machst du denn um diese Uhrzeit hier?«

Sandra versuchte, ein möglichst unbeschwertes Lächeln aufzusetzen: »Ich hab dir Frühstück mitgebracht.«

Diese Last nahm er ihr nur allzu gern ab. »Du bist wirklich großartig! Heute Nacht war jede Menge los. Eine Bande

Kolumbianer, die vor dem Lambrate-Bahnhof gedealt hat, ist verhaftet worden.«

Sandra wollte sich nicht lange mit Small Talk aufhalten und kam sofort zur Sache: »Ich möchte die Seesäcke abholen, die seit fünf Monaten hier liegen.«

Der Kollege musterte sie überrascht, zeigte sich aber auf Anhieb hilfsbereit. »Ich hole sie dir gleich.«

Er verschwand in den langen Fluren der Asservatenkammer. Sandra hörte, wie er bei seiner Suche laut vor sich hin murmelte. Sie war ungeduldig, versuchte jedoch, sich zu beherrschen. In letzter Zeit ging ihr einfach alles auf die Nerven. Ihre

Schwester meinte, sie befinde sich gerade in einer der vier Trauerphasen. Dieses Wissen hatte sie aus einem Ratgeber. Allerdings konnte sie ihr nicht sagen, welche Phase das genau war und wann sie vorüber wäre. Sandra hatte da so ihre Zweifel, ließ sie jedoch reden, genau wie ihre restliche Verwandtschaft. Niemand wollte sich wirklich mit ihrem Schicksal auseinandersetzen. Nicht aus mangelndem Mitgefühl, das nicht, sondern weil es keine bewährten Ratschläge für eine neunundzwanzigjährige Witwe gab. Daher beschränkten sie sich darauf, Sätze aus Zeitschriften zu zitieren. Oder sie

berichteten von Erfahrungen entfernter Bekannter. Das genügte, um ihr schlechtes Gewissen zu beruhigen, und im Grunde war es Sandra nur recht.

Fünf Minuten später sah sie, wie der Kollege mit Davids beiden großen Seesäcken zurückkehrte.

Er trug sie an den Griffen, statt sie sich wie David schräg umzuhängen: einen rechts und einen links, was ihren Mann immer ein wenig hatte watscheln lassen.

»Du siehst aus wie ein Packesel, Fred.«

»Aber ich gefalle dir trotzdem, Ginger.«

Es traf sie wie ein Faustschlag, als sie die Seesäcke sah, aber damit hatte sie

gerechnet. In diesen Gepäckstücken steckte ihr David, sie enthielten seine gesamte Welt. Wäre es nach ihr gegangen, hätten sie ruhig in der Asservatenkammer bleiben können, bis irgendjemand sie aus Versehen entsorgt hätte. Aber mit seinem Telefonat am Vorabend hatte Schalber ihren unausgesprochenen Fragen ein ganz neues Gewicht verliehen. Fragen, die sie belasteten, seit sie Davids Lüge bemerkt hatte. Sie durfte nicht zulassen, dass jemand ihren Mann infrage stellte, und vor allem sie selbst durfte das auf keinen Fall tun.

»Hier sind sie!«, sagte der Kollege und

ließ die Säcke auf den Tresen plumpsen.

Sandra musste den Empfang nicht quittieren. Im Grunde hatte man ihr mit der Aufbewahrung nur einen Gefallen getan. Das Revier in Rom hatte die Seesäcke nach dem Unfall hierhingeschickt, und sie hatte sie einfach nicht abgeholt.

»Willst du nachsehen, ob etwas fehlt?«

»Nein, danke, das ist schon in Ordnung.«

Auf einmal sah der Kollege sie ganz mitleidig an.

Bitte nicht!, dachte Sandra unwillkürlich.

Doch er tat es trotzdem. »Kopf hoch,

Vega! David hätte sich gewünscht, dass du stark bist.«

Nur wer zum Teufel war dieser »David« eigentlich?, fragte sie sich, während sie sich zu einem Lächeln zwang. Dann bedankte sie sich und nahm Davids Seesäcke mit.

—

Eine halbe Stunde später war sie wieder zu Hause. Sie stellte die Säcke neben der Wohnungstür auf den Boden und ließ sie erst mal dort stehen. Noch hielt sie Abstand und beobachtete sie aus der

Ferne – wie ein streunender Hund, der um das Futter herumschleicht, das man ihm anbietet, weil er noch überlegt, ob er dem Ganzen trauen kann. Sie dagegen musste erst all ihren Mut zusammennehmen, bevor sie mit der Untersuchung begann. Sie ging auf die Säcke zu und wieder zurück. Sie machte sich einen Tee, setzte sich aufs Sofa und wärmte die Hände an der Tasse, ohne die Säcke auch nur einen Moment aus den Augen zu lassen. Jetzt erst dachte sie über das nach, was sie getan hatte.

Sie hatte David zu sich nach Hause geholt.

Vielleicht hatte sie in all den Monaten

heimlich gehofft, sich ausgemalt, geglaubt, dass er irgendwann wiederkommen würde. Die Vorstellung, dass sie sich nie mehr lieben würden, machte sie wahnsinnig. Es gab Momente, in denen sie vergaß, dass er tot war. Ihr fiel etwas auf, und sie dachte: »Das muss ich unbedingt David erzählen.« Bis die grausame Wahrheit wieder über sie hereinbrach und sie mit Bitterkeit erfüllte.

David würde nie mehr wiederkommen, Schluss, aus, vorbei!

Sandras Gedanken kehrten zu dem Tag zurück, an dem sie sich dieser Wahrheit erstmals gestellt hatte. Hier an der Wohnungstür, an einem ruhigen

Vormittag wie diesem. Sie hatte die beiden Polizisten draußen warten lassen. Denn solange sie dort blieben, solange sie ihre Schwelle nicht überschritten, war die Nachricht von Davids Tod noch nicht real. So lange musste sie sich nicht mit dem, was ihr berichtet wurde, auseinandersetzen. Mit diesem Tornado, der alles verwüstete und gleichzeitig unangetastet ließ. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie sie das überleben sollte.

Und trotzdem bin ich noch hier!, sagte sie sich. Und wenn Schalber sich für dieses Gepäck interessiert, muss es einen guten Grund dafür geben.

Sie stellte die Teetasse auf den Boden

und ging zu den Seesäcken. Zuerst griff sie zu dem leichteren, in dem sich nur Kleider befanden. Sie stellte ihn auf den Kopf und leerte ihn aus. Hemden, Hosen, Pullis – alles durcheinander. Sie trugen Davids Duft, doch sie bemühte sich, ihn zu ignorieren.

Meine Güte, fehlst du mir, Fred!

Sie verbat sich zu weinen, durchwühlte hektisch seine Kleider. Bilder von David in diesen Kleidern tauchten vor ihrem inneren Auge auf. Momentaufnahmen aus ihrem gemeinsamen Leben. Sie empfand Sehnsucht, aber auch Zorn und eine Mordswut.

Nichts Auffälliges befand sich unter

seinen Sachen. Sie überprüfte sämtliche Innen- und Außentaschen: nichts.

Sandra war erschöpft. Das Schlimmste hatte sie hinter sich. Jetzt fehlte nur noch der Sack mit den Arbeitsutensilien, und diese Gegenstände gehörten nicht zu ihren gemeinsamen Erinnerungen, im Gegenteil: Sie waren der Grund, warum David nicht mehr lebte. Deshalb würde sie sich damit leichter tun.

Bevor sie loslegte, fiel ihr ein, dass es eine Liste dieser Dinge gab. Sie befand sich in Davids Kommodenschublade, sein Merkzettel, wenn er für eine neue Reise packte. Sandra holte sie und begann mit der Überprüfung.

Zunächst zog sie Davids zweite Spiegelreflexkamera hervor. Die andere war bei seinem Sturz zu Bruch gegangen. Es war eine Canon; Sandra bevorzugte Nikons. Über dieses Thema hatten sie ewig diskutieren können.

Sie schaltete die Kamera ein. Die Speicherkarte war leer.

Sie lud die verschiedenen Geräte auf, deren Akkus mittlerweile leer waren. Dann kontrollierte sie sie. Der letzte Anruf auf dem Satellitentelefon war schon eine Ewigkeit her und somit uninteressant. Das Handy hatte sie schon in Rom überprüft, als sie Davids Leiche identifizieren musste. Ihr Mann hatte es

ausschließlich für Taxireservierungen und für den letzten Anruf auf ihrer Mailbox benutzt: *Hier in Oslo ist es schweinekalt.* Ansonsten schien er keine Kontakte zur Außenwelt gehabt zu haben.

Sandra schaltete das Notebook ein, in der Hoffnung, wenigstens darin etwas zu finden. Aber es enthielt nur alte, unbedeutende Dateien. Auch im E-Mail-Empfangsordner fand sich nichts von Interesse. In keinem Dokument und in keiner Mail erwähnte David, warum er in Rom war.

Wozu diese Geheimniskrämerei?, fragte sie sich. Wieder quälten sie die Zweifel, die sie die ganze Nacht wach

gehalten hatten.

Traute sie ihrem Mann zu Recht, oder hatte er etwas zu verbergen?

»Du kannst mich mal, Schalber!«, murmelte sie erneut beim Gedanken an den Mann, der diese Zweifel in ihr gesät hatte.

Sie kehrte zum Seesack zurück und holte die Dinge hervor, die sie zunächst außer Acht gelassen hatte: das Mehrzwecktaschenmesser zum Beispiel und die Teleobjektive. Dabei stieß sie auf einen Kalender mit Ledereinband. Er war schon sehr alt und abgewetzt. Jedes Jahr tauschte David nur das Innenteil aus. Er gehörte zu den Sachen, von denen er sich

einfach nicht trennen konnte, wie die braunen abgelaufenen Flipflops oder der verfilzte Rolli, den er immer anhatte, wenn er an seinem Computer saß und schrieb. Sandra hatte zigmal versucht, diese Dinge auszusortieren. Ein paar Tage lang gab er vor, nichts zu merken, doch dann spürte er sie immer wieder in ihren Verstecken auf.

Bei dem Gedanken daran musste sie lächeln. So war David nun mal. Ein anderer Mann hätte heftig protestiert, doch er erwähnte ihre kleinen Übergriffe nie. Um dann seelenruhig weiterzumachen wie bisher.

Sandra schlug den Kalender auf. Auf

den Seiten, die Davids Romaufenthalt betrafen, hatte er einige Adressen notiert. Die gleichen hatte er auch auf einem Stadtplan markiert. Es waren ungefähr zwanzig.

Während sie darüber nachgrübelte, fiel ihr auf, dass der Sack noch einen Gegenstand enthielt, der nicht auf dem Merkzettel stand: ein Funkgerät. Instinktiv kontrollierte sie die Frequenz: Frequenz 81, aber das sagte ihr nichts.

Wozu brauchte David ein Sende- und Empfangsgerät?

Als sie die übrigen Sachen durchging, merkte sie, dass etwas fehlte: das kleine Aufnahmegerät, das David stets bei sich

trug. Er hatte es immer als sein zweites Gedächtnis bezeichnet. Trotzdem hatte er es bei dem Sturz, der ihn das Leben gekostet hatte, nicht bei sich getragen. Er konnte es bei unzähligen Gelegenheiten verloren haben. Sandra beschloss, sich eine Notiz zu machen.

Bevor sie mit ihrer Durchsuchung fortfuhr, überschlug sie kurz, was sie bisher herausgefunden hatte.

Sie hatte Adressen in einem Kalender und auf einem Stadtplan gefunden. Ein Funkgerät, das auf eine geheimnisvolle Frequenz eingestellt war. Und es fehlte Davids Aufnahmegerät, auf dem er Gesprächsnotizen festhielt.

Während sie nach einer logischen Erklärung für all das suchte, wurde sie plötzlich ganz verzagt: Direkt nach dem Unfall hatte sie bei Reuters und Associated Press – den beiden Agenturen, für die ihr Mann normalerweise arbeitete – nachgefragt. Sie hatte wissen wollen, ob er in ihrem Auftrag in Rom gewesen war. Beide hatten verneint. Er war auf eigene Faust unterwegs gewesen. Es war natürlich nicht das erste Mal gewesen, dass er für sich recherchierte, um seine Arbeit anschließend an den Meistbietenden zu verkaufen. Aber Sandra hatte so das dumpfe Gefühl, dass diesmal mehr dahintersteckte. Etwas, das

sie vielleicht gar nicht so genau wissen wollte.

Um die negativen Gedanken zu verdrängen, widmete sie sich dem restlichen Inhalt des Seesacks.

Ganz unten lag die Leica I. Diese Kamera war 1925 von Oskar Barnack entwickelt und schließlich vom genialen Ernst Leitz perfektioniert worden. Sie war die erste, mit der man auch ohne Stativ fotografieren konnte. Weil sie so handlich war, hatte sie die Kriegsfotografie regelrecht revolutioniert.

Sie besaß eine perfekte Mechanik: einen horizontal ablaufenden Stoffverschluss, eine Verschlusszeit von ½0 bis 1/500

Sekunden, eine feste Brennweite von 50 mm. Ein echtes Sammlerstück.

Sandra hatte sie David zu ihrem ersten Jahrestag geschenkt. Sie wusste noch, wie überrascht er gewesen war, als er das Päckchen geöffnet hatte. Mit ihrem Gehalt hätte sie sich so ein Geschenk nie leisten können. Aber Sandra hatte die Kamera von ihrem Großvater geerbt, von dem sie auch die Leidenschaft fürs Fotografieren hatte.

Sie war eine Art Familienandenken, und David trennte sich nie von ihr. Sie sei sein Glücksbringer, behauptete er immer.

Aber auch sie hat dir nicht das Leben retten können!, dachte Sandra.

Die Leica befand sich noch in der Originallederhülle, in die sie die Initialen DL hatte einprägen lassen. Sie öffnete die Hülle und betrachtete die Kamera lange. Dabei versuchte sie, sich Davids Blick vorzustellen, der jedes Mal strahlte wie ein Kind, wenn er sie benutzte. Sie wollte sie gerade wieder verstauen, als sie beim Drehen am Transportrad, wie es fachlich korrekt hieß, einen Widerstand spürte: In der Kamera befand sich noch ein Film.

David hatte sie zum Fotografieren benutzt.

Untereinander nannten sie sie nur »Stafetten«: Gemeint waren sichere, über die ganze Stadt verteilte Wohnungen, die als Logistikzentrum, vorübergehender Zufluchtsort oder auch nur zum Ausruhen dienten. Auf den Klingelschildern standen in der Regel irgendwelche erfundenen Firmennamen.

Eine solche Wohnung betrat Marcus gerade. Er war schon einmal mit Clemente hier gewesen. Bei dieser Gelegenheit hatte er ihm erzählt, dass sie in Rom mehrere Immobilien besaßen. Der jeweilige Schlüssel war in einem Spalt

neben der Tür versteckt.

Die Schmerzen hatten ihn wie erwartet gegen Morgengrauen ereilt. Marcus war deutlich anzusehen, dass man ihn verprügelt hatte. Außer den blauen Flecken in Rippenhöhe, die ihm die Vorfälle dieser Nacht bei jedem Atemzug wieder ins Gedächtnis riefen, hatte er eine geplatzte Lippe und einen geschwollenen Wangenknochen. Hinzu kam die Narbe an der Schläfe. In dieser Geballtheit musste das auf Außenstehende höchst befremdlich wirken.

In einer Stafettenwohnung gab es Lebensmittel, ein Bett, warmes Wasser, einen Erste-Hilfe-Koffer, falsche Papiere

und einen sicheren Computer mit Internetanschluss. Doch die Wohnung, für die sich Marcus entschieden hatte, war leer. Es gab keinerlei Möbel, und die Rollläden waren heruntergelassen. In einem der Zimmer stand ein Telefon auf dem Boden. Es funktionierte.

Die Wohnung diente nur dazu, diesen Apparat zu beherbergen.

Clemente hatte ihm erklärt, dass es besser war, keine Handys zu benutzen. Auf diese Weise hinterließ Marcus keine Spuren.

Mich gibt es gar nicht, sagte er sich, bevor er die Auskunft anrief.

Nach wenigen Minuten nannte ihm

eine freundliche Stimme Raffaele Altieris Adresse und Telefonnummer – die des Angreifers aus Laras Wohnung. Marcus legte auf und rief den Jungen gleich anschließend an. Er ließ es so lange läuten, bis er sich sicher sein konnte, dass niemand zu Hause war. Anschließend begab er sich zu der Adresse, um Raffaele Altieri nun seinerseits einen Besuch abzustatten.

Bald darauf stand er im strömenden Regen an der Ecke zur Via Rubens und ließ das vierstöckige Gebäude im vornehmen Parioli-Viertel nicht aus den Augen.

Es gelang ihm, sich über die Garage

Zutritt zu verschaffen. Die Wohnung, für die er sich interessierte, lag im dritten Stock. Marcus legte ein Ohr an die Tür, um sich zu vergewissern, dass niemand darin war. Er konnte keinerlei Geräusche vernehmen und beschloss, das Risiko einzugehen: Er musste wissen, wer sein Angreifer war.

Er brach das Schloss auf und betrat die Wohnung.

Sie war groß, und die Möbel darin ließen auf guten Geschmack, aber auch auf beträchtlichen Reichtum schließen: Antiquitäten und wertvolle Bilder, ein heller Marmorfußboden, weiß lackierte Türen. Ansonsten konnte er nichts

Auffälliges feststellen, nur dass sie nicht so aussah, als gehöre sie einem brutalen Schläger.

Marcus begann mit der Durchsuchung. Er musste sich beeilen, denn es konnte jederzeit jemand hereinkommen.

Ein Zimmer war als Fitnessraum eingerichtet. Es gab eine Kraftbank und Langhanteln, eine Sprossenwand, ein Laufband und alle möglichen anderen Fitnessgeräte. Raffaele Altieri war Bodybuilder, und Marcus hatte das am eigenen Leib zu spüren bekommen.

Die Küche ließ darauf schließen, dass er allein lebte. Im Kühlschrank befanden sich nur fettarme Milch und

Energydrinks, in den Regalen Vitaminpräparate und Nahrungsergänzungsmittel.

Das dritte Zimmer war ebenfalls aufschlussreich: ein ungemachtes Einzelbett. Bettwäsche mit Star-Wars-Motiven. Über dem Kopfende hing ein Poster von Bruce Lee, die anderen Wände waren mit Plakaten von Rockstars und Rennmotorrädern geschmückt. Eine Stereoanlage in einem Regal, eine Elektrogitarre in der Ecke.

Das Zimmer eines Halbwüchsigen.

Wie alt Raffaele wohl war? Diese Frage wurde ihm beantwortet, als er das vierte Zimmer betrat.

Ein Stuhl und ein an die Wand geschobener Schreibtisch waren die einzigen Einrichtungsgegenstände. Darüber hing eine Collage aus Zeitungsartikeln. Das Papier war vergilbt, aber gut erhalten.

Die Artikel waren neunzehn Jahre alt.

Marcus trat näher, um sie zu lesen. Sie waren von links nach rechts chronologisch sortiert.

Es ging um einen Doppelmord. Die Opfer waren Raffaeles Mutter Valeria Altieri und ihr Liebhaber.

Marcus konzentrierte sich auf die Fotos aus damaligen Zeitungen und Illustrierten. Sie hatten das brutale

Verbrechen verharmlost, indem sie es in mondänen Klatsch verwandelt hatten.

Denn dafür erfüllte es sämtliche Voraussetzungen.

Valeria Altieri war schön, elegant und verwöhnt, sie führte ein Leben im Luxus. Ihr Mann war Guido Altieri, ein bekannter Wirtschaftsanwalt, der sich häufig im Ausland aufhielt. Er war reich, skrupellos und äußerst mächtig. Marcus sah ihn auf einem Foto von der Beerdigung seiner Ehefrau. Trotz des Skandals, in den er hineingezogen worden war, wirkte er ernst und gefasst, während er den Sarg betrachtete und den damals dreijährigen Raffaele an der Hand hielt.

Valerias Liebhaber war ein bekannter Skipper gewesen, der zahlreiche Regatten gewonnen hatte. Eine Art Gigolo, der einige Jahre jünger war als sie.

Das Verbrechen hatte hohe Wellen geschlagen: zum einen, weil Prominente darin verwickelt waren, zum anderen, weil das im Bett überraschte Liebespaar regelrecht hingerichtet worden war. Es war von mindestens zwei Tätern die Rede. Trotzdem hatte es weder Verhaftungen noch Verdächtige gegeben. Die Mörder waren nie gefasst worden.

Dann fiel Marcus ein Detail auf, das ihm bei der ersten Lektüre entgangen war. Der brutale Mord hatte genau an

diesem Ort stattgefunden – in der Wohnung, in der der mittlerweile zweiundzwanzigjährige Raffaele nach wie vor lebte.

Während seine Mutter abgeschlachtet worden war, hatte er in seinem Bettchen geschlafen.

Entweder hatten die Mörder ihn nicht bemerkt, oder sie hatten ihn bewusst verschont. Als das Kind am Morgen nach der Tat aufgewacht war, hatte es das Schlafzimmer betreten und die von siebzig Messerstichen entstellten Leichen gesehen. Marcus stellte sich vor, wie Raffaele in verzweifeltes Schluchzen ausgebrochen war, ohne überhaupt

verstehen zu können, was er da sah. Valeria hatte den Dienstboten freigegeben, um ihren Liebhaber ungestört empfangen zu können. Deshalb war der Mord erst entdeckt worden, als der Anwalt Altieri von seiner Geschäftsreise aus London zurückgekommen war.

Der Kleine war zwei Tage lang mit den Leichen allein gewesen.

Sosehr er sich auch anstrengte: Marcus konnte sich keinen schlimmeren Albtraum vorstellen. Eine Erinnerung tauchte auf, das Gefühl von Einsamkeit, Verlassenheit.

Er wusste nicht, wann er dies empfunden hatte, aber er trug es in sich.

Seine Eltern lebten nicht mehr, sodass er sie nicht danach fragen konnte. Sogar die Trauer über diesen Verlust hatte er vergessen – vielleicht einer der wenigen Vorteile seiner Amnesie.

Er konzentrierte sich wieder auf seine Arbeit und sah sich den Schreibtisch näher an.

Ein Stapel Akten lag darauf. Am liebsten hätte Marcus sich hingesetzt und sich in aller Ruhe mit den Unterlagen beschäftigt. Aber dafür war jetzt keine Zeit. Sein Aufenthalt in dieser Wohnung wurde immer riskanter. Deshalb blätterte er sie nur durch und überflog kurz den Inhalt.

Es handelte sich um Polizeifotos, um Kopien von Polizeiprotokollen und um Listen mit Beweisen und Verdächtigen. Alles Dokumente, die hier gar nicht sein durften. Unter Raffaeles Notizen und persönlichen Anmerkungen befanden sich auch die Berichte eines Privatermittlers. Marcus entdeckte die Visitenkarte einer Detektei auf dem Schreibtisch.

»Ranieri«, murmelte er leise vor sich hin, als er den darauf gedruckten Namen las.

Raffaele hatte ihn erwähnt: »Schickt dich Ranieri? Sag dem Mistkerl, dass ich nichts mehr mit ihm zu tun haben will.«

Marcus steckte die Visitenkarte ein, sah

dann wieder zu der Artikelcollage an der Wand hinüber und versuchte sich einen schnellen Überblick zu verschaffen. Wie viel ein gewitzter Privatdetektiv einem Jungen mit einer fixen Idee wohl abknöpfte?

Mit der Idee, die Mörder seiner Mutter zu finden.

Die Zeitungsausschnitte, Berichte und Dokumente bewiesen, dass er regelrecht besessen davon war. Raffaele wollte den Monstern, die seine Kindheit zerstört hatten, ein Gesicht geben. Normalerweise hatten Kinder imaginäre Feinde aus Luft, Staub und Schatten, dachte Marcus. Feinde wie den schwarzen Mann oder den

bösen Wolf. Aber die lebten in einer Märchenwelt, die sie nur verließen, wenn sie von den Eltern herbeizitiert wurden. Danach verschwanden sie wieder in dem Schatten, der sie hervorgebracht hatte.

Doch Raffaeles Ungeheuer waren geblieben.

Marcus musste noch etwas wissen: Er suchte nach einer Erklärung für das Symbol, das der Junge in Laras Wohnung erwähnt hatte: die drei roten Punkte am Ende des Briefes.

»Und was soll das Symbol? Niemand wusste etwas von dem Symbol!«, hatte Raffaele gesagt.

Marcus gelang es, die Akte der

Staatsanwaltschaft zu finden, in der es genau darum ging. Doch darin gab es Lücken. Dafür gab es eine logische Erklärung: Manchmal ließen die Ermittler einige Details weg, um sie vor der Presse oder der Öffentlichkeit geheim zu halten. Das half ihnen dabei, falsche Zeugenaussagen oder Trittbrettfahrer zu entlarven. Außerdem ließ man die Täter so in dem Glauben, man hätte nichts gegen sie in der Hand. Im Mordfall Valeria Altieri hatte man etwas Wichtiges am Tatort gefunden. Etwas, was die Polizei aus irgendeinem Grund geheim halten wollte.

Noch immer hatte Marcus keine

Ahnung, was das alles mit Jeremiah Smith und Laras Verschwinden zu tun haben konnte. Dieses Verbrechen lag neunzehn Jahre zurück, und selbst wenn die Polizei Beweise übersehen hatte, waren sie inzwischen für immer verloren.

Der Tatort existierte längst nicht mehr.

Marcus sah auf die Uhr: Er war schon seit zwanzig Minuten hier und wollte kein weiteres gewaltsames Aufeinandertreffen mit Raffaele riskieren. Allerdings musste er noch einen Blick in das Schlafzimmer werfen, in dem Valeria Altieri ermordet worden war. Wie mochte der Raum jetzt aussehen?

Als er ihn betrat, begriff er sofort, dass

er sich geirrt hatte.

Als Erstes sah er das Blut.

Das Ehebett mit der hellblauen Bettwäsche war davon durchtränkt. Es war so viel, dass man sehen konnte, wie die Opfer während des Massakers dagelegen hatten. Ihre Umrisse waren von der Matratze und den Kissen konserviert worden. Die beiden hatten nebeneinandergelegen und sich umarmt, als die Mörder wie von Sinnen auf sie einstachen.

Vom Bett aus hatte sich das Blut wie Lava auf dem weißen Teppich ausgebreitet. Es hatte die Fasern getränkt

und ihn dermaßen grellrot eingefärbt, dass er den Tod an sich symbolisierte.

Die von der Hand, die das Messer geführt und auf das wehrlose Fleisch eingestochen hatte, überall an der Wand verteilten Blutspritzer zeugten von Wut, Hast und körperlicher Anstrengung. Unheimlich daran war vor allem die gleichmäßige Anordnung der Spritzer. Eine abartige Symmetrie, gespeist von grenzenlosem Hass.

Ein Teil des Blutes war anschließend für eine Inschrift an der Wand über dem Bett verwendet worden. Sie bestand aus einem einzigen Wort.

EVIL.

Englisch für »Böse«.

Nichts war verändert, gleichzeitig wirkte die Szene fast zu echt, um wahr zu sein. So als wären die Morde gerade erst passiert. Marcus hatte das Gefühl, mit dem Betreten des Raumes eine Zeitreise unternommen zu haben.

Das ist doch nicht möglich!, dachte er.

Es war tatsächlich unmöglich, das Zimmer so zu konservieren, wie es an jenem tragischen Tag vor neunzehn Jahren ausgesehen hatte.

Dafür gab es nur eine Erklärung, die Marcus in den aufeinandergestapelten Farbeimern und Pinseln bestätigt fand. Hinzu kamen die Fotos der

Spurensicherung, die sich Raffaele irgendwie besorgt hatte und die den ursprünglichen Tatort wiedergaben. So wie er sich demjenigen gezeigt hatte, der das Zimmer nach dem Kind als Erster betreten hatte.

Und das war der Anwalt Guido Altieri gewesen, der eines ganz normalen Märzmorgens nach Hause gekommen war.

Danach hatte sich alles verändert. Durch den Polizeieinsatz, aber auch durch diejenigen, die anschließend alles gereinigt und versucht hatten, das Zimmer in den Originalzustand zurückzuversetzen, die Erinnerung an

dieses Horrorszenario auszulöschen und wieder so etwas wie Normalität einkehren zu lassen.

Das passiert nach jedem gewaltsamen Tod, sagte sich Marcus: Die Leichen werden abtransportiert, das Blut trocknet. Und die Menschen suchen diese Orte weiterhin auf, ohne davon zu wissen. Das Leben kommt wieder und erobert sich das, was ihm geraubt wurde, zurück.

Niemand will solche Erinnerungen konservieren. Nicht einmal ich, dachte er.

Raffaele Altieri dagegen hatte beschlossen, den Schauplatz des Verbrechens originalgetreu nachzubilden. Getrieben von seiner fixen Idee, hatte er

dem Grauen einen Tempel errichtet. Indem er versuchte, das Böse darin einzusperren, war er selbst zu einem Gefangenen geworden.

Marcus konnte von der originalgetreuen Inszenierung nur profitieren. Er wollte nach Auffälligkeiten suchen, wenn es denn welche gab. Also bekreuzigte er sich und betrat den Raum.

Während er sich diesem »Opferaltar« näherte, verstand er auch, warum es mindestens zwei Personen gewesen waren, die dieses Blutbad angerichtet hatten.

Die Opfer hatten nicht den Hauch einer Chance gehabt.

Marcus versuchte sich vorzustellen, wie Valeria Altieri und ihr Liebhaber von dieser unmenschlichen Gewalt aus dem Schlaf gerissen worden waren. Hatte die Frau geschrien oder sich beherrscht, um den kleinen Sohn nebenan nicht zu wecken? Um ihm den Anblick dessen, was dann kam, zu ersparen? Um ihn zu retten?

Rechts neben dem Fußende des Bettes hatte sich ebenfalls eine rote Lache gebildet, links dagegen fielen Marcus drei kleine Kreise auf.

Er trat näher und bückte sich, um sie genauer zu betrachten. Sie bildeten ein perfektes gleichseitiges Dreieck. Jede Seite

war ungefähr fünfzig Zentimeter lang.

Das Symbol.

Er versuchte seine mögliche Bedeutung zu ergründen, bis er kurz aufsah und etwas entdeckte, das ihm zunächst entgangen war.

Auf der Auslegeware waren die Abdrücke kleiner nackter Füße zu sehen.

Er stellte sich vor, wie der gerade einmal dreijährige Raffaele morgens im Schlafzimmer aufgetaucht und Zeuge dieses Horrorszenarios geworden war, ohne seine Bedeutung verstehen zu können. Wie er auf das Bett zugegangen und dabei in die Blutlache getreten war. Wie er angesichts der Gleichgültigkeit des

Todes verzweifelt seine Mutter geschüttelt hatte, in dem Versuch, sie zu wecken. Marcus konnte sich seinen kleinen Körper sogar auf den blutdurchtränkten Laken vorstellen: Nachdem er stundenlang geweint hatte, hatte er sich sicher an die Leiche seiner Mutter gekuschelt und war irgendwann eingeschlafen.

Zwei ganze Tage hatte er in der Wohnung verbracht, bevor sein Vater ihn fand und fortbrachte. Zwei endlose Nächte, in denen er es allein mit der Dunkelheit hatte aufnehmen müssen.

Kinder brauchen keine Erinnerungen, sie lernen, indem sie vergessen.

Doch diese achtundvierzig Stunden

hatten genügt, um Raffaele Altieri für immer zu zeichnen.

Marcus war wie gelähmt. Er begann bewusst aus- und einzuatmen, befürchtete eine Panikattacke. War das einmal seine Begabung gewesen? Die finstere Botschaft, die das Böse in die Gegenstände einschreibt, zu entziffern? Die lautlose Stimme der Toten zu hören? Die Niedertracht der Menschen hilflos mitansehen zu müssen?

»Hunde sind farbenblind.«

Deshalb wusste er jetzt etwas über Raffaele, das den anderen entgangen war. Dieses dreijährige Kind wollte nach wie vor gerettet werden.

9 Uhr 04

»Es gibt Dinge, die muss man mit eigenen Augen sehen, Ginger.«

Das hatte David immer gesagt, wenn es um die Gefährlichkeit seiner Arbeit ging. Für Sandra war die Kamera ein unverzichtbarer Schutz vor einem direkten Kontakt mit der Gewalt, die sie jeden Tag dokumentierte. Für ihn war sie nur ein Arbeitsinstrument.

Zu dieser Erkenntnis war sie gelangt, als sie, genau wie David früher, eine Dunkelkammer im Bad eingerichtet hatte.

Sie hatte den Türschlitz und das Fenster verdunkelt und die Lampe über

dem Spiegel durch eine ersetzt, die ein schwaches rotes Licht erzeugte. Sie hatte den Vergrößerer und die Dose für das Entwickeln und Fixieren vom Dachboden geholt. Ansonsten hatte sie improvisiert. In den drei Schüsseln, die sie jetzt fürs Entwickeln benutzte, wusch sie normalerweise ihre Unterwäsche aus. Aus der Küche hatte sie eine Zange, eine Schere und einen Löffel geholt. Das Fotopapier und die Chemikalien, die David auf Vorrat lagerte, hatten das Haltbarkeitsdatum noch nicht überschritten und waren daher noch brauchbar.

In der Leica I befand sich ein 135–35-

mm-Film. Sandra spulte ihn zurück und nahm ihn aus seinem Fach.

Für die nächsten Handgriffe brauchte sie absolute Dunkelheit. Sie streifte sich Handschuhe über und zog den Film aus der Filmdose. Blind entfernte sie das erste Stück mit der Schere, rundete die Ecken etwas ab und steckte den Film in die Spirale der Entwicklerdose. Sie gab den vorbereiteten Entwickler dazu und achtete auf die Zeit. Dann wiederholte sie den Vorgang erst mit dem Stoppbad und dann mit dem Fixierer. Anschließend spülte sie alles unter fließendem Wasser ab, gab etwas Shampoo in die Dose, weil sie kein Netzmittel hatte, und hängte den

Film schließlich über der Badewanne zum Trocknen auf.

Sie stellte den Timer ihrer Uhr und lehnte sich mit dem Rücken an die Fliesen. Sie seufzte. Dieses Warten im Dunkeln war nervenzermürbend. Sie fragte sich, warum David die alte Kamera zum Fotografieren benutzt hatte. Gleichzeitig wünschte sie sich, nichts Dramatisches zu entdecken. Wahrscheinlich rührten ihre Zweifel einfach nur daher, dass sie sich nicht mit diesem sinnlosen Tod arrangieren konnte.

Sandra wollte ahnungslos bleiben.

David hat die Leica nur benutzt, um sie mal wieder auszuprobieren!, redete sie

sich ein. Obwohl sie die Leidenschaft fürs Fotografieren teilten, sie sogar zu ihrem Beruf gemacht hatten, besaßen sie keine Fotos, auf denen sie beide zu sehen waren. Als ihr Mann noch lebte, war das Sandra nicht sonderlich wichtig gewesen. Soche Fotos brauchen wir nicht!, hatte sie sich gesagt. Wenn die Gegenwart so intensiv ist, braucht man keine Vergangenheit. Sie konnte ja nicht ahnen, dass sie überlebensnotwendige Erinnerungsvorräte hätte anlegen müssen. Je mehr Zeit verging, desto schneller schmolzen diese Vorräte dahin. Im Vergleich zu der Lebenszeit, die ihr statistisch noch blieb, war die gemeinsame Zeit viel zu kurz

gewesen. Was sollte sie nur mit all den noch vor ihr liegenden Tagen anfangen? Würde sie jemals wieder in der Lage sein, etwas Ähnliches wie für David zu empfinden?

Das Klingeln des Timers riss sie aus ihren Gedanken. Endlich konnte sie die rote Lampe anmachen. Sofort nahm sie den Film, den sie aufgehängt hatte, und betrachtete ihn im Gegenlicht.

David hatte fünf Fotos mit der Leica gemacht.

Was er fotografiert hatte, ließ sich noch nicht erkennen. Also machte sich daran, die Bilder zu belichten. Sie bereitete die drei Schalen vor: die erste

mit dem Entwickler, die zweite mit dem Stoppbad aus Wasser und Essigsäure und die dritte mit Wasser und Fixierer.

Mithilfe des Vergrößerers projizierte sie die Negative auf das Fotopapier und belichtete es auf diese Weise. Dann legte sie das erste Blatt in die Schale mit dem Entwickler. Sie schwenkte es leicht hin und her, und nach und nach kristallisierte sich ein Bild heraus.

Es war dunkel.

Sie glaubte an einen Fehler, legte es aber trotzdem in die beiden anderen Schalen, wässerte es und hing es dann mit einer Wäscheklammer über der Wanne auf. Das Gleiche tat sie mit den anderen

Negativen.

Auf dem zweiten Foto war David mit nacktem Oberkörper in einem Spiegel zu sehen. Mit der einen Hand hielt er sich die Kamera vors Gesicht, mit der anderen winkte er. Aber er lächelte nicht, sondern war ganz ernst. Hinter ihm hing ein Kalender, er zeigte den Monat an, in dem er gestorben war. Wahrscheinlich war das das letzte Foto vom noch lebenden David, dachte Sandra.

Die traurige Abschiedsgeste eines Gespensts.

Das dritte Foto zeigte eine Baustelle. Die nackten Betonpfeiler eines Rohbaus waren zu erkennen. Die Wände fehlten

noch, um die Pfeiler herum war nichts als Leere. Sandra nahm an, dass das Foto in dem Gebäude aufgenommen worden war, von dem David gestürzt war – vor dem Sturz natürlich.

Warum war er mit der Leica dorthin gegangen?

Davids Unfall hatte sich nachts ereignet, doch dieses Bild war tagsüber aufgenommen worden. Vielleicht hatte er eine Ortsbegehung gemacht.

Das vierte Foto war äußerst merkwürdig. Es zeigte ein Gemälde, vermutlich aus dem siebzehnten Jahrhundert. Offensichtlich nur einen Ausschnitt: ein Kind mit gedrehtem

Oberkörper, kurz davor, die Flucht zu ergreifen. Doch sein Blick war rückwärtsgewandt, weil es sich von etwas ebenso Furchtbarem wie Faszinierendem nicht losreißen konnte. Es wirkte erschüttert, erstaunt und hatte in seiner Verblüffung den Mund aufgerissen.

Sandra kam das Motiv bekannt vor, wusste aber nicht, woher. Ihr fiel De Michelis' Kunstinteresse ein. Sie würde sich bei ihm danach erkundigen.

Eines wusste sie jedoch genau: Dieses Gemälde befand sich in Rom, und genau dort musste sie jetzt hin.

Ihre Schicht begann um vierzehn Uhr, doch sie beschloss, sich ein paar Tage

freizunehmen. Schließlich hatte sie nach Davids Tod keinerlei Sonderurlaub genommen. Sie konnte den Schnellzug nehmen, dann wäre sie in nicht einmal drei Stunden dort. Sie wollte es mit eigenen Augen sehen, wie David immer so schön sagte. Sie wollte verstehen, denn inzwischen war sie fest davon überzeugt, dass es eine Erklärung gab.

Während sie das letzte Foto belichtete, plante sie bereits in Gedanken die Reise. Die ersten vier Fotos hatten neue Fragen aufgeworfen, auf dem fünften war vielleicht eine Antwort zu finden.

Sie behandelte das Bild besonders behutsam, während es auf dem Papier

Gestalt annahm: ein dunkler Fleck vor hellem Hintergrund, der feste Konturen bekam und immer detaillierter wurde. Wie ein uraltes Relikt, das langsam aus der Tiefe auftaucht, nachdem es zig Jahre in absoluter Dunkelheit verbracht hat.

Es war ein Gesicht.

Der Schnappschuss eines Profils. Der Betreffende hatte nicht gemerkt, dass er fotografiert worden war. Hatte dieser Mensch etwas mit Davids Recherchen in Rom, ja, vielleicht sogar mit seinem Tod zu tun? Sandra begriff, dass sie diese Person finden musste.

Schwarzes Haar, so schwarz wie seine Kleider, dazu ein scheuer,

melancholischer Blick.

Und eine Narbe an der Schläfe.

9 Uhr 56

Von der Terrasse der Engelsburg aus gönnte sich Marcus einen Blick auf das prächtige Rom. Hinter ihm ragte der Erzengel Michael empor, der mit ausgebreiteten Flügeln und gezücktem Schwert über die Menschen und ihr niemals endendes Leid wachte. Links von der Bronzestatue befand sich die Armsünderglocke, die in den finsteren Zeiten, in denen die Päpste die Engelsburg als Gefängnis genutzt hatten, bei Hinrichtungen erklungen war.

Heute war dieser Ort der Folter und der Verzweiflung ein beliebtes Ziel für

Touristen. Sie nutzten die Sonne, die gerade zwischen den Wolken hervorgekommen war und die regennasse Stadt aufglänzen ließ, für Erinnerungsfotos.

Clemente gesellte sich zu Marcus, ohne den Blick von der herrlichen Aussicht zu lösen.

»Was ist passiert?«

Sie benutzten eine Mailbox, um sich zu verabreden. Wollte einer den anderen sehen, hinterließ er ihm einfach eine Nachricht mit Orts- und Zeitangabe. Bisher war es noch nie vorgekommen, dass einer von beiden nicht aufgetaucht war.

»Es geht um den Mord an Valeria Altieri.«

Noch bevor Clemente darauf antwortete, musterte er Marcus' geschwollenes Gesicht.

»Wer hat dich denn so zugerichtet?«

»Ich habe gestern Nacht Bekanntschaft mit ihrem Sohn Raffaele gemacht.«

Clemente schüttelte nur den Kopf.

»Eine scheußliche Geschichte. Das Verbrechen wurde nie aufgeklärt.«

Er schien den Fall gut zu kennen, was Marcus wunderte. Schließlich war sein Freund zur Tatzeit kaum älter als zehn gewesen. Deshalb gab es dafür nur eine Erklärung: Er und seine Leute hatten sich

bereits damit beschäftigt.

»Gibt es dazu Unterlagen in unserem Archiv?«

Clemente sprach nur ungern in der Öffentlichkeit über diese Dinge.

»Du solltest vorsichtiger sein!«, rügte er Marcus.

»Es ist aber wichtig. Was weißt du darüber?«

»Zwei Spuren wurde nachgegangen. Beide hatten mit Guido Altieri zu tun. Wird eine Ehebrecherin ermordet, ist der Hauptverdächtige in der Regel der Ehemann. Und Altieri hatte sowohl die nötigen Kontakte als auch die finanziellen Mittel, um den Mord in Auftrag zu geben

und ungeschoren davonzukommen.«

Wenn Guido Altieri tatsächlich der Schuldige war, bedeutete das, dass er seinen Sohn ganz bewusst zwei Tage mit den Leichen allein gelassen hatte, nur um sich ein überzeugendes Alibi zu verschaffen. Das konnte sich Marcus kaum vorstellen.

»Und die zweite Spur?«

»Altieri ist ein gerissener Geschäftsmann. Er war damals in London, um eine wichtige Firmenfusion zu begleiten. Eine nicht ganz saubere Sache: Es ging um Öl und Waffenschmuggel – enorme Summen standen auf dem Spiel. Das englische

Wort EVIL, das am Tatort über dem Bett stand, kann auch eine Botschaft an Guido Altieri gewesen sein.«

»Eine Drohung.«

»Nun ja, seinen Sohn haben die Mörder zumindest verschont.«

Ein paar Kinder rannten an Marcus vorbei, der ihnen nachsah und sie um ihre Unbeschwertheit beneidete.

»Und wie kommt es, dass beide Spuren zu keinem Ergebnis führten?«

»Was die erste Spur angeht, muss man wissen, dass Guido und Valeria Altieri bereits die Scheidung eingereicht hatten. Sie war zu exzessiv, der Skipper war nur einer von zahlreichen Liebhabern. Der

Anwalt scheint unter ihrem Tod nicht sehr gelitten zu haben, da er nur wenige Monate nach der Tat wieder geheiratet hat. Er hat eine neue Familie und neue Kinder. Und ehrlich gesagt: Wenn jemand wie Altieri seine Ehefrau loswerden will, muss er nicht zu derart blutigen Methoden greifen.«

»Und Raffaele?«

»Von ihm war schon seit Jahren nichts mehr zu hören. Soweit ich weiß, ist der Junge gestört und ständiger Gast in der Psychiatrie. Er gibt dem Vater die Schuld an der Tat.«

»Und was ist mit der These von einem internationalen Komplott?«

»Die konnte sich zwar eine Weile halten, musste dann aber aus Mangel an Hinweisen aufgegeben werden.«

»Es gab keine Fingerabdrücke und keine Indizien am Tatort?«

»Obwohl die Opfer regelrecht abgeschlachtet wurden, gingen die Mörder äußerst präzise und umsichtig vor.«

Und selbst wenn dem nicht so gewesen wäre: Marcus fiel ein, dass der Mord zu einer Zeit begangen worden war, zu der die Ermittler noch ganz anders gearbeitet hatten. DNA-Analysen spielten damals noch keine Rolle. Außerdem war der Tatort durch die achtundvierzigstündige

Anwesenheit des Kindes »verunreinigt« und anschließend gereinigt worden. Marcus dachte an die Kopie, die Raffaele Altieri in der Hoffnung hergestellt hatte, den Fall doch noch aufklären zu können. Weil es neunzehn Jahre zuvor nicht gelungen war, die Täter zu finden, waren die Ermittlungen im Sande verlaufen, ohne dass man ein überzeugendes Motiv gefunden hätte.

»Es gibt noch eine dritte Spur, nicht wahr?«

Marcus spürte das, und sie war der Grund, warum sie mit dem Fall befasst waren. Allerdings verstand er nicht, warum der Freund nichts davon erwähnt

hatte. Und tatsächlich versuchte Clemente nun das Thema zu wechseln: »Also, was hat dieser Jeremiah Smith mit Laras Verschwinden zu tun?«

»Das weiß ich noch nicht. Raffaele Altieri war gestern Nacht in der Wohnung des Mädchens. Jemand hat ihn brieflich dorthin bestellt.«

»Und wer war das?«

»Das weiß ich auch noch nicht, aber in Laras Küchenregal stand eine Bibel. Dieses ungewöhnliche Detail habe ich bei unserer ersten Ortsbegehung übersehen. Manchmal sieht man im Dunkeln besser: Deshalb bin ich gestern Nacht noch einmal in die Wohnung gegangen. Ich

wollte sehen, unter welchen Umständen Jeremiah agiert hat.«

»Eine Bibel?« Clemente verstand nicht.

»Das Lesezeichen markierte den Brief des Paulus an die Thessalonicher: ›Der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht …‹ Wenn es nicht so absurd wäre, würde ich sagen: Da hat jemand eine Nachricht für uns hinterlassen, damit wir Raffaele Altieri begegnen.«

Clemente erstarrte: »Niemand weiß etwas von uns.«

»Tja!«, meinte Marcus. Niemand, dachte er verbittert.

Clemente trieb ihn zur Eile an: »Dir ist hoffentlich klar, dass uns nicht mehr viel

Zeit bleibt, um Lara zu retten.«

»Du hast doch selbst gesagt, dass ich mich auf mein Gespür verlassen soll. Dass ich der Einzige bin, der sie finden kann. Und genau das tue ich jetzt auch.«

Marcus ließ nicht so schnell locker: »Und jetzt erzähl mir von der anderen Spur.«

Am Tatort wurden außer dem Wort EVIL auch noch drei runde, mit dem Blut der Opfer gemalte Zeichen hinterlassen. Sie bilden ein gleichseitiges Dreieck.«

Clemente wandte sich dem bronzenen Erzengel zu, so als erflehe er seinen Schutz vor dem, was er gleich sagen würde.

»Das ist ein esoterisches Symbol.«

Marcus wunderte sich nicht, dass die Polizei beschlossen hatte, dieses Detail wegzulassen. Polizisten waren pragmatische Leute. Sie mochten es gar nicht, wenn Ermittlungen ins Reich des Okkulten führen. Das waren Argumente, auf die man sich in einem Gerichtssaal nur schwer berufen konnte. Im schlimmsten Fall boten sie den Beschuldigten sogar die Möglichkeit, auf Unzurechnungsfähigkeit zu plädieren. Außerdem riskierte man damit, jede Menge dubiose Gestalten auf den Plan zu rufen.

Trotzdem schien Clemente diese These ernsthaft in Betracht zu ziehen.

»Angeblich soll in diesem Schlafzimmer ein Ritual vollzogen worden sein.«

Verbrechen mit einem rituellen Hintergrund gehörten zu den *Auffälligkeiten*, mit denen sie sich normalerweise beschäftigten. Dabei ging es um eine Mischung von Ausschweifung und Sex. Während Marcus darauf wartete, dass Clemente ihm die Akte über den Fall Altieri aus dem Archiv holte, konnte er es kaum erwarten, mehr über die Bedeutung des Dreiecksymbols zu erfahren. Deshalb hatte er sich an den einzigen Ort begeben, der ihm darüber

Aufschluss geben würde.

Die *Biblioteca Angelica* befand sich in einem ehemaligen Augustinerkloster an der Piazza Sant'Agostino. Seit dem siebzehnten Jahrhundert hatten die Mönche hier ungefähr 200000 kostbare Bände gesammelt, katalogisiert und erhalten. Sie waren nach antiken und nach modernen Quellen geordnet. Die *Biblioteca Angelica* war einmal die erste öffentliche Bibliothek Europas gewesen.

Umgeben von vollen Bücherregalen, saß Marcus an einem der Tische im Lesesaal, dem sogenannten *Vaso Vanvitelliano*, benannt nach dem Architekten, der das Gebäude im

achtzehnten Jahrhundert restauriert hatte. Man erreichte den Lesesaal über eine Vorhalle, die mit Gemälden berühmter Arkadier geschmückt war. Dort standen auch die Bibliothekskataloge, nicht weit von dem mit einer Panzertür gesicherten Raum mit den kostbaren Miniaturen.

Im Laufe der Jahrhunderte war die *Biblioteca Angelica* Gegenstand zahlreicher religiöser Kontroversen gewesen, denn sie enthielt auch viele verbotene Texte. Und genau dafür interessierte sich Marcus, der gebeten hatte, einige Bände über Symbolik einsehen zu dürfen.

Er hatte sich einen weißen Baumwollhandschuh übergestreift, um damit die Seiten umzublättern. Ansonsten hätten sie durch den Kontakt mit der Säure der Haut Schaden nehmen können. Im Saal war kein anderes Geräusch zu hören als das Umblättern der Seiten, das an den Flügelschlag eines Schmetterlings erinnerte. Zu Zeiten der Heiligen Inquisition hätte Marcus diese Lektüre mit dem Leben bezahlen müssen. Nun stieß er nach einstündiger Recherche auf den Ursprung des Dreiecksymbols.

Es war als Gegensymbol zum christlichen Kreuz entstanden und schon bald zum Erkennungszeichen einiger

Satanskulte geworden. Es stammte aus der Zeit der Konstantinischen Wende: Damals wurden die Christen nicht länger verfolgt und verließen die Katakomben, die daraufhin zu einem Zufluchtsort für Heiden wurden.

Marcus staunte, als er erfuhr, dass der moderne Satanismus seine Wurzeln in diesem Heidentum hatte. Im Laufe der Jahrhunderte hatte die Figur des Satans alle anderen Gottheiten ersetzt, weil er der wichtigste Gegenspieler des christlichen Gottes war. Die Anhänger dieses Kults wurden wie Verbrecher behandelt. Sie trafen sich an abgelegenen Orten, meist unter freiem Himmel. Mit

einem Stock zeichneten sie ihren Tempel auf den Boden, denn so ließ er sich notfalls schnell wieder verwischen. Mit Morden an Unschuldigen schlossen die Anhänger einen blutigen Pakt. Sie waren nicht nur ein Ritual, sondern dienten auch einem ganz praktischen Zweck: Wenn ich jemanden dazu bringe, einen anderen Menschen zu töten, ist er sein Leben lang von mir abhängig, dachte Marcus. Denn will er die Sekte verlassen, muss er damit rechnen, wegen Mordes angeklagt zu werden.

Im Katalog der Bibliothek war er auf Bücher gestoßen, die die historische Entwicklung dieser Praktiken von damals

bis heute schilderten. Da es sich um relativ neue Veröffentlichungen handelte, zog Marcus den Handschuh aus und vertiefte sich in einen kriminologischen Text.

Viele Verbrechen wiesen satanistische Züge auf. Aber oft waren sie nur ein Vorwand, um sexuell motivierte Perversionen auszuleben. Manche psychopathischen Mörder waren fest davon überzeugt, dass eine höhere Macht zu ihnen sprach. Führten sie das blutige Ritual aus, war das nur ihre Form der Kommunikation: Die Leichen fungierten gewissermaßen als Boten.

Der bekannteste Fall war der von

David Richard Berkowitz – auch bekannt als *»Son of Sam«*. Dieser Serienmörder hatte Ende der Siebzigerjahre ganz New York in Angst und Schrecken versetzt. Als er schließlich gefasst wurde, erzählte er der Polizei, ein Dämon, der in Gestalt des Hundes seines Nachbarn mit ihm kommuniziere, habe ihm das Töten befohlen.

Im Fall Valeria Altieri ging Marcus nicht von einem pathologischen Verbrechen aus. Es hatte mehrere Täter gegeben, woraus er schloss, dass sie im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte gewesen waren.

Bei satanistisch begründeten Fällen

kamen Gruppenmorde häufig vor. Denn erst in der Masse fanden die Einzelnen den Mut, Taten zu begehen, zu denen sie sonst nie fähig wären. Die Gemeinschaft half ihnen, ihre natürlichen Hemmschwellen zu überwinden, und die geteilte Verantwortung verhinderte Schuldgefühle.

Es gab einen sogenannten »Acid«-Satanismus, dessen Anhänger jede Menge Drogen konsumierten, was sie noch beeinflussbarer machte. Solche Gruppierungen erkannte man leicht an ihrer Kleidung, die von der Farbe Schwarz und satanistischen Symbolen geprägt war. Sie ließen sich allerdings eher von Heavy-

Metal-Musik als von ketzerischen Texten inspirieren.

Das Wort EVIL an Valeria Altieris Schlafzimmerwand konnte unter Umständen auf eine solche Gruppierung verweisen, überlegte Marcus. Andererseits töteten deren Anhänger nur selten Menschen, sondern gaben sich damit zufrieden, schwarze Messen zu feiern und unschuldige Tiere zu opfern.

Echter Satanismus ist längst nicht so platt, dachte Marcus. Er beruht auf absoluter Geheimhaltung. Es gibt keine Beweise für seine Existenz, nur irreführende und widersprüchliche Indizien. In Wahrheit gibt es nur sehr

wenige satanistische Verbrechen, die nicht Fanatikern oder Geisteskranken zugeschrieben werden müssen. Die berühmtesten hatten ausgerechnet in Italien stattgefunden – die Morde des sogenannten »Monsters von Florenz«.

Marcus las sich die Zusammenfassung dieses Falls aufmerksam durch. Der entnahm er, dass die acht Doppelmorde, die sich zwischen 1974 und 1985 zugetragen hatten, nicht das Werk eines Einzeltäters, sondern einer Tätergruppe gewesen waren. Die Ermittler hatten zwar Schuldige verhaftet, waren der Sache jedoch nicht wirklich auf den Grund gegangen. Und das, obwohl man davon

ausgehen musste, dass es Auftragsmorde gewesen waren, die mit irgendeiner magischen, aber nie nachgewiesenen Sekte zu tun hatten. Die These lautete, dass die Taten in Auftrag gegeben worden waren, um so an Fetische menschlichen Ursprungs für irgendwelche Zeremonien zu kommen.

Marcus stieß auf eine Passage, die ihm möglicherweise weiterhelfen konnte. Sie betraf das Motiv des »Monsters von Florenz«, das stets junge Pärchen beim Stelldichein auf dem Land getötet hatte: *Der schönste Tod ist der während des Orgasmus, er wird auch* mors justi *genannt.* Angeblich wurden in diesem

Moment bestimmte Energien freigesetzt, die die Wirksamkeit schwarzer Magie erhöhten.

In allen Fällen hatten sich die Morde nach dem Kalender gerichtet. Sie hatten stets an Tagen vor christlichen Feiertagen, vorzugsweise bei Neumond, stattgefunden.

Marcus überprüfte das Datum, an dem Valeria Altieri und ihr Liebhaber ermordet worden waren: in der Nacht vom 24. März, kurz vor der Verkündigung des Herrn. Laut dem Evangelium war das der Moment, in dem der Erzengel Gabriel der Jungfrau Maria verkündet hatte, dass sie Gottes Sohn zur Welt bringen würde.

Außerdem war Neumond gewesen.

Die Voraussetzungen für ein satanistisches Verbrechen waren also durchaus gegeben. Jetzt mussten die Ermittlungen, die seit fast zwanzig Jahren brachlagen, nur wieder aufgenommen werden. Marcus war überzeugt, dass irgendjemand über die Tat Bescheid wusste, aber beschlossen hatte, zu schweigen. Er griff in seine Tasche und zog Ranieris Visitenkarte hervor, die er von Raffaele Altieris Schreibtisch genommen hatte.

Mit dem Privatdetektiv würde er anfangen.

Ranieris Büro lag im obersten Stock eines Hauses im Prati-Viertel. Marcus sah, wie er aus einem grünen Subaru ausstieg. Er sah viel älter aus als auf dem Foto seiner Webseite, die für seine Detektei warb. Marcus hielt es für wenig geschickt, dass sich jemand, der zur Diskretion gezwungen war, aller Welt präsentierte. Aber Ranieri schien das egal zu sein.

Bevor Marcus ihm ins Haus folgte, sah er, dass das parkende Auto schlammbespritzt war. Obwohl es in letzter Zeit ständig geregnet hatte, konnte es nicht in Rom so verdreckt worden sein. Er schloss daraus, dass der Detektiv auf dem Land gewesen war.

Der Portier des Gebäudes las gerade Zeitung, sodass Marcus ungesehen an ihm vorbeikam. Ranieri hatte auf den Lift verzichtet, und so, wie er die Treppe hochrannte, schien er es eilig zu haben.

Ranieri betrat sein Büro. Marcus dagegen blieb im ersten Stock stehen. Dort gab es eine Nische, in der er sich verstecken und ungestört darauf warten konnte, dass der Mann wieder herauskam. Erst anschließend würde er in sein Büro eindringen und herausfinden, warum er es so eilig gehabt hatte.

Während Marcus am Vormittag in der Bibliothek gewesen war, hatte ihm Clemente wie versprochen die Akte des

Falles mit dem Aktenzeichen *c.g. 796-74-8* besorgt. Sie enthielt ein detailliertes Dossier über alle darin verwickelten Personen. Clemente hatte sie ihm in einem Briefkasten eines großen Wohnblocks hinterlegt, der nur scheinbar einem Mieter zugeordnet war. Sie benutzten ihn regelmäßig, um Dokumente auszutauschen.

Während Marcus auf Ranieri wartete, hatte er ausreichend Gelegenheit, sich mit dessen Profil zu beschäftigen.

Der Privatdetektiv hatte keinen sehr guten Ruf, was nicht weiter verwunderlich war: Er war wegen Fehlverhaltens von seiner

Standesvertretung ausgeschlossen worden. Außerdem ging er noch anderen Beschäftigungen nach: In der Vergangenheit war er an einigen Betrügereien beteiligt gewesen, die ihm sogar eine Verurteilung wegen Scheckbetrugs eingebracht hatten. Sein bester Kunde war Raffaele Altieri, dem er im Lauf der Jahre viel Geld abgeknöpft hatte, bis ihre Geschäftsbeziehung plötzlich abgebrochen war. Das Büro im Prati-Viertel diente nur als Fassade, um ahnungslose Kunden auszunehmen. Ranieri hatte nicht einmal eine Sekretärin.

Marcus dachte gerade darüber nach, als der Schrei einer Frau im Treppenhaus

widerhallte, der eindeutig aus dem obersten Stockwerk kam.

Für einen solchen Fall gab es eindeutige Anweisungen: Er hatte umgehend zu verschwinden. Erst wenn er sich in sicherem Abstand befand, durfte er die Polizei verständigen. Seine Anonymität war das Allerwichtigste, sie musste um jeden Preis gewahrt werden.

Mich gibt es gar nicht!, rief sich Marcus ins Gedächtnis.

Er wartete, ob außer ihm noch jemand im Haus den Schrei gehört hatte. Aber niemand erschien im Treppenhaus. Marcus konnte sich nicht länger

zurückhalten: Wenn hier eine Frau in Gefahr war, würde er es sich nie verzeihen, nicht eingeschritten zu sein. Er wollte gerade hinauf in den letzten Stock laufen, als die Tür der Detektei aufging und Ranieri die Treppe herunterkam. Marcus zog sich wieder in die Nische zurück, und der Mann lief an ihm vorbei, ohne ihn zu bemerken. Er hatte eine Ledertasche dabei.

Als Marcus sich sicher sein konnte, dass der Privatdetektiv das Gebäude verlassen hatte, eilte er die Treppe hinauf. Hoffentlich kam er noch rechtzeitig!

Oben auf dem Treppenabsatz versetzte er der Tür einen Tritt und fand sich in

einem engen Wartezimmer wieder. Am Ende des Flurs lag ein einziger Raum. Marcus rannte darauf zu, zögerte aber auf der Schwelle. Er hörte es knallen. Vorsichtig beugte er sich vor, sah dann aber, dass das Geräusch von den offenen Fensterläden kam, die im Wind klapperten.

Von einer Frau fehlte jede Spur.

Aber es gab noch eine zweite, verschlossene Tür. Vorsichtig ging er darauf zu. Er legte eine Hand auf die Klinke und riss sie auf, in der festen Überzeugung ein Horrorszenario vorzufinden. Doch da war nur ein kleines Bad, und es war leer.

Wo befand sich die Frau, die er schreien gehört hatte?

Die Ärzte hatten ihm von Klanghalluzinationen erzählt, einer Begleiterscheinung seiner Amnesie. Das war schon mehrmals vorgekommen. Einmal hatte er auf dem Speicher in der Via dei Serpenti ein lang anhaltendes Telefonklingeln gehört, dabei hatte er gar kein Telefon. Ein andermal hatte Devok seinen Namen gerufen. Er wusste nicht, ob es wirklich seine Stimme gewesen war, er konnte sich nicht mehr daran erinnern. Aber er hatte sein Gesicht mit dieser Stimme assoziiert. Vielleicht gab es also doch eine Hoffnung, dass seine

Erinnerungen eines Tages zurückkehren würden. Die Ärzte waren, was das anging, äußerst zurückhaltend: Amnesien aufgrund von Hirnverletzungen seien endgültig. Sein Gedächtnisverlust sei nicht psychisch bedingt. Trotzdem bestand die Möglichkeit, dass uralte, verdrängte Erinnerungen zurückkehrten.

Er atmete tief durch und versuchte, den Schrei der Frau zu vergessen. Er musste herausfinden, was in diesem Zimmer geschehen war.

Er trat ans geöffnete Fenster und sah nach unten: Der Parkplatz, auf dem Ranieri den grünen Subaru abgestellt hatte, war leer. Wenn der Privatdetektiv

den Wagen genommen hatte, würde er nicht so bald zurückkommen. Er konnte sich also ein wenig Zeit lassen.

Auf dem Asphalt entdeckte er einen Ölfleck. Marcus brachte dieses Detail mit den Schlammspritzern, die er an der Karosserie bemerkt hatte, in Verbindung. Daraus schloss er, dass der Detektiv am Vormittag unwegsames Gelände aufgesucht und den Subaru dabei verdreckt und beschädigt hatte.

Er schloss das Fenster und sah sich in dem Büro um.

Ranieri hatte sich kaum länger als zehn Minuten darin aufgehalten. Was hatte er hier zu erledigen?

Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden. Marcus rief sich eine von Clementes Lektionen in Erinnerung. Kriminologen und Profiler nannten sie »das Rätsel des leeren Zimmers«. Dabei ging man davon aus, dass jeder Vorfall, und war er auch noch so unbedeutend, Spuren hinterließ, die mit der Zeit zum Vorschein kamen.

Auch wenn seine Umgebung leer wirkte, musste sie es noch lange nicht sein. Sie enthielt jede Menge Informationen. Doch Marcus blieb nicht viel Zeit, sie zu erkennen und das Geschehen zu rekonstruieren.

Die erste Herangehensweise war rein

visuell. Also sah er sich um: ein halb leeres Regal mit Waffenzeitschriften und juristischen Handbüchern. Angesichts der Staubschicht, die sie bedeckte, war das reine Dekoration. Ein durchgesessenes Sofa, ein paar Sessel vor dem Schreibtisch und ein drehbarer Bürostuhl.

Ihm fiel die anachronistische Kombination aus Flachbildfernseher und uraltem Videorekorder auf. Wurde so ein Gerät überhaupt noch benutzt? Verwunderlich war zudem, dass es im ganzen Zimmer keine Videokassetten gab.

Er merkte sich dieses Detail und fuhr mit seiner Analyse fort. An den Wänden hingen Diplome, die Ranieris Teilnahme

an Fortbildungsveranstaltungen bestätigten. Eine abgelaufene Detektivlizenz. Der Rahmen hing schief. Marcus nahm ihn von der Wand und entdeckte einen kleinen Safe. Die Tür war nur angelehnt. Er öffnete sie. Der Safe war leer.

Marcus dachte an die Ledertasche, mit der Ranieri sein Büro verlassen hatte. Vielleicht hatte er etwas weggebracht. Geld? Wollte er fliehen? Wovor oder vor wem?

In welchem Zustand befand sich das Zimmer? Als er es betreten hatte, hatte das Fenster offen gestanden. Warum hatte der Privatdetektiv es nicht

geschlossen?

Um zu lüften!, sagte sich Markus und machte sofort eine Schnupperprobe. Er nahm einen leichten, aber unverkennbaren Brandgeruch wahr. Chlorophyll, dachte er. Er ging zum Papierkorb.

Darin lag ein einsames verkohltes Blatt Papier.

Ranieri hatte nicht nur etwas aus seinem Büro geholt, er hatte sich auch einer Sache entledigt. Marcus nahm die Überbleibsel des Blattes aus dem Papierkorb und legte sie vorsichtig auf den Schreibtisch. Dann ging er noch einmal ins Bad, warf einen Blick auf das

Etikett der Flüssigseife und nahm sie mit. Er tauchte den Finger hinein und fuhr damit über den dunkelsten Teil des Blattes, dort, wo er etwas Handschriftliches zu erkennen glaubte. Dann nahm er ein Streichholz aus einer Schachtel auf dem Tisch, aus der sich kurz zuvor wahrscheinlich auch Ranieri bedient hatte, und steckte das Blatt Papier erneut in Brand. Vorher sammelte er sich. Er hatte nur einen Versuch, danach war das Blatt Papier für immer zerstört.

Von den Kopfschmerzen, den Klanghalluzinationen und dem Verlorenheitsgefühl einmal abgesehen, hatte die Amnesie auch einen

entscheidenden Vorteil: Sie hatte ihm ein phantastisches fotografisches Gedächtnis beschert, das nach Marcus' Überzeugung etwas mit der Leere in seinem Kopf zu tun hatte.

Hoffentlich funktioniert es!, dachte er.

Er entzündete das Streichholz, nahm das Blatt Papier, hielt die Flamme darunter und bewegte sie in Leserichtung von links nach rechts.

Die Tinte reagierte mit dem Glyzerin in der Seife. Da sie langsamer verbrannte als der Rest, entstand ein gewisser Kontrast. Für einen Moment konnte man handgeschriebene Buchstaben erkennen. Marcus überflog das Blatt, um sie zu

erfassen. Der Effekt verpuffte nach wenigen Sekunden in grauem Rauch. Doch Marcus wusste, was er wissen wollte. Auf dem Blatt hatte eine Adresse gestanden: Via delle Comete 19. Bevor sie sich in Luft auflöste, hatte er jedoch auch die drei kleinen Punkte entdeckt, die das Dreieckssymbol bildeten.

Bis auf die angegebene Adresse hatte das Blatt Papier genauso ausgesehen wie das Blatt, das er von Raffaele Altieri erhalten hatte.

14:00 Uhr

»Ich glaube nicht, dass das eine gute Idee ist.«

De Michelis nahm am Telefon kein Blatt vor den Mund. Sandra bereute fast, ihn eingeweiht zu haben. In Rom war der Verkehr wegen des Regens ins Stocken geraten, und das Taxi, das sie am Bahnhof genommen hatte, kam nur mühsam voran.

Der Ispettore wollte ihr helfen, verstand aber nicht, warum sie gleich selbst nach Rom gefahren war.

»Bist du sicher, dass du das Richtige tust?«

Sandra hatte ihren Koffer für eine Kurzreise gepackt. Außerdem hatte sie die Fotos aus der Leica, Davids Kalender mit den seltsamen Adressen und das Funkgerät aus seinem Seesack mitgenommen.

»David hatte einen gefährlichen Beruf. Wir waren uns einig, dass er mir nie sagt, wohin die Reise geht.« Ihr Mann hatte ihr damit die Ängste einer Soldatenbraut ersparen wollen, deren Mann gerade an der Front kämpft. »Aber warum hat er mir dann diese Lüge auf Band gesprochen? Warum musste er mir mitteilen, dass er angeblich in Oslo ist? Ich habe lange darüber nachgedacht.

Meine Güte, bin ich blöd gewesen! Er wollte mir gar nichts verheimlichen, sondern im Gegenteil meine Aufmerksamkeit darauf lenken.«

»Gut, einverstanden. Vielleicht hatte er eine wichtige Entdeckung gemacht und wollte dich schützen. Doch jetzt bringst du dich unnötig in Gefahr.«

»Das sehe ich anders. David wusste, dass seine Arbeit riskant ist. Er wollte, dass ich ermittle, falls ihm etwas zustößt. Deshalb hat er Hinweise für mich hinterlassen: Damit ich ihnen nachgehe.«

»Spielst du auf die Fotos aus der alten Kamera an?«

»Apropos Fotos – weißt du schon, aus

welchem Gemälde der Bildausschnitt mit dem fliehenden Kind stammt?«

»Nur anhand deiner Beschreibung kann ich dir diese Frage nicht beantworten. Ich müsste das Bild sehen.«

»Ich habe es dir per E-Mail geschickt.«

»Du weißt doch, dass ich dieses Computerzeug … Ich werde einen unserer Jungs bitten, es mir runterzuladen. Ich melde mich so bald wie möglich.«

Sandra wusste, dass sie sich auf ihn verlassen konnte. Er hatte fünf Monate gebraucht, um ihr zu sagen, dass ihm Davids Tod leidtat. Trotzdem war er ein prima Kerl.

»Ispettore …«

»Ja?«

»Seit wann bist du eigentlich verheiratet?«

De Michelis lachte. »Seit fünfundzwanzig Jahren. Warum?«

Sandra hatte wieder an Schalbers Worte gedacht. »Ich weiß, das ist jetzt eine sehr persönliche Frage … Aber hast du jemals an deiner Frau gezweifelt?«

Der Ispettore räusperte sich. »Einmal hat mir Barbara gesagt, dass sie eine Freundin besucht. Ich wusste, dass sie lügt. So was spürt man einfach als Polizist, du kennst das ja.«

»Allerdings.« Sandra war sich nicht mehr sicher, ob sie diese Geschichte noch

hören wollte. »Du musst mir das nicht erzählen, wenn du nicht willst.«

Doch De Michelis fuhr unverdrossen fort: »Nun, daraufhin habe ich beschlossen, sie wie einen Verbrecher zu beschatten. Sie hat mich nicht bemerkt. Aber irgendwann habe ich mich gefragt, was ich da eigentlich tue. Und beschlossen, sie in Ruhe zu lassen. Manche mögen das feige finden, aber das stimmt nicht. Im Grunde wollte ich gar nicht wissen, warum sie mich angelogen hat. Hätte ich gesehen, dass sie ihre Freundin besucht, hätte ich mich gefühlt wie ein Betrüger. So wie ich ein Recht auf ihre Treue habe, hat Barbara das Recht

auf einen Mann, der ihr vertraut.«

Sandra begriff, dass ihr älterer Kollege ihr etwas erzählt hatte, was er wahrscheinlich noch niemand anderem anvertraut hatte. Das gab ihr den Mut, ihm auch noch den Rest zu erzählen.

»De Michelis, ich muss dich um einen weiteren Gefallen bitten …«

»Was denn jetzt noch?«, fragte er mit gespielter Entrüstung.

»Gestern Abend hat mich ein gewisser Schalber von Interpol angerufen. Er glaubt, dass David in dunkle Machenschaften verstrickt war, und scheint mir ein ziemliches Arschloch zu sein.«

»Verstehe, ich werde mich über ihn schlaumachen. Ist das alles?«

»Ja. Danke!«, sagte Sandra erleichtert.

De Michelis war aber noch nicht fertig. »Bitte verrate mir Folgendes: Wohin fährst du jetzt?«

Dorthin, wo alles zu Ende ging, hätte Sandra gern gesagt. »Zu dem Rohbau, von dem David gestürzt ist.«

Die Idee, zusammenzuziehen, stammte von ihr, aber David hatte sofort eingewilligt. Das war zumindest ihr Eindruck gewesen. Sie kannten sich erst wenige Monate, und noch wusste sie nicht genau, wie sie den Mann, den sie

liebte, einschätzen sollte. Manchmal war er ganz schön kompliziert. Im Gegensatz zu ihr zeigte David seine Gefühle nur selten. Wenn sie Streit hatten, war immer sie diejenige, die laut wurde und sich aufregte. Er gab sich vage versöhnlich, wirkte aber vor allem geistesabwesend. Man konnte fast sagen, dass er sich aus dem Streit heraushielt. Dabei musste Sandra sich eingestehen, dass Davids Verhalten nichts mit Gleichgültigkeit zu tun hatte, sondern einer genauen Strategie folgte: Sobald sie Dampf abgelassen hatte, brachte er sie dazu, genervt aufzugeben.

Das beste Beispiel dafür war ein Streit,

den sie einen Monat nach seinem Einzug gehabt hatten.

Schon seit einer Woche war David merkwürdig launisch gewesen. Er war schweigsam, und Sandra hatte das Gefühl, dass er ihr aus dem Weg ging, sogar wenn sie zu Hause waren. Er arbeitete damals zwar gerade nicht, war aber ständig beschäftigt. Entweder schloss er sich im Arbeitszimmer ein, oder er reparierte etwas in der Wohnung. Sandra spürte, dass etwas nicht stimmte, vermied es jedoch, ihn darauf anzusprechen. Sie redete sich ein, ihm Zeit geben zu müssen. David war es schließlich nicht gewohnt, so etwas wie ein Zuhause zu haben.

Außerdem hatte er noch nie mit einer Frau zusammengelebt. Doch mit der Angst, ihn zu verlieren, wuchs auch ihre Wut darüber, dass er sich ihr ständig entzog. Sie wusste, dass sie kurz davor stand, zu explodieren.

Eines Nachts war es dann so weit. Im Schlaf spürte sie, wie er an ihrer Hand zog, um sie zu wecken. Es war drei Uhr. David machte das Licht an und setzte sich auf. Er ließ den Blick durchs Zimmer schweifen und suchte nach den richtigen Worten für das, was ihm schon seit Wochen durch den Kopf ging: nämlich, dass sie so nicht weitermachen konnten und er sich in dieser Situation unwohl

fühlte.

Sandra versuchte, aus seinen Worten schlau zu werden, verstand aber nur: Dieser Mistkerl verlässt mich! Sie war in ihrem Stolz verletzt und wütend, weil er nicht einmal bis zum nächsten Morgen damit warten konnte. Deshalb stand sie auf und begann, ihn fürchterlich zu beschimpfen und zu beleidigen. In ihrem Zorn warf sie mit allem um sich, das sich in Reichweite befand, auch mit der Fernbedienung. Dadurch ging zufällig der Fernseher an. Zu dieser Uhrzeit liefen ausschließlich alte Schwarzweißfilme, und in dieser Nacht war es *Ich tanz mich in dein Herz hinein* mit Fred Astaire und

Ginger Rogers. Die beiden sangen gerade ein Duett.

Die romantische Melodie, gepaart mit Sandras hysterischem Anfall, führte zu einer fast surrealen Szene.

Aber das Schlimmste war, dass David stumm blieb und ihre Schimpftiraden einfach mit hängendem Kopf über sich ergehen ließ. Als Sandras Wut einen Höhepunkt erreichte, sah sie, wie seine Hand unter das Kissen griff, ein blau samtenes Kästchen darunter hervorzog und es mit einem scheinheiligen Grinsen auf ihre Betthälfte legte. Daraufhin verstummte sie sofort und starrte auf das Kästchen, dessen Inhalt sie bereits

erahnte. Sie kam sich vor wie ein Vollidiot und konnte nicht verhindern, dass ihr die Kinnlade herunterfiel.

»Ich wollte eigentlich gerade sagen, dass wir so nicht weitermachen können«, verkündete David. »Meiner bescheidenen Meinung nach sollten wir heiraten. Ich liebe dich nämlich, Ginger.«

Er sagte die magischen Worte. Zum ersten Mal gestand er ihr seine Gefühle und nannte sie bei diesem Spitznamen, während Fred *Cheek to Cheek* sang:

»Heaven, I'm in Heaven,
And my heart beats so that I can
hardly speak;

And I seem to find the happiness I seek
When we're out together dancing, cheek to cheek.«

Sandra begann unwillkürlich zu weinen. Sie warf sich in seine Arme, wollte einfach nur, dass er sie festhielt. Während sie an seiner Brust schluchzte, zog sie sich aus, weil sie umgehend mit ihm schlafen wollte. Anschließend liebten sie sich bis zum Morgengrauen. Mit Worten ließ sich kaum beschreiben, was sie in jener Nacht empfunden hatte: pures Glück.

In dieser Nacht hatte sie verstanden, dass das Leben mit David nicht einfach,

aber dafür intensiv sein würde. Doch schon damals hatte sie Angst gehabt, es könnte nur ein kurzes Strohfeuer sein.

Und genauso war es jetzt gekommen.

Drei Jahre, fünf Monate und eine Handvoll Tage nach jener unvergesslichen Nacht stand Sandra nun auf der verlassenen Baustelle – genau dort, wo David, *ihr* David, nach seinem Sturz mit zerschmettertem Körper gelegen hatte. Am liebsten hätte sie eine Blume niedergelegt, doch sie wollte sich nicht von ihren Gefühlen überwältigen lassen. Sie war hergekommen, weil sie verstehen wollte.

Nach dem Sturz hatte David den Rest

der Nacht gegen den Tod angekämpft. Als ihn ein zufällig vorbeikommender Radfahrer entdeckt und den Krankenwagen gerufen hatte, war es bereits zu spät gewesen. Wenig später, im Krankenhaus, war David gestorben.

Nachdem die römischen Kollegen Sandra den Unfallhergang geschildert hatten, hatte sie die sich aufdrängenden Fragen zunächst verdrängt. Ob er die ganze Zeit über bei Bewusstsein gewesen war, beispielsweise. Oder ob David noch zu retten gewesen wäre, wenn man ihn früher gefunden hätte.

Der lange Todeskampf sprach für die Unfallthese, denn ein Mörder hätte seinen

Job bestimmt zu Ende gebracht.

Auf der rechten Seite entdeckte Sandra die Treppe, die nach oben führte. Sie ließ ihr Gepäck stehen und stieg hinauf. Vorsichtig, da es kein Geländer gab. Im fünften Stock fehlten sämtliche Zwischenwände. Es gab nur Pfeiler, die das Dachgeschoss stützten. Sie näherte sich der Brüstung, über die David gestürzt war, und rief sich Schalbers Worte vom Vorabend ins Gedächtnis.

»Glaubt man der Polizei, hat sich Herr Leoni in diesem Rohbau aufgehalten, weil er von dort aus etwas fotografieren wollte … Kennen Sie den Ort?«

»Nein«, hatte sie gereizt gesagt.

»Nun, ich bin dort gewesen.«

»Und was wollen Sie mir damit sagen?«

Daraufhin hatte er nur ironisch bemerkt: »Die Canon Ihres Mannes ging bei dem Sturz zu Bruch. Zu schade, dass wir sein letztes Foto niemals zu sehen bekommen werden!«

Als Sandra nun sah, was David in jener Nacht gesehen hatte, verstand sie den Zynismus des Interpolbeamten. Es handelte sich um eine riesige asphaltierte Fläche, die von mehreren Gebäuden umgeben war. Was hatte er hier fotografieren wollen? Und noch dazu bei Dunkelheit!

Sie hatte eines der fünf Leica-Fotos mitgenommen, und sie hatte sich nicht getäuscht: Es zeigte die Baustelle bei Tag. Nachdem sie es entwickelt hatte, hatte sie sofort angenommen, dass es bei einer Ortsbegehung aufgenommen worden war.

Sandra sah sich um. Sie musste einen neuen Zugang finden, ihre Aufmerksamkeit umlenken, wie ihr Ausbilder bei der Polizei immer gesagt hatte.

Die Wahrheit steckt im Detail, murmelte sie vor sich hin.

In den Details musste sie nach einer Antwort auf ihre Fragen suchen. Also ging sie genauso vor wie an den Tatorten,

die sie mit ihrer Kamera dokumentierte: von unten nach oben. Vom Allgemeinen zum Besonderen. Als Vergleichsmaterial diente ihr das Foto, das David mit der Leica aufgenommen hatte.

Ich muss sämtliche Details überprüfen, die auf dem Foto zu sehen sind, dachte sie. So wie bei diesen Fehlersuchbildern.

Sie begann mit dem Boden und arbeitete sich dann meterweise vorwärts. Sie richtete ihren Blick auf das, was sie direkt vor der Nase hatte, und schließlich zur Decke. Sie suchte nach einer Botschaft, nach etwas, das in den Zement geritzt war. Doch da war nichts.

Sie musterte den Pfeilerwald, nahm

sich eine Säule nach der anderen vor. Einige hatten in den letzten Monaten leichte Schäden davongetragen, was aber durchaus daran liegen konnte, dass sie noch unverputzt der Witterung ausgesetzt gewesen waren.

Als sie neben der äußersten linken Säule unweit der Brüstung stand, merkte sie, dass sie anders aussah als auf dem Foto. Es war nur ein winziges Detail, aber vielleicht war es wichtig: Als David die Ortsbegehung vorgenommen hatte, hatte der Pfeiler an der Basis einen horizontalen Zwischenraum aufgewiesen. Jetzt war er geschlossen.

Sandra beugte sich vor, um die Stelle

näher zu betrachten. Etwas daran störte sie: ein Gipsstreifen, der aussah, als hätte man ihn extra dort angebracht, um etwas darunter zu verstecken. Sandra entfernte ihn, und was sie dann sah, verschlug ihr die Sprache.

In der Öffnung steckte Davids Aufnahmegerät. Das Gerät, das sie in seinem Seesack vermisst hatte, obwohl es auf der Merkliste stand. Sandra zog es hervor und blies den Staub weg. Es maß zehn mal zwanzig Zentimeter, war flach und hatte einen Digitalspeicher. Diese Modelle hatten die alten Geräte mit Magnetband verdrängt.

Sandra musterte es und merkte, dass

sie Angst hatte. Welches Geheimnis verbarg sich darin? Gut möglich, dass David selbst es hier versteckt und das Versteck sicherheitshalber fotografisch festgehalten hatte. Als er zurückgekehrt war, um es zu holen, war er von dem Gebäude gestürzt. Hatte er hier, an diesem Ort, etwas mit dem Gerät aufgenommen? Vielleicht an dem Abend, an dem er gestorben war. Sandra fiel ein, dass man das Gerät auch aus der Ferne bedienen konnte. Ein Signal genügte, um es anspringen zu lassen.

Sie musste eine Entscheidung fällen, durfte sie nicht mehr länger hinauszögern. Doch was, wenn das, was

sie gleich hören würde, die Unfallthese erschütterte? Dann würde sie sich nie mehr mit dieser Erklärung zufriedengeben können, sondern nach der Wahrheit suchen müssen. Mit dem Risiko, sie niemals zu finden.

Irgendwann überwand sie schließlich ihr Zögern. Sie setzte das Gerät in Gang und wartete.

Zweimaliges Husten – bestimmt das Signal, mit dem die Aufnahme gestartet wurde. Dann Davids dumpfe Stimme aus der Ferne, die von einem Knistern übertönt wurde. Sie war nur teilweise zu verstehen.

»… dass wir allein sind … Seit damals

habe ich auf diesen Moment gewartet …«

Der Tonfall war ruhig. Trotzdem fand Sandra es unheimlich, nach so langer Zeit seine Stimme zu hören. Sie hatte sich schon damit abgefunden, dass er nie wieder zu ihr sprechen würde. Jetzt befürchtete sie, von ihren Gefühlen übermannt zu werden, dabei musste sie einen klaren Kopf behalten. Sie zwang sich zur Ruhe, schärfte sich ein, dass sie gerade eine Ermittlung durchführte und professionell vorgehen musste.

»… das kann nicht sein … Das hätte ich mir eigentlich denken können … eine Enttäuschung …«

Die Sätze waren viel zu bruchstückhaft,

um verstehen zu können, worum es ging.

»… ich bin auf dem Laufenden … all das … die ganze Zeit … das kann nicht sein …«

Für Sandra ergaben diese Satzfetzen keinerlei Sinn. Dann kam ein vollständiger Satz:

»… ich habe lange nach ihm gesucht, aber am Ende habe ich ihn gefunden.«

Worüber sprach David und mit wem? Sie verstand nicht.

Sie überlegte, die Aufnahme einem Tontechniker zu geben, damit er das Knistern herausfilterte. Eine andere Möglichkeit sah sie nicht. Sie wollte das Gerät gerade ausschalten, als sie eine

andere Stimme hörte.

»… Ja, ich bin es …«

Sandra spürte, dass sie eine Gänsehaut bekam. Jetzt hatte sie den Beweis: David war nicht allein gewesen. Und er hatte das Gespräch aufgenommen. Warum?

Was folgte, waren nur noch ein paar aufgeregte Sätze. Aus irgendeinem Grund war auf einmal alles anders. Jetzt hörte sie auch Angst in der Stimme ihres Mannes.

»… warte … Aber das ist doch nicht möglich … Ich dachte wirklich … Ich werde nie … Ich werde tun, was ich kann … Nein … nein … nein! …«

Körper, die zusammenprallen und über

den Boden rollen.

»… warte … Warte! … Warte! …«

Und dann ein entsetzlicher, verzweifelter Schrei, der sich immer mehr entfernte und schließlich verstummte.

Sandra fiel das Aufnahmegerät aus der Hand. Sie stützte sich mit beiden Händen am Zement ab. Vom Brechreiz geschüttelt, musste sie sich ein-, zweimal übergeben.

David war ermordet worden. Jemand hatte ihn in die Tiefe gestoßen.

Sandra hätte am liebsten geschrien. Wäre sie doch nie hergekommen! Hätte sie doch David niemals kennengelernt! Ihn niemals geliebt! So furchtbar dieser

Gedanke auch war, er entsprach der Wahrheit.

Schritte, die näher kommen.

Sandra drehte sich zu dem Aufnahmegerät um. Es forderte nach wie vor ihre Aufmerksamkeit. Der Mörder schien zu wissen, wo das Aufnahmegerät versteckt war.

Die Schritte verstummten.

Nach einigen Sekunden war erneut diese Stimme zu hören. Aber diesmal sprach sie nicht. Sie sang.

»Heaven, I'm in Heaven,
And my heart beats so that I can
hardly speak;

And I seem to find the happiness I seek
When we're out together dancing, cheek to cheek.«

15 Uhr

Die Via delle Comete lag am Stadtrand. Marcus brauchte eine Weile, um mit öffentlichen Verkehrsmitteln dorthin zu gelangen. Der Bus setzte ihn ganz in der Nähe ab, die restlichen zweihundert Meter ging er zu Fuß. Um ihn herum gab es nichts als Wiesen, gewerbliche Gebäude und sozialen Wohnungsbau. Die Häuser waren ein Stück weit voneinander abgesetzt und bildeten Inseln aus Zement. In ihrer Mitte ragte eine modernistische Kirche auf, die so gar nichts mit den prächtigen jahrhundertealten Gotteshäusern in der Altstadt gemein

hatte. Mehrspurige Straßen bündelten den Verkehr, der von Ampeln effizient kontrolliert wurde.

Die Nummer 19 war eine verlassen wirkende Fabrik. Bevor Marcus sie betrat, um zu erfahren, was sich hinter der Adresse verbarg, die auf dem Blatt mit dem Dreieckssymbol aus Ranieris Büro gestanden hatte, hielt er kurz an, um die Lage zu peilen. Er wollte kein unnötiges Risiko eingehen. Auf der anderen Straßenseite lag eine Tankstelle mit Autowaschanlage und Bar. Die Kunden kamen und gingen, niemand schien sich für die Fabrik zu interessieren. Marcus schlenderte langsam zu der Tankstelle

hinüber und tat so, als wartete er auf jemanden, der sich verspätet hatte. Eine halbe Stunde behielt er das Gebäude im Auge, danach war er sich sicher, dass der Ort nicht überwacht wurde.

Vor der Fabrik befand sich Brachland. Der Regen hatte es in eine Schlammwüste verwandelt. Man konnte noch Reifenspuren erkennen. Wahrscheinlich stammten sie von Ranieris grünem Subaru, dachte Marcus, dem wieder einfiel, wie verdreckt dieser gewesen war.

Der Privatdetektiv war hier gewesen. Dann war er zurück ins Büro geeilt, um das Blatt Papier zu vernichten. Und schließlich war er wieder gegangen,

wobei er etwas aus dem Safe mitgenommen hatte.

Marcus versuchte, sich aus den einzelnen Mosaiksteinchen ein Bild zu machen. Aber das einzig Auffällige daran war Ranieris Eile.

Nur ein Mann, der etwas zu befürchten hat, verhält sich so, dachte Marcus. Was hatte Ranieri dermaßen Angst eingejagt?

Marcus nahm nicht den Haupteingang der Fabrik, sondern suchte nach einem Seiteneingang. Er bahnte sich einen Weg durch das Gestrüpp, das die niedrige Halle mit rechteckigem Grundriss umgab. Mit ihrem gewölbten Blechdach erinnerte sie an einen Hangar. Er entdeckte eine

Brandschutztür. Vielleicht hatte Ranieri sie ebenfalls benutzt, denn sie war nur angelehnt. Mit beiden Händen zog Marcus sie gerade so weit auf, dass er hindurchschlüpfen konnte.

Staubiges Licht fiel in einen riesigen Raum, der bis auf ein paar aufeinandergestapelte Maschinen und von der Decke hängende Rollenzüge so gut wie leer war. Regen war durchs Dach gekommen und bildete dunkle Pfützen auf dem Boden.

Marcus sah sich um, wobei seine Schritte laut von den Wänden widerhallten. Am Ende des Raumes führte eine Eisentreppe zu einer Galerie

mit einem kleinen Büro. Schon als er darauf zuging, fiel ihm etwas auf: Das Geländer war staubfrei. Jemand hatte sich die Mühe gemacht, es abzuwischen, vielleicht um Fingerabdrücke zu beseitigen.

Welches Geheimnis dieser Ort auch barg – dort oben war es zu finden.

Marcus ging die Treppe hinauf und passte gut auf, wo er hintrat. Auf halber Treppe schlug ihm ein unverwechselbarer Geruch entgegen. Hatte man ihn einmal gerochen, vergaß man ihn nie wieder. Marcus wusste nicht, wo und wann er zum ersten Mal Bekanntschaft mit diesem Gestank gemacht hatte. Aber in

irgendeinem Winkel seines Gedächtnisses war er noch abgespeichert. Das war auch so ein Scherz, den seine Amnesie sich mit ihm erlaubte. Er hätte sich schließlich auch an Rosenduft erinnern können, stattdessen war es der Gestank von Leichen.

Er hielt seinen Regenmantel vor Nase und Mund und nahm die letzten Stufen. Die Leichen waren schon von der Schwelle aus zu erkennen, sie waren nur wenige Meter von ihm entfernt. Eine lag auf dem Rücken, die andere kniete auf allen vieren. Die Schädel beider waren von Kugeln durchlöchert. Die reinste Hinrichtung!, dachte Marcus.

Was die fortgeschrittene Verwesung nicht geschafft hatte, hatte das Feuer erledigt: Jemand hatte versucht, die Leichen mit Alkohol oder Benzin zu verbrennen, aber die Flammen hatten nur die Oberkörper verschlungen und den Rest intakt gelassen. Wer auch immer dafür verantwortlich war, er hatte es nur geschafft, sie unkenntlich zu machen. Ein gruseliges Detail sagte Marcus, dass es sich um Vorbestrafte handelte: Die Leichen hatten keine Hände mehr. Wären sie nicht aktenkundig gewesen, hätte sich wohl niemand die Mühe gemacht, das Nehmen von Fingerabdrücken zu verhindern.

Marcus unterdrückte seinen Brechreiz und trat näher. Die Kleidung der Männer war an den Ärmeln zerfetzt, und die Knochen waren offenbar von einer Säge durchtrennt worden.

Marcus entblößte einen Fußknöchel, indem er das Hosenbein eines der Toten hochschob. Dort waren keine Verbrennungen zu sehen. Der bläulichen Verfärbung der Haut entnahm er, dass die beiden höchstens seit einer Woche tot waren. Ihre Körper waren aufgedunsen, wirkten aber insgesamt untersetzt. Vermutlich waren die Männer über fünfzig gewesen.

Marcus wusste nicht, um wen es sich

handelte – möglicherweise würde er ihre Namen nie erfahren. Aber er ahnte, wen er da vor sich hatte: die Mörder von Valeria Altieri und ihrem Liebhaber.

Jetzt galt es herauszufinden, wer sie ermordet hatte und warum erst nach so langer Zeit.

So wie Raffaele durch einen anonymen Brief in Laras Wohnung gebeten worden war, hatte man Ranieri offenbar in diese Fabrik beordert.

War der Privatdetektiv dabei diesen beiden Männern begegnet, die man mit einer ähnlichen Botschaft hergelockt hatte, und hatte sie ermordet?

Nein, das ergab keinen Sinn.

Ranieri war erst wenige Stunden zuvor hier gewesen. Wenn diese Männer schon seit einer Woche tot waren, was hatte er dann an diesem Tag hier zu suchen gehabt? Hatte er sie sich einfach noch einmal ansehen wollen? Aber wieso hätte er dieses Risiko eingehen sollen? Und was hatte ihm derartig Angst eingejagt?

Nein, Ranieri ist nicht der Mörder, dachte Marcus. Und dass er die Leichen nicht verschwinden ließ, bedeutet, dass sie gefunden werden sollten.

Die beiden hatten bei dem Mord damals sicher nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Marcus war davon überzeugt, dass hinter dem Altieri-

Verbrechen ein Auftraggeber steckte, vielleicht sogar mehrere. Letzteres gefiel ihm gar nicht. Doch wegen des im Schlafzimmer vollzogenen Rituals drängte sich die These von einer Sekte regelrecht auf: eine okkulte Gruppierung, die in der Lage war, jede Spur, die sie mit den Morden in Verbindung brachte, zu beseitigen. Auch wenn sie dafür zwei ihrer Mitglieder töten musste.

Marcus vermutete, dass hier zwei widerstreitende Kräfte am Werk waren: eine, die das Geheimnis lüften wollte, indem sie die anonymen Briefe verschickte. Und eine, die ihre Anonymität und ihre Interessen

unbedingt bewahren wollte.

Und das Bindeglied war Ranieri.

Der Privatdetektiv wusste etwas, davon war Marcus überzeugt. Genauso wie er davon überzeugt war, dass es bei alldem irgendeine Verbindung zu Jeremiah Smith und Laras Verschwinden gab.

Seltsame finstere Mächte waren hier am Werk. In diesem Moment fühlte sich Marcus wie eine unbedeutende Randfigur in einem Spiel, das er nicht durchschaute. Er musste herausfinden, was seine Rolle darin war, und deshalb musste er Ranieri mit seinen Vermutungen konfrontieren.

Marcus hatte genug Leichengestank gerochen. Bevor er ging, wollte er sich

instinktiv bekreuzigen, konnte sich jedoch gerade noch rechtzeitig beherrschen. Denn die beiden Toten hier hatten es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht verdient.

Ranieri war durch einen anonymen Hinweis einbestellt worden. Er war morgens mit dem Auto zu dem Gebäude gefahren und hatte die Leichen gesehen. Dann war er in sein Büro zurückgekehrt und hatte den Hinweis vernichtet. Anschließend war er davongeeilt, hatte jedoch etwas aus seinem Safe mitgenommen.

Marcus dachte immer wieder darüber nach, spürte aber, dass ihm ein wichtiges

Mosaiksteinchen fehlte.

Inzwischen hatte es wieder angefangen zu regnen. Er verließ die einsame Fabrik und umrundete die Schlammwüste, wobei er darauf achtete, sich die Schuhe nicht schmutzig zu machen. Dabei fiel ihm ein Detail auf, das ihm vorher entgangen war.

Auf dem Boden war ein dunkler Fleck zu sehen und ein Stück weiter noch einer. Beide ähnelten dem, den er am Vormittag auf dem Asphalt vor Ranieris Büro entdeckt hatte – dort, wo der grüne Subaru gestanden hatte.

Die Tatsache, dass der Regen die Flecken nicht fortgewaschen hatte,

bestätigte seine Annahme, dass es sich um eine ölige Substanz handeln musste. Marcus beugte sich vor und stellte fest, dass es sich um Schmieröl handelte.

Ranieris Wagen hatte also tatächlich vor der verlassenen Fabrik gestanden, wie er bereits aus der schlammbespritzten Karosserie geschlossen hatte. Vielleicht hatte Ranieri seinen Wagen hier beschädigt? Aber nirgendwo waren Löcher oder Steine zu entdecken, die einen solchen Schaden hätten verursachen können. Er musste also schon vorhanden gewesen sein.

Wo aber war Ranieri gewesen, bevor er hierherkam?

Marcus fasste sich an die Narbe. Sein Kopf dröhnte, eine neue Migräne kündigte sich an. Er brauchte dringend ein Schmerzmittel und etwas zu essen. Außerdem hatte er das Gefühl, in einer Sackgasse gelandet zu sein. Als er den Bus kommen sah, rannte er, um ihn noch zu erwischen. Er stieg ein und setzte sich in eine der letzten Reihen neben eine alte Frau mit Einkaufstüten. Sie starrte auf seinen geschwollenen Wangenknochen und die geplatzte Lippe, die er Raffaele Altieri zu verdanken hatte. Marcus ignorierte sie, verschränkte die Arme vor der Brust und streckte die Beine aus. Er schloss die Augen und versuchte, das

Hämmern in seinem Kopf zu verdrängen. Kurz döste er ein. Die Stimmen und anderen Geräusche um ihn herum sorgten dafür, dass er nicht richtig einschlief und vor allem nicht träumte. Wie oft hatte er schon in einem Bus oder U-Bahn-Waggon gesessen und gedöst? Wie oft war er ziellos von Endstation zu Endstation gefahren, um sich auszuruhen und dem immer wiederkehrenden Albtraum zu entkommen, in dem er zusammen mit Devok starb? Das nur langsam vorankommende öffentliche Verkehrsmittel wiegte ihn regelrecht in den Schlaf. Er hatte das Gefühl, von einer unsichtbaren Macht beschützt zu werden,

und fühlte sich in Sicherheit.

Als das einlullende Motorengebrumm für Minuten verstummte und die Passagiere um ihn herum plötzlich laut wurden, öffnete er die Augen.

Sie hatten tatsächlich gehalten, und einige Passagiere beschwerten sich über die durch den Stau verursachte Verspätung. Marcus sah aus dem Fenster und versuchte zu ergründen, wo er sich befand. Er erkannte die grauen Mietskasernen am Ring, erhob sich von seinem Platz und ging vor zum Fahrer. Der hatte den Motor zwar nicht abgestellt, aber die Arme verschränkt.

»Was ist denn los?«, fragte Marcus.

»Ein Unfall«, erwiderte sein Gegenüber. »Ich fürchte, es dauert noch eine Weile, bis wir weiterfahren können.«

Marcus betrachtete die Fahrzeuge vor ihnen. Eines nach dem anderen passierte die Stelle, an der sich der Unfall ereignet hatte. Anscheinend waren mehrere Fahrzeuge darin verwickelt.

Der Bus kam nur mühsam vorwärts. Als er endlich an der Reihe war, mahnte ein Polizist mit einer Kelle zur Eile. Der Fahrer passierte die Engstelle. Marcus stand genau neben ihm, als sie an dem verzogenen, ausgebrannten Blechhaufen vorbeikamen. Die Feuerwehr war noch damit beschäftigt, den Brand zu löschen.

An einem Stück Kofferraum, das von den Flammen verschont geblieben war, erkannte Marcus Ranieris grünen Subaru. Die Leiche des Fahrers im Wageninneren war mit einem Tuch verhüllt worden.

Jetzt verstand Marcus, warum der Wagen des Detektivs Schmieröl verloren hatte. Er hatte sich geirrt: Die Ölflecken hatten nichts mit dem Ort zu tun, an dem Ranieri vorher gewesen war. Es musste sich dabei um Bremsöl handeln: Jemand hatte die Bremsen manipuliert.

Der Unfall war alles andere als ein simpler Unglücksfall.

Das Lied war eindeutig eine Botschaft an sie: Vergiss es! Lass die Sache auf sich beruhen, denn glaub mir, das ist besser für dich. Vielleicht bedeutete es aber auch genau das Gegenteil: Los, komm und such mich!

Der Duschstrahl massierte Sandras Nacken. Sie stand regungslos und mit geschlossenen Augen darunter, die Hände auf die Wandfliesen gestützt. In ihrem Kopf hörte sie immer wieder die Melodie von *Cheek to Cheek* sowie Davids letzte Worte, die das Aufnahmegerät mitgeschnitten hatte.

»Warte! Warte! Warte!«

Sie hatte beschlossen, nicht mehr zu weinen, bevor diese Sache nicht aufgeklärt war. Sie hatte Angst, war aber nicht bereit aufzugeben, denn jetzt wusste sie Bescheid.

Irgendjemand war für den Tod ihres Mannes verantwortlich.

Als tief getroffene Ehefrau konnte man sich leicht fälschlicherweise einbilden, dass es damit ein Allheilmittel gegen den unvermeidlichen Schmerz gab. Dennoch: Die Vorstellung, dass sie etwas tun konnte, um diesen ebenso absurden wie unfairen Verlust wenigstens ansatzweise zu sühnen, war irgendwie tröstlich für sie.

Sandra hatte sich ein Zimmer in einem bescheidenen Einsternehotel unweit der Stazione Termini genommen, das oft von Pilgergruppen besucht wurde.

Auch David hatte hier gewohnt, als er in Rom gewesen war. Sandra hatte um dasselbe Zimmer gebeten, das zum Glück frei gewesen war. Für ihre Ermittlungen musste sie sich im selben Umfeld bewegen wie er.

Warum war sie, nachdem sie die Aufnahme gehört hatte, nicht gleich zur Polizei gegangen und hatte Anzeige erstattet? Nicht, weil sie ihren Kollegen misstraute, das nicht. Der Ehemann einer Mitarbeiterin war ermordet worden, und

solche Fälle wurden bevorzugt behandelt. Das war eine Art ungeschriebenes Gesetz, so etwas wie ein Ehrenkodex. Wenigstens De Michelis hätte sie einweihen können. Aber sie sagte sich immer wieder, dass sie erst noch weitere Beweise zusammentragen wollte, um ihnen die Arbeit zu erleichtern. Dabei war der wahre Grund ein ganz anderer, auch wenn sie das nur ungern zugab.

Sie verließ die Dusche und wickelte sich in ihr Frottiertuch. Tropfnass ging sie in ihr Zimmer, legte den Koffer aufs Bett und räumte ihn aus, bis sie fand, was sie ganz unten verstaut hatte.

Ihre Dienstpistole. Sie kontrollierte das

Magazin und die Sicherung und legte die Waffe anschließend auf ihren Nachttisch. Von nun an würde sie sie stets bei sich tragen.

Im Slip packte sie den Rest des Koffers aus. Sie nahm den kleinen Fernseher von der Konsole und legte stattdessen das Funkgerät, Davids Kalender mit den seltsamen Adressen und das Aufnahmegerät darauf. Mit Klebeband befestigte sie die fünf von ihr entwickelten Leica-Fotos an der Wand. Das erste war das von der Baustelle, das ja bereits Verwendung gefunden hatte. Übrig blieben das vollkommen dunkle Bild, das sie trotzdem behalten hatte; das

von dem Mann mit der Narbe an der Schläfe; der Gemäldeausschnitt; und das Foto ihres Mannes, der die Hand zum Gruß hob, während er sich gleichzeitig mit nacktem Oberkörper vor dem Spiegel fotografierte.

Sandra drehte sich zum Badezimmer um. Das letzte Foto war genau hier aufgenommen worden.

Auf den ersten Blick hätte das Motiv ein typischer Gag von David sein können, so wie damals, als er ihr Fotos von einer gegrillten Anakonda aus Borneo geschickt hatte. Oder das Bild, auf dem er in einem australischen Sumpf stand und mit Blutegeln bedeckt war.

Doch im Gegensatz zu den anderen Fotos war David auf diesem hier todernst.

Vielleicht hatte das, was ihr erst vorgekommen war wie die traurige Abschiedsgeste eines Gespensts, eine ganz andere Bedeutung? Vielleicht hatte David etwas für sie in diesem Hotelzimmer versteckt?

Sie begann mit der Durchsuchung. Sie verrückte die Möbel, suchte unter dem Bett und im Schrank. Sorgfältig tastete sie die Matratze und die Kissen ab. Sie öffnete die Gehäuse von Telefon und Fernseher und schaute hinein. Sie kontrollierte die Bodenfliesen und Bodenleisten. Schließlich inspizierte sie

das Bad.

Abgesehen davon, dass es nicht besonders gründlich geputzt war, konnte sie nichts Auffälliges entdecken.

Fünf Monate waren vergangen. Vielleicht war in der Zwischenzeit etwas verstellt oder entfernt worden. Sie verfluchte sich erneut, dass sie so lange mit der Untersuchung von Davids Seesäcken gewartet hatte.

Nach wie vor nur mit einer Unterhose bekleidet, saß sie auf dem Boden. Als ihr kalt wurde, legte sie sich die verblichene Tagesdecke um die Schultern und blieb einfach so sitzen. Sie versuchte sich von ihrer Enttäuschung nicht unterkriegen zu

lassen. In diesem Moment klingelte ihr Handy.

»Und, haben Sie meinen Rat befolgt, Kollegin Vega?«

Sie brauchte einen Moment, bis sie den deutschen Akzent und den unverschämten Tonfall wiedererkannte.

»Schalber, Sie haben mir gerade noch gefehlt!«

»Befindet sich das Gepäck Ihres Mannes noch in der Asservatenkammer, oder kann ich einen Blick darauf werfen?«

»Wenn es sich um ein laufendes Ermittlungsverfahren handelt, besorgen Sie sich doch einen richterlichen

Durchsuchungsbefehl.«

»Sie wissen genauso gut wie ich, dass Interpol den Polizeibeamten eines Landes nur assistieren darf. Ich möchte Ihre Kollegen nur ungern damit belästigen. Außerdem würde ich Ihnen die Unannehmlichkeiten gern ersparen.«

»Ich habe nichts zu verbergen.« Der Mann konnte einem wirklich auf die Nerven gehen!

»Wo sind Sie gerade, Sandra? Ich darf Sie doch Sandra nennen, nicht wahr?«

»Nein. Und Letzteres geht Sie überhaupt nichts an.«

»Ich bin in Mailand. Wir könnten uns auf einen Kaffee treffen.«

Sandra durfte ihn auf keinen Fall wissen lassen, dass sie in Rom war.

»Warum nicht? Wie wär's mit morgen Nachmittag? Dann können wir die Sache endlich hinter uns bringen.«

Schalber brach in lautes Gelächter aus. »Ich sehe schon, wir verstehen uns!«

»Wenn Sie sich da mal nicht täuschen! Ich mag Ihre Art nicht besonders.«

»Ich kann mir vorstellen, dass Sie einen Vorgesetzten gebeten haben, Erkundigungen über mich einzuholen.«

Sandra schwieg.

»Zu Recht! Und der wird Ihnen sagen, dass ich nicht so schnell lockerlasse.«

Dieser Satz klang wie eine Drohung,

doch sie durfte sich nicht einschüchtern lassen. »Sagen Sie, Schalber, wie sind Sie eigentlich bei Interpol gelandet?«

»Ich war bei der Wiener Polizei. Bei der Mordkommission, bei der Antiterroreinheit, bei der Drogenfahndung: überall ein bisschen. Irgendwann wurde man auf mich aufmerksam, und dann hat mich Interpol geholt.«

»Und womit beschäftigen Sie sich genau?«

Schalber machte eine lange Kunstpause, danach war jeder scherzhafte Unterton verflogen. »Ich beschäftige mich mit Lügnern.«

Sandra schüttelte amüsiert den Kopf. »Wissen Sie was? Eigentlich müsste ich jetzt sofort auflegen. Aber ich bin trotzdem neugierig auf das, was Sie mir zu sagen haben.«

»Ich möchte Ihnen gern etwas erzählen.«

»Wenn Sie sich das partout nicht verkneifen können …«

»Ich hatte einen Kollegen in Wien; wir haben gegen eine osteuropäische Schmugglerbande ermittelt. Doch leider hatte er die schlechte Angewohnheit, nicht alle Informationen an mich weiterzugeben, weil er unbedingt Karriere machen wollte. Er nahm eine Woche

Urlaub und behauptete, mit seiner Frau eine Kreuzfahrt zu machen. Stattdessen betätigte er sich als verdeckter Ermittler, flog aber auf. Diese Verbrecher haben ihn drei Tage und drei Nächte lang gefoltert, schließlich bestand nicht die Gefahr, dass jemand nach ihm suchte. Anschließend haben sie ihn umgebracht. Hätte er mir vertraut, würde er heute noch leben.«

»Eine hübsche Anekdote! Wetten, die erzählen Sie immer, wenn Sie eine Frau beeindrucken wollen?«, sagte Sandra zynisch.

»Überlegen Sie es sich gut! Jeder von uns braucht jemanden. Ich werde Sie morgen noch einmal anrufen, damit wir

uns zum Kaffee verabreden können.«

Er legte auf. Sandra überlegte, was er wohl damit gemeint hatte, dass jeder jemanden brauche. Denn der Einzige, den sie brauchte, war nicht mehr am Leben. Und David? Wen hatte er gebraucht? Wieso war sie sich eigentlich so sicher, dass die Hinweise, die er vor seinem Tod hinterlassen hatte, für sie bestimmt waren?

Als er noch lebte, hatte er sie bei sämtlichen Recherchen außen vor gelassen. Er hatte ihr nie erzählt, welche Risiken er einging. Und in Rom, war er da allein unterwegs gewesen? Auf Davids Handy waren keine Anrufe mit

unbekannter Nummer verzeichnet. Anscheinend hatte er zu niemandem Kontakt gehabt. Aber was, wenn ihm doch jemand geholfen hatte?

Als ihr Blick auf das Funkgerät fiel, verstärkten sich ihre Zweifel. Sie hatte sich schon einmal gefragt, was David damit gewollt hatte. Hatte er damit kommunziert?

Sandra stand auf und ging zur Konsole. Sie nahm das Funkgerät in die Hand und betrachtete es plötzlich mit anderen Augen. Es war auf die Frequenz 81 eingestellt. Vielleicht hätte sie es anlassen sollen. Vielleicht hätte dann jemand Kontakt zu ihr aufgenommen.

Sie schaltete es ein und drehte den Lautsprecher auf, ohne damit zu rechnen, etwas zu hören. Sie stellte es wieder auf die Konsole und drehte sich zu ihrem Koffer um, um ihn ganz auszupacken.

In diesem Moment bekam sie Funkkontakt.

Sie hörte die kühle, monotone Stimme einer Frau. Sie berichtete von einer Schlägerei unter Drogenschmugglern in der Via Nomentana. Streifenwagen, die gerade in der Gegend seien, sollten intervenieren.

Sandra fuhr herum und starrte das Funkgerät an. Es war auf die Frequenz eingestellt, auf der die römische Polizei

mit ihren mobilen Einsatzkommandos kommunizierte.

Jetzt begriff sie auch, was die Adressen in Davids Kalender zu bedeuten hatten.

19 Uhr 47

Marcus kehrte auf den Dachboden in der Via dei Serpenti zurück. Ohne das Licht anzuschalten und den Regenmantel auszuziehen, legte er sich aufs Bett und kauerte sich zusammen, die Hände zwischen die Knie geschoben. Allmählich machten sich die schlaflosen Nächte bemerkbar, außerdem spürte er nach wie vor die sich ankündigende Migräne.

Der Tod des Privatdetektivs hatte seine Ermittlungen in eine Sackgasse geführt. All seine Mühe war umsonst gewesen.

Was hatte Ranieri am Vormittag aus dem Safe in seinem Büro geholt?

Doch was es auch war – mit großer Wahrscheinlichkeit war es in dem brennenden Auto zerstört worden. Deshalb holte Marcus nun die Mappe mit dem Aktenzeichen *c.g. 796-74-8* aus seiner Tasche, die ihn wohl nicht mehr weiterbringen würde. Er warf sie zu Boden, und ein paar Blätter fielen heraus. Der Mond beschien die Gesichter derjenigen, die in einen nunmehr fast zwanzig Jahre zurückliegenden Mord verstrickt waren. Es war einfach zu viel Zeit vergangen, um die Wahrheit jetzt noch ans Licht zu bringen. Dabei hätte er sich sogar damit begnügt, ohne Gerechtigkeit zu fordern. Doch nun

musste er wieder ganz von vorn anfangen. Und dabei hatte Lara oberste Priorität.

Valeria Altieri sah ihn vom Foto in einer Illustrierten her an. Sie lächelte auf einem Geburtstagsfoto und sah äußerst elegant aus. Das Kleid, das sie trug, brachte ihr blondes Haar und ihre Figur voll zur Geltung. Ihr Blick war beinahe hypnotisch.

Valeria hatte ihre Schönheit mit dem Tod bezahlt.

Wäre sie weniger attraktiv gewesen, hätte ihr Mörder sich vielleicht nicht für sie interessiert.

Marcus überlegte, warum ausgerechnet

sie zum Opfer wurde. Genau wie Lara, die Jeremiah Smith aus irgendeinem unerfindlichen Grund dazu erkoren hatte.

Bisher hatte Marcus in Valeria nur Raffaeles Mutter gesehen. Nachdem er die kleinen blutigen Fußabdrücke auf dem weißen Schlafzimmerteppich gesehen hatte, war er nicht mehr in der Lage gewesen, sich ausschließlich auf sie zu konzentrieren.

Es gibt immer einen Grund, warum jemand Aufmerksamkeit erregt, dachte er. Ihm konnte das nicht passieren, denn er war unsichtbar. Valeria dagegen hatte im Rampenlicht gestanden.

Das Wort EVIL auf der Wand hinter

dem Bett. Die zahlreichen Messerstiche, die den Opfern zugefügt wurden. Die Tatsache, dass die Mörder in die Wohnung eingedrungen waren. All das diente dazu, besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Die Tat war spektakulär, und das nicht nur, weil eine High-Society-Lady und ihr nicht minder bekannter Liebhaber die Opfer waren. Sondern auch wegen der Art, wie sie ausgeführt wurde.

Ganz so, als wäre sie für die Klatschpresse inszeniert worden, obwohl kein Paparazzo zugegen gewesen war.

Ein Horrorfilm.

Marcus setzte sich im Bett auf. Irgendetwas keimte in seinem

Bewusstsein. *Auffälligkeiten*. Er machte das Licht an und hob Valeria Alfieris Akte vom Boden auf.

Der wohlklingende Name stammte vom Ehemann, vorher hatte sie Colmetti geheißen, was nicht ganz so nach Jetset klang. Sie stammte aus einer kleinbürgerlichen Familie, der Vater ein einfacher Angestellter. Sie hatte auf Lehramt studiert, aber ihr wahres Talent war ihre Schönheit. Eine natürliche Begabung, mit der sie den Männern den Kopf verdrehte. Mit zwanzig hatte sie versucht, beim Film Karriere zu machen, hatte es aber nur zu ein paar Komparsenrollen gebracht. Marcus

konnte sich vorstellen, dass viele Männer versucht hatten, sie mit dem Versprechen, ihr eine wichtige Rolle zu verschaffen, ins Bett zu bekommen. Vielleicht war Valeria anfangs sogar auf diese Avancen eingegangen. Wie viele zweideutige Komplimente, wie viele unerwünschte Berührungen und wie viel lustlosen Sex hatte sie wohl in der Hoffnung ertragen, ihren Traum verwirklichen zu können?

Und dann war eines Tages Guido Altieri in ihr Leben getreten. Ein gut aussehender Mann und nur wenige Jahre älter als sie. Ein Mann aus einer bekannten, hoch angesehenen Familie. Ein Anwalt mit einer sicheren Zukunft.

Valeria wusste, dass sie nicht treu sein konnte. Und tief in seinem Innern wusste auch Guido, dass diese Frau ihm nie wirklich ganz gehören würde. Dafür war sie viel zu egoistisch und zu eitel. Sie fand sich einfach zu schön für einen Mann allein. Dennoch machte er ihr einen Heiratsantrag.

Und das war erst der Anfang, sagte sich Marcus, während er aufstand, um sich Papier und Bleistift für ein paar Notizen zu holen. Die Hochzeit war nur der erste Akt einer Reihe vermeintlich glücklicher, beneidenswerter Szenen, die jedoch in letzter Konsequenz zu dem Gemetzel im Schlafzimmer geführt

hatten.

Marcus fand einen Block. Auf das erste Blatt zeichnete er das Dreieckssymbol. Auf das zweite schrieb er EVIL.

Valeria Altieri verkörperte den Traum vom Unerreichbaren. Unser Verlangen – vor allem wenn es unkontrollierbar wird – reißt uns zu Taten hin, zu denen wir uns niemals in der Lage glaubten. Es korrumpiert und beschmutzt uns, und manchmal treibt es uns sogar bis zum Mord. Vor allem, wenn es sich in etwas viel Gefährlicheres verwandelt.

In Besessenheit, dachte Marcus, was ihn wieder zu Raffaele Altieri brachte.

Wenn der Junge schon von einer

Mutter besessen war, die er kaum gekannt hatte, war es einem anderen mit dieser Frau vielleicht ähnlich ergangen. Und was war die einzige Lösung in so einem Fall? Marcus fürchtete sich vor der Antwort und flüsterte sie leise vor sich hin. Sie bestand nur aus einem einzigen Wort.

»Vernichtung.«

Das Objekt der Begierde, von dem man derart besessen ist, muss vernichtet werden, damit es einem nicht mehr wehtun kann. Nie mehr! Und in manchen Fällen reicht es nicht aus, einen anderen einfach nur zu ermorden.

Marcus riss die beiden ersten Blätter mit dem Symbol und dem Wort aus dem

Notizblock. Er behielt sie in der Hand, sah von einem Blatt zum anderen und hoffte, so auf die Lösung des Rätsels zu kommen.

Plötzlich spürte er, dass ihn jemand von hinten beobachtete. Er fuhr herum, doch es war nur sein Spiegelbild im Fenster. Nur wandte sich der Mann, der es hasste, sich im Spiegel zu betrachten, diesmal nicht gleich wieder ab.

Er las die Schrift, die sich ebenfalls spiegelte – EVIL, das Böse –, aber eben spiegelverkehrt.

»Ein Horrorfilm«, sagte er erneut vor sich hin. Da begriff er, dass der Schrei der Frau aus Ranieris Büro keine Klanghalluzination gewesen war, sondern

echt.

Die große rote Ziegelvilla im vornehmen Olgiata-Viertel lag vollständig im Grünen. Sie war von englischem Rasen umgeben und hatte einen Swimmingpool. Das zweistöckige Gebäude war hell erleuchtet.

Marcus nahm die breite Allee, die zum Eingang führte. Nur wenige Auserwählte wurden in dieses Anwesen vorgelassen. Aber für ihn war es ein Leichtes gewesen, sich Zutritt zu verschaffen. Keine Alarmanlage war losgegangen, kein privater Wachdienst war herbeigeeilt. Und das konnte nur eines bedeuten.

Er wurde bereits in der Villa erwartet.

Die Glastür stand offen. Marcus trat ein und fand sich in einem eleganten Wohnzimmer wieder. Keine Stimme, kein Geräusch. Rechts von ihm führte eine Treppe nach oben. Er ging sie langsam hinauf. Oben brannte kein Licht, aber aus einem Zimmer am Ende des Flurs drang der Schein eines Kaminfeuers. Marcus ging darauf zu, denn dort würde er finden, wonach er suchte.

Der Mann befand sich in seinem Arbeitszimmer. Er saß in einem Ledersessel, hatte der Tür den Rücken zugekehrt und hielt ein Cognacglas in der Hand. Neben ihm brannte der Kamin. Vor ihm stand wie in Ranieris Büro die

seltsame Kombination aus Flachbildfernseher und Videorekorder.

Der Mann wusste, dass er nicht mehr allein war. »Ich habe alle fortgeschickt. Außer uns ist niemand mehr im Haus.« Guido Altieri schien die Sache pragmatisch angehen zu wollen.

»Wie viel wollen Sie?«

»Ich will kein Geld.«

Der Anwalt drehte sich um. »Wer sind Sie?«

Marcus erstarrte. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, wäre es mir lieber, Sie würden mir nicht ins Gesicht sehen.«

Altieri gehorchte. »Sie wollen mir also nicht sagen, wer Sie sind. Aber Geld

wollen Sie auch nicht. Was führt Sie dann zu mir?«

»Ich möchte verstehen.«

»Wenn Sie den Weg hierher gefunden haben, wissen Sie doch bereits alles.«

»Noch nicht. Haben Sie vor, mir zu helfen?«

»Warum?«

»Weil Sie dann nicht nur Ihr Leben, sondern auch das einer Unschuldigen retten können.«

»Ich höre.«

»Auch Sie haben eine anonyme Botschaft erhalten, nicht wahr? Ranieri ist tot, die beiden Auftragsmörder wurden erschossen und anschließend verbrannt.

Und jetzt fragen Sie sich, ob ich Ihnen die Botschaft geschickt habe.«

»In der, die ich erhalten habe, wurde mir für heute Abend Besuch angekündigt.«

»Aber von mir stammt sie nicht, und ich bin auch nicht gekommen, um Ihnen etwas anzutun.«

Das Kristallglas in Altieris Hand reflektierte das Kaminfeuer.

Marcus machte eine Pause, bevor er auf den Punkt kam. »Beim Mord an einer Ehebrecherin ist der Hauptverdächtige stets der Ehemann.« Er zitierte Clemente, auch wenn ihm das anfangs viel zu naheliegend erschienen war. »Der Mord

am Vorabend eines Feiertags und dann noch in einer Neumondnacht … All das war Zufall.« Manchmal lassen sich die Menschen von ihrem Aberglauben leiten, dachte Marcus. Um jeden Zweifel auszuräumen, sind sie bereit, alles Mögliche zu glauben. »Es gab kein Ritual und keine Sekte. EVIL, der Schriftzug über dem Bett, war keine Drohung, sondern ein Versprechen … Denn spiegelverkehrt gelesen heißt das LIVE. Vielleicht sollte das ein Scherz sein, vielleicht auch nicht … Auf jeden Fall war es eine Botschaft, die bis nach London gelangt ist, wo Sie sich aufgehalten haben. Der Auftrag war wie gewünscht ausgeführt worden, und

Sie konnten wieder nach Hause zurück … Die Zeichen auf dem Teppich, das esoterische Dreieck – das war kein Symbol. Irgendetwas hatte in der Blutlache neben dem Bett gestanden und war dann verstellt worden, mehr nicht. Etwas mit drei Beinen und einem Auge: eine auf ein Stativ montierte Videokamera.

Marcus musste wieder an den Schrei der Frau denken, der aus Ranieris Büro gekommen war. Das war keine Klanghalluzination gewesen, sondern Valeria Altieri. Der Schrei war von der Videokassette gekommen, die der Privatdetektiv in seinem Safe aufbewahrte

und die er sich angesehen hatte, bevor er sie in der Ledertasche fortbrachte.

»Ranieri hat den Mord organisiert, Sie haben ihn nur damit beauftragt. Aber nach den anonymen Briefen und den Leichen musste der Privatdetektiv davon ausgehen, dass noch jemand die Wahrheit kennt. Er fühlte sich in die Enge getrieben, befürchtete, verhaftet zu werden. Er hatte eine Riesenangst, ist in sein Büro zurückgeeilt und hat die anonyme Botschaft verbrannt. Wenn es jemandem gelungen war, die Auftragsmörder nach fast zwanzig Jahren zu identifizieren, hatte er vielleicht auch das Video im Safe ausgetauscht. Und genau das hat Ranieri

überprüft, bevor er ging … Und jetzt verraten Sie mir bitte eines, Herr Anwalt: War das Band im Besitz des Privatdetektivs nur eine Kopie oder das Original?«

»Warum fragen Sie mich das?«

»Weil es in Ranieris Auto mit verbrannt ist. Und ohne dieses Band kann der Gerechtigkeit niemals Genüge getan werden.«

»Was für ein Pech aber auch!«, bemerkte Altieri zynisch.

Marcus musterte den Videorekorder unter dem Flachbildfernseher. »Es war Ihr Wunsch, nicht wahr? Ihnen hat es nicht gereicht, dass Ihre Frau ermordet wird,

nein, Sie wollten auch noch dabei zusehen. Dafür haben Sie sich sogar zum Gespött der Leute gemacht: der Ehemann, der während einer Auslandsreise von seiner Frau betrogen wird, und das noch unterm heimischen Dach, im ehelichen Schlafzimmer. Bei so etwas sind doch Hohn und Spott vorprogrammiert! Aber am Ende haben Sie Ihre Rache bekommen.«

»Sie verstehen das nicht.«

»Und ob ich das verstehe: Sie waren von Valeria besessen. Die Scheidung hat Ihnen nicht genügt, denn Sie hätten sie sonst niemals vergessen können.«

»Sie war der Typ Frau, der einen um

den Verstand bringt. Manche Männer fühlen sich von ihnen wie magisch angezogen, auch wenn sie genau wissen, dass sie daran zugrunde gehen werden. Anfangs denkt man noch, wie reizend und liebevoll sie ist, dabei lässt sie einen am langen Arm verhungern. Irgendwann begreift man, dass man sich doch noch retten, sich eine Frau suchen kann, die einen wirklich liebt. Dass man Kinder, eine Familie haben kann. Aber in so einem Moment muss man sich entscheiden: Ich oder sie.«

»Warum wollten Sie zusehen?«

»Weil es sich so anfühlen sollte, als hätte ich sie selbst getötet. Genau dieses

Gefühl wollte ich haben.«

Damit sie nicht wie eine schöne Erinnerung oder ein mahnendes Gespenst zurückkehren kann, dachte Marcus. »Also haben Sie sich, wenn Sie allein zu Hause waren, so wie jetzt, in diesen schönen Sessel gesetzt, sich ein Glas Cognac eingeschenkt und dieses Band eingelegt.«

»Eine solche Obsession wird man nur schwer wieder los.«

»Und wenn Sie es sich dann angesehen haben – was haben Sie dabei empfunden? Lust?«

Guido Altieri schlug die Augen nieder. »Ich habe jedes Mal bereut … dass ich es nicht selbst getan habe.«

Marcus schüttelte nur den Kopf. Wut stieg in ihm auf, die er jetzt nicht gebrauchen konnte. »Ranieri hat die Auftragsmörder angeworben, wahrscheinlich irgendwelche Gelegenheitsverbrecher. Die blutigen Buchstaben waren einfach nur dilettantisch und das Symbol auf dem Teppich reines Glück: ein Fehler, der die Anwesenheit einer Videokamera hätte verraten können, dann jedoch zu einem unschätzbaren Vorteil wurde, der alles verkompliziert hat.« Marcus musste über sich selbst lachen, dass auch er an Satanismus gedacht hatte, um eine Erklärung zu finden. Die Realität war

wesentlich banaler.

»Aber Sie haben alles durchschaut.«

»Hunde sind farbenblind, wussten Sie das?«

»Ja, aber was hat das damit zu tun?«

»Ein Hund kann keinen Regenbogen sehen, und niemand wird ihm je erklären können, was Farben sind. Aber Sie wissen genauso gut wie ich, dass es so etwas wie Rot, Gelb oder Blau gibt. Vielleicht gibt es etwas Derartiges auch für uns Menschen? Vielleicht existieren ja bestimmte Dinge, obwohl wir sie nicht sehen können. So wie das Böse. Dass es existiert, wissen wir erst, wenn es sich zeigt. Aber dann ist es schon zu spät.«

»Kennen Sie das Böse?«

»Ich kenne die Menschen. Und die Anzeichen dafür.«

»Welche denn?«

»Kleine nackte Füße, die in Blut treten …«

»Raffaele hätte an diesem Abend gar nicht zu Hause sein sollen«, sagte Altieri aufbrausend. »Er hätte bei Valerias Mutter sein sollen, doch sie war krank. Ich wusste das nicht.«

»Aber er war nun mal zu Hause und ist zwei Tage lang dort geblieben. Allein.«

Der Anwalt schwieg, und Marcus merkte, wie weh ihm die Wahrheit tat. Es freute ihn, dass der Mann noch

ansatzweise in der Lage war, so etwas wie Menschlichkeit zu spüren.

»In all den Jahren hatte Ranieri die Aufgabe, Ihren Sohn, der den Mord an seiner Mutter aufklären wollte, auf falsche Fährten zu locken. Aber irgendwann bekam Raffaele seltsame anonyme Briefe, die versprachen, ihm die Wahrheit zu eröffnen. Und einer davon hat ihn zu mir geführt«, sagte Marcus, ohne zu verstehen, warum er in diese Geschichte verwickelt worden war. »Als Erstes hat Ihr Sohn den Detektiv entlassen. Vor einer Woche ist es ihm gelungen, die Auftragskiller zu finden. Er hat sie in eine verlassene Fabrik gelockt

und dort ermordet. Das Gleiche hat er mit Ranieri getan, indem er dessen Auto manipuliert hat. Und deshalb wird er gleich hier sein. Ich bin ihm nur zuvorgekommen.«

»Wenn Sie es nicht waren – wer hat das Ganze dann eingefädelt?«

»Das weiß ich nicht, aber es ist noch keine vierundzwanzig Stunden her, dass ein sterbender Serienmörder namens Jeremiah Smith aufgefunden wurde. Er hat einen Schriftzug auf der Brust: *Töte mich.* Zum Notfallteam des Krankenwagens gehörte die Schwester eines seiner Opfer. Sie hätte Selbstjustiz verüben können. Ich nehme an, Raffaele

wurde das Gleiche angeboten.«

»Warum wollen Sie mir das Leben retten?«

»Nicht nur Ihnen: Dieser Serienmörder hat eine Studentin namens Lara entführt. Er hält sie irgendwo gefangen, aber jetzt liegt er im Koma und kann nicht reden.«

»Ist sie die Unschuldige, die Sie vorhin erwähnt haben?«

»Wenn ich weiß, wer das alles organisiert hat, kann ich sie vielleicht noch retten.«

Altieri führte das Cognacglas zum Mund. »Ich wüsste nicht, wie ich Ihnen helfen könnte.«

»Bald wird Raffaele hier sein,

wahrscheinlich dürstet er nach Rache. Rufen Sie die Polizei, und stellen Sie sich! Ich werde auf Ihren Sohn warten und versuchen, ihn zum Reden zu bringen. Vielleicht weiß er etwas, das mir weiterhelfen kann.«

»Ich soll der Polizei alles gestehen?« Seinem spöttischen Ton war zu entnehmen, dass der Anwalt nicht im Traum daran dachte.

»Wer sind Sie überhaupt? Wie soll ich Ihnen trauen, wenn Sie mir das nicht verraten?«

Marcus überlegte sogar, ihn einzuweihen. Wenn das die einzige Möglichkeit war, würde er von seinen

Prinzipien abweichen. Er wollte gerade den Mund aufmachen, als sich der Schuss löste. Er drehte sich um. Hinter ihm hielt Raffaele die Waffe umklammert. Sie war auf den Sessel gerichtet, in dem sein Vater saß. Die Kugel hatte Leder und Polsterfüllung durchschlagen. Altieri sackte nach vorn und ließ das Cognacglas fallen.

Marcus hätte den Jungen gern gefragt, warum er geschossen hatte, verstand aber, dass ihm Rache lieber war als Gerechtigkeit.

»Danke, dass Sie ihn zum Reden gebracht haben«, sagte Raffaele.

Da begriff Marcus, was seine Rolle in

diesem Spiel gewesen war. Aus diesem Grund hatte jemand ihre Begegnung in Laras Wohnung herbeigeführt.

Er sollte Raffaele das letzte Mosaiksteinchen liefern: das Geständnis seines Vaters.

Nun wollte Marcus Raffaele seine Fragen stellen, in der Hoffnung herauszufinden, was diese zwanzig Jahre alte Geschichte mit Jeremiah und Laras Verschwinden zu tun hatte. Aber noch bevor er etwas sagen konnte, hörte er in der Ferne ein Geräusch. Raffaele lächelte ihn an. Es waren Polizeisirenen. Der Junge hatte die Polizei gerufen und machte keine Anstalten zu fliehen. Diesmal sollte

Gerechtigkeit walten. Auch in diesem Punkt wollte er sich von seinem Vater unterscheiden.

Marcus wusste, dass ihm nur noch wenige Minuten Zeit blieben. Er hatte viele Fragen, musste aber verschwinden. Hier durfte man ihn auf keinen Fall antreffen.

Niemand durfte wissen, dass es ihn überhaupt gab.

20 Uhr 35

Nachdem Sandra alles eingepackt hatte, was sie brauchte, konnte sie unweit der Via Giolitti ein Taxi ergattern. Sie gab dem Fahrer die Adresse und ging dann auf dem Rücksitz noch mal ihren Plan durch. Er war ziemlich riskant. Sollte herauskommen, was sie tatsächlich vorhatte, würde sie mit Sicherheit vom Dienst suspendiert.

Das Auto überquerte die Piazza della Repubblica und bog dann in die Via Nazionale ein. Rom war ihr nicht unbekannt. Doch einer Frau, die wie sie in Norditalien geboren und aufgewachsen

war, würde diese Stadt immer fremd bleiben. Vielleicht auch, weil sie einfach zu schön war, genau wie Venedig, das nur noch von Touristen bevölkert zu sein schien. Bei solchen Orten konnte man sich nur schwer vorstellen, dass wirklich jemand dort lebte, dort arbeitete, einkaufen ging und die Kinder zur Schule brachte, anstatt all die Pracht zu bewundern, die ihn umgab.

Das Taxi bog in die Via San Vitale ein. Vor dem Polizeirevier stieg Sandra aus.

Alles wird gut gehen!, sprach sie sich Mut zu.

Am Wachhäuschen zeigte sie ihre Dienstmarke vor und bat, mit einem

Kollegen aus dem Archiv sprechen zu dürfen. Daraufhin wurde sie gebeten, im Wartezimmer Platz zu nehmen. Wenige Minuten später holte sie ein hemdsärmeliger rothaariger Kollege mit vollem Mund ab.

»Was kann ich für Sie tun, Agente Vega?«, fragte er kauend.

Den Krümeln auf seinem Hemd entnahm sie, dass er ein Brötchen aß.

Sandra setzte ihr betörendstes Lächeln auf. »Ich weiß, es ist schon spät, aber mein Vorgesetzter hat mich heute Nachmittag nach Rom geschickt. Ich hätte meinen Besuch vorher ankündigen müssen, aber dazu war keine Zeit.«

Der Kollege mit den roten Haaren nickte nicht allzu interessiert. »Gut, aber worum handelt es sich genau?«

»Um eine Ermittlung.«

»Geht es um einen bestimmten Fall oder …«

»Um eine statistische Erhebung über Gewaltverbrechen und die Fähigkeit der Polizei, ihnen entgegenzuwirken, mit Schwerpunkt auf den unterschiedlichen Herangehensweisen in Mailand und Rom«, sagte sie atemlos.

Der Mann runzelte die Stirn. Zum einen, weil er sie nicht gerade beneidete: Solche Aufträge waren normalerweise eine Strafarbeit, ja, beinahe eine Schikane

vonseiten des Vorgesetzten. Zum anderen, weil er den Sinn nicht recht verstand. »Wen soll denn das interessieren?«

»Keine Ahnung, aber soweit ich weiß, muss der Questore in einigen Tagen zu einer Konferrenz. Wahrscheinlich braucht er die Sachen für seinen Vortrag.«

Der Polizist ahnte bereits, dass es sich um eine langwierige Angelegenheit handelte. Und Sandra konnte ihm ansehen, dass er überhaupt keine Lust hatte, sich seine gemütliche Abendschicht damit zu versauen.

»Kann ich bitte Ihren Dienstbefehl sehen, Agente Vega?« Er schlug einen bürokratischen, autoritären Ton an, um

eine abschlägige Antwort einzuleiten.

Auch das hatte sie vorhergesehen. Sie näherte sich ihm vertraulich und sagte leise: »Hör mal, Kollege, ganz unter uns: Ich habe auch keine Lust, mir die ganze Nacht im Archiv um die Ohren zu schlagen, nur um meinen Vorgesetzten, diesen Idioten von einem Ispettore De Michelis, glücklich zu machen.« Sie hatte ein wahnsinnig schlechtes Gewissen, so über De Michelis zu reden. Aber da sie keinen Dienstbefehl vorzuweisen hatte, blieb ihr nichts anderes übrig, als zu dieser Notlüge zu greifen. »Wieso regeln wir die Sache nicht folgendermaßen: Ich gebe dir eine Liste mit den Dingen, die du

für mich recherchieren sollst, und du arbeitest sie ab, sobald du Zeit dazu hast.«

Sandra drückte ihm ein Blatt mit Kleingedrucktem in die Hand. In Wahrheit handelte es sich um eine Liste mit den touristischen Sehenswürdigkeiten Roms, die ihr der Portier ihres Hotels mitgegeben hatte. Aber sie wusste, dass ihr Kollege nur sehen musste, wie lang sie war, um sofort abzulehnen.

Und prompt gab ihr der Polizist die Liste zurück. »Warte mal einen Moment.«

Auch er war zum Du übergegangen. »Ich weiß gar nicht, wo ich da anfangen soll. Wenn ich das richtig sehe, ist das eine ziemlich heikle Recherche. Ich

glaube, du bist dafür deutlich besser geeignet.«

»Aber ich weiß doch gar nicht, wie euer Archiv geordnet ist!«, bedrängte sie ihn.

»Das ist überhaupt kein Problem, das erkläre ich dir gern; ist kinderleicht.«

Sandra gab sich genervt. Sie verdrehte die Augen und schüttelte den Kopf. »Von mir aus! Aber morgen muss ich wieder nach Mailand, allerspätestens am Nachmittag. Wenn es dir also nichts ausmacht, würde ich gern sofort anfangen.«

»Aber natürlich!«, sagte er auf einmal wieder ganz kollegial und ging ihr voran.

Ein Saal mit zahlreichen Fresken erwartete sie. Darin standen sechs Schreibtische und ebenso viele Computer – das war schon das ganze Archiv. Der Karteikartenkatalog war digital erfasst worden und lag auf einem Server, der sich zwei Stockwerke tiefer im Keller befand.

Das Gebäude, in dem sich das Polizeirevier befand, stammte aus dem neunzehnten Jahrhundert. Sandra hatte das Gefühl, in einem Museum zu arbeiten. Das gehört wohl auch zu den Vorteilen einer Stelle in Rom, dachte sie und gönnte sich einen Blick an die Decke.

Sie saß an einem der Arbeitsplätze, die

anderen waren unbesetzt. Das einzige Licht kam von der Schreibtischlampe neben ihr, der Rest lag angenehm im Halbdunkel. Weil es so still war, hallte jedes Geräusch im Raum wider, gleichzeitig kündigte sich draußen erneut ein Gewitter an.

Sie konzentrierte sich auf den Computer vor ihr. Der Kollege mit den roten Haaren hatte ihr in wenigen Minuten erklärt, wie sie in das System kam. Nachdem er ihr ein provisorisches Passwort gegeben hatte, war er gleich wieder verschwunden.

Sandra zog Davids alten Kalender mit dem Ledereinband aus der Tasche. Ihr

Mann war drei Wochen in Rom gewesen, und auf den dazugehörigen Seiten standen etwa zwanzig Adressen, die er anschließend auf dem Stadtplan markiert hatte. Deshalb hatte er also das Funkgerät gebraucht: um den Polizeifunk abzuhören. Jedes Mal, wenn die Zentrale eine Straftat meldete, hatte sich David an Ort und Stelle begeben.

Aber warum? Wonach hatte er gesucht?

Sandra schlug den Kalender bei der ersten Adresse auf. Sie gab sie mit dem dazugehörigen Datum in die Suchmaske auf ihrem Bildschirm ein. Es dauerte nur wenige Sekunden, und sie bekam ein

Ergebnis.

»Via Erode Attico. Mord an einer Frau durch ihren Lebensgefährten.«

Sie öffnete das Dokument und las sich das kurze Polizeiprotokoll durch. Es handelte sich um einen eskalierten Beziehungsstreit. Der Mann, ein Italiener, hatte seine peruanische Lebensgefährtin erstochen und war anschließend geflohen. Er war nach wie vor auf freiem Fuß. Sandra verstand nicht, was David daran interessiert haben könnte, und beschloss, eine weitere Adresse samt Datum einzugeben.

»Via dell'Assunzione. Raub und Körperverletzung mit Todesfolge.«

Eine alte Frau war in ihrer Wohnung überfallen worden. Die Diebe hatten sie gefesselt und geknebelt, die Frau war erstickt. Sandra versuchte eine Verbindung zu dem Fall in der Via Erode Attico herzustellen, doch trotz aller Bemühungen gelang es ihr nicht. Tatorte, Täter und Opfer hatten nichts miteinander gemeinsam, und das Gleiche galt für die Umstände, unter denen die Menschen gewaltsam zu Tode gekommen waren. Sandra machte mit einer neuen Adresse und einem neuen Datum weiter.

»Corso Trieste. Mord infolge einer Schlägerei.« Diese hatte sich nachts an einer Bushaltestelle ereignet. Zwei

Wildfremde hatten sich aus unerfindlichen Gründen geprügelt, bis einer der beiden ein Messer zückte.

Und was hat das jetzt mit den anderen Fällen zu tun?, fragte sich Sandra zunehmend frustriert.

Zwischen den drei Taten war beim besten Willen kein Zusammenhang zu erkennen, auch nicht mit denen, die sie anschließend recherchierte. Bei jedem Verbrechen hatte es einen oder mehrere Todesfälle gegeben. Manche waren aufgeklärt worden, andere nicht.

Alle waren sie jedoch vom Polizeifotografen dokumentiert worden.

Sandras Beruf bestand darin, den

Tatort auf Fotos festzuhalten. Das Aktenstudium lag ihr weniger. Sie bevorzugte eine visuelle Herangehensweise, und da den verschiedenen Fällen Fotos beigelegt waren, beschloss sie, sich auf die Schnappschüsse ihrer Kollegen zu konzentrieren.

Doch das waren eine ganze Menge: Bei zwanzig Morden bedeutete das Hunderte von Fotos! Sie begann, sie auf dem Bildschirm aufzurufen. Ohne zu wissen, was David interessiert hatte, würde sie das Tage beschäftigen. Leider hatte er ihr keine weiteren Angaben hinterlassen.

Verdammt noch mal, Fred, wozu die

Geheimniskrämerei? Warum konntest du mir keine klaren Handlungsanweisungen geben? War das zu viel verlangt, mein Schatz?

Sie war nervös, hungrig und hatte in den letzten vierundzwanzig Stunden kein Auge zugetan. Seit sie auf dem Revier war, musste sie auf die Toilette. Am Vortag hatte ein Interpolbeamter ihr Vertrauen in ihren Mann erschüttert. Anschließend hatte sie feststellen müssen, dass David nicht bei einem Unfall ums Leben gekommen, sondern ermordet worden war. Der Mörder hatte ihr gedroht, indem er das Lied, das sie mit den schönsten Erinnerungen überhaupt

verband, in einen makaberen Trauergesang verwandelt hatte.

Das war alles ein bisschen viel für einen Tag.

Draußen begann es erneut zu regnen. Erschöpft ließ Sandra den Kopf auf den Schreibtisch sinken. Sie schloss kurz die Augen und hörte auf zu denken. Eine riesige Verantwortung lastete auf ihr. Für Gerechtigkeit zu sorgen, ist nie leicht, aber genau deshalb hatte sie sich für diesen Beruf entschieden. Doch Teil des Polizeiapparats zu sein und seinen Job zu machen, war etwas ganz anderes, als vollkommen allein zu ermitteln.

Ich schaff das einfach nicht!, dachte

sie.

In diesem Moment vibrierte ihr Handy. Das Geräusch hallte im leeren Raum wider und ließ sie zusammenzucken.

»Ich bin's, De Michelis. Ich weiß jetzt alles.«

Kurz befürchtete sie, ihr Vorgesetzter wisse, dass sie sich zu Unrecht auf ihn berufen hatte und ohne Dienstbefehl hier im Archiv war.

»Ich kann dir alles erklären!«, sagte sie rasch.

»Wie bitte? … Nein, nein, lass mich erst ausreden: Ich habe das Gemälde gefunden!«

Die Euphorie in der Stimme des

Ispettore konnte sie wieder beruhigen.

»Das Kind, das entsetzt flieht, stammt aus dem Caravaggio-Gemälde *Das Martyrium des heiligen Matthäus*.«

Sandra hatte gehofft, dass ihr das irgendetwas sagen würde. Sie hatte sich mehr davon erwartet, wollte De Michelis' Begeisterung aber nicht dämpfen.

»Es ist zwischen 1600 und 1601 entstanden und wurde ursprünglich als Fresko in Auftrag gegeben. Doch dann hat sich der Künstler für eine Ausführung in Öl auf Leinwand entschieden. Es ist Teil eines ganzen Bilderzyklus über den heiligen Matthäus, zu dem auch *Die Eingebung* und *Die Berufung* gehören.

Alle drei Gemälde befinden sich in Rom, und zwar in der Contarelli-Kapelle in der Kirche San Luigi dei Francesi.«

Das half Sandra so nicht weiter. Sie musste mehr wissen. Also googelte sie das Gemälde.

Es erschien auf dem Bildschirm.

Man sah, wie der heilige Matthäus ermordet wurde: Sein Schlächter sah ihn hasserfüllt an und zückte das Schwert. Der Heilige lag schon am Boden und versuchte, seinem Mörder mit einem Arm Einhalt zu gebieten. Den anderen Arm hielt er ruhig neben dem Körper, so als habe er sich bereits ins Unvermeidliche geschickt. Beide waren von weiteren

Figuren umgeben, unter anderem auch von einem entsetzten Kind.

»Das Bild weist eine Besonderheit auf«, fuhr De Michelis fort. »Caravaggio hat sich unter die Zuschauer geschmuggelt, die dieser Szene beiwohnen.«

Sandra erkannte das Selbstporträt des Künstlers.

Und hatte eine plötzliche Eingebung.

Dieses Gemälde zeigte ein Verbrechen.

»De Michelis, ich muss auflegen!«

»Aber wieso denn? Willst du mir denn gar nicht erzählen, wie du vorankommst?«

»Alles läuft bestens, mach dir keine Sorgen.«

Der Ispettore murmelte irgendwas.

»Ich ruf dich morgen wieder an. Und danke noch mal: Du bist ein wahrer Freund.«

Ohne seine Antwort abzuwarten, legte sie auf, denn nun hatte sie es eilig; sie wusste jetzt, wonach sie suchen musste.

Bei der Dokumentation eines Tatorts wurden mehrere Dinge fotografisch festgehalten: nicht nur der Tatort an sich, sondern auch seine unmittelbare Umgebung und die Schaulustigen, die sich um das Absperrband der Polizei drängten. Es konnte nämlich vorkommen, dass der Täter sich unter sie mischte, um

sich über den Stand der Ermittlungen zu informieren.

Der Spruch, dass ein Täter immer wieder an den Ort seiner Tat zurückkehrt, war gar nicht so falsch. Diesem Trick hatte die Polizei schon einige Verhaftungen zu verdanken.

Sandra sah sich die Fotos zu den zwanzig von David notierten Verbrechen an und konzentrierte sich dabei vor allem auf die Schaulustigen. Sie suchte nach jemandem, der wie Caravaggio in der Menge untertauchte.

Bei einem Prostituiertenmord hielt sie inne: Das Foto hielt den Moment fest, in dem die Leiche aus dem EUR-Teich

gehievt wurde. Die Beamten zogen sie ans Ufer. Die knapp sitzenden, bunten Kleider der Frau standen in einem seltsamen Kontrast zu dem Aschgrau, das der Tod bereits wie Patina über die junge Haut gelegt hatte. Es schien beinahe, als schämte sie sich dafür, so brutal ans Tageslicht gezerrt und den Blicken der Schaulustigen ausgeliefert zu werden. Sandra konnte sich deren respektlose Kommentare lebhaft vorstellen: Die hat es nicht anders verdient. Hätte sie ein anständiges Leben geführt, wäre ihr das nicht passiert.

Dann sah sie ihn. Der Mann stand ein wenig abseits auf dem Bürgersteig, und in

seinem Blick lag keinerlei Vorwurf. Er betrachtete die Szene ungerührt, während sich die Angestellten des Bestattungsinstituts beeilten, die Leiche abzutransportieren.

Sandra erkannte das Gesicht sofort wieder. Es war der Mann auf dem fünften Leica-Foto. Er war dunkel gekleidet und hatte eine Narbe an der Schläfe.

Bist du das, du Hurensohn? Hast du meinen David in die Tiefe gestoßen?

Sie suchte auch auf den anderen Fotos nach ihm. Tatsächlich tauchte er noch an drei weiteren Tatorten auf. Jedes Mal befand er sich unter den Schaulustigen, wenn auch etwas abseits.

David hatte gehofft, ihm an den Orten, an denen sich ein Verbrechen ereignet hatte, zu begegnen. Daher das Abhören des Polizeifunks, daher die Adressen in seinem Kalender und auf dem Stadtplan.

Warum hatte David ihm nachgespürt? Wer war dieser Mann? Wie war er in diese grausamen Todesfälle verwickelt? Und wie in den Mord an David?

Sandra wusste jetzt, was sie tun musste: Sie musste ihn finden. Aber wo? Vielleicht, indem sie die gleiche Methode anwandte und den Polizeifunk abhörte, um sich dann an den Tatort zu begeben!

Plötzlich dachte sie über einen Aspekt nach, den sie bisher noch gar nicht

beachtet hatte. Er weckte neue Zweifel in ihr, die eine Antwort verlangten.

David hatte nicht das ganze Caravaggio-Gemälde fotografiert, sondern nur einen Ausschnitt. Aber das ergab keinen Sinn: Wenn er ihr einen Hinweis geben wollte, musste er ihr das Leben doch nicht unnötig schwermachen?

Sandra aktivierte erneut das Fenster mit dem Gemälde. David hätte das Bild auch aus dem Internet herunterladen oder einfach nur den Bildschirm abfotografieren können. Stattdessen hatte er den Ausschnitt mit dem Kind festgehalten. Er hatte ihr mitteilen wollen, dass er höchstpersönlich vor Ort gewesen

war.

»Es gibt Dinge, die muss man mit eigenen Augen sehen, Ginger.«

Sandra fiel wieder ein, was De Michelis gesagt hatte: Das Gemälde befand sich in Rom in der Kirche San Luigi dei Francesi.

23 Uhr 39

Als Marcus das erste Mal mit Clemente an einem Tatort gewesen war, war das ausgerechnet in Rom, im EUR, gewesen. Das erste Opfer, dem er in die Augen gesehen hatte, war eine aus dem Teich gezogene Prostituierte gewesen. Seitdem hatte es zahlreiche andere Leichen gegeben, aber sie alle verband dieser Blick. Darin stand eine Frage:

Warum ich?

Alle hatten die gleiche Überraschung, das gleiche Erstaunen gespürt. Ungläubigkeit, gepaart mit dem unerfüllbaren Wunsch, die Zeit

zurückdrehen zu können, eine zweite Chance zu bekommen.

Marcus war sich sicher, dass dieses Staunen nicht dem Tod an sich galt, sondern der plötzlichen Gewissheit seiner Unumkehrbarkeit. Diese Opfer dachten nicht: »Oh Gott, ich sterbe!«, sondern: »Oh Gott, ich sterbe und kann nichts dagegen tun!«

Vielleicht hatte er das auch gedacht, als man in dem Prager Hotelzimmer auf ihn geschossen hatte. Hatte er Angst gehabt oder die Unabwendbarkeit als tröstlich empfunden? Die Amnesie hatte die jüngsten Erinnerungen zuerst gelöscht, beginnend mit diesen letzten

Gedanken. Das erste Bild, das sich in sein neues Gedächtnis eingebrannt hatte, war das von dem Holzkreuz an der weißen Krankenhauswand. Er hatte es tagelang angesehen und sich gefragt, was vorgefallen war. Die Kugel hatte die Hirnareale intakt gelassen, in denen sich das Sprach- und das Bewegungszentrum befanden. Deshalb konnte er sprechen und laufen. Aber er hatte nicht gewusst, was er sagen und wohin er gehen sollte. Doch dann war auf einmal Clementes Lächeln vor ihm aufgetaucht. Dieses junge, glatt rasierte Gesicht mit dem seitlich gescheitelten dunklen Haar und den gütigen Augen.

»Ich habe dich gefunden, Marcus!« Das waren seine ersten Worte gewesen. Ein Hoffnungsschimmer und sein Name.

Clemente hatte ihn nicht am Gesicht erkannt, da er es noch nie zuvor gesehen hatte. Nur Devok hatte seine wahre Identität gekannt, so lauteten die Regeln. Clemente war seinen Spuren bis nach Prag gefolgt. Devok war sein Freund und Mentor gewesen. Er hatte ihn immer gerettet – sogar noch als Toter. Und das war die schlimmste Nachricht für Marcus gewesen. Er hatte sich weder an Devok noch an sonst was erinnern können. Aber dann hatte er erfahren, dass Devok ermordet worden war, und erlebt, dass

der Schmerz das einzig menschliche Gefühl ist, das ohne Erinnerungen auskommt: Ein Kind wird immer unter dem Verlust eines Elternteils leiden, selbst wenn er schon vor seiner Geburt oder im Kleinkindalter geschehen ist. Also dann, wenn es noch viel zu jung ist, um den Tod begreifen zu können. Raffaele Altieri war das beste Beispiel dafür.

Wir brauchen die Erinnerungen nur, um glücklich zu sein, hatte Marcus gedacht.

Clemente hatte viel Geduld mit ihm. Er hatte gewartet, bis er wieder einigermaßen in Ordnung war, und ihn nach Rom zurückgebracht. In den darauf

folgenden Monaten hatte er ihm alles erzählt, was er von Marcus' Vergangenheit wusste. Von seiner Heimat Argentinien. Von seinen Eltern, die inzwischen tot waren. Von dem Grund für seinen Italienaufenthalt und schließlich von seiner Aufgabe. Clemente bezeichnete es nicht als Arbeit.

Er hatte ihn ausgebildet, so wie Devok in den Jahren davor. Das war gar nicht so schwer gewesen, er hatte ihn nur auf Fähigkeiten aufmerksam machen müssen, die er schon immer besessen hatte. Marcus musste sie bloß wieder ausgraben.

»Das ist deine Begabung«, sagte Clemente immer wieder.

Manchmal wäre Marcus lieber anders, ganz normal, gewesen. Aber er brauchte nur in den Spiegel zu sehen, um zu wissen, dass er das nie sein würde. Und deshalb mied er Spiegel. Die Narbe war ein makabrer Mahnruf. Derjenige, der versucht hatte, ihn zu töten, hatte sie ihm als Andenken hinterlassen. Als Andenken an den Tod, den Marcus nie mehr vergessen würde. Jedes Mal, wenn er ein Opfer sah, wusste er, dass er sich in der gleichen Lage befunden hatte. Er fühlte sich den Opfern verwandt, war zur gleichen Einsamkeit verurteilt wie sie.

Die aus dem Teich gezogene Prostituierte war wie ein Spiegel, dem er

entfliehen wollte.

Die ganze Szene hatte ihn sofort an ein Bild von Caravaggio erinnert: Es hieß *Der Tod der Jungfrau*. Das Bild zeigte die leblose Madonna. Sie lag auf einer Art Seziertisch und war von keinerlei religiösen Symbolen umgeben, hatte keinerlei mystische Aura. Im Gegensatz zu anderen Gemälden, auf denen sie zwischen Himmel und Erde dargestellt wurde, war Maria hier nur ein lebloser, blasser Leichnam mit aufgeblähtem Bauch. Angeblich hatte sich der Künstler von einer aus dem Tiber gezogenen Leiche inspirieren lassen. Kein Wunder, dass das Bild von den Auftraggebern abgelehnt

worden war.

Caravaggio nahm das alltägliche Grauen und lud es mit religiöser Bedeutung auf. Indem er den Menschen andere Rollen zuwies, machte er sie zu Heiligen oder sterbenden Jungfrauen.

Als Clemente Marcus das erste Mal in die Kirche San Luigi dei Francesi mitgenommen hatte, hatte er ihn gebeten, sich *Das Martyrium des heiligen Matthäus* anzusehen. Dann hatte er ihn aufgefordert, die Figuren ohne ihre religiöse Aura zu betrachten: wie ganz normale Menschen, die in ein Verbrechen verwickelt sind.

»Und was siehst du jetzt?«, hatte er

gefragt.

»Einen Mord«, hatte Marcus geantwortet.

Das war seine erste Lektion gewesen. Die Ausbildung für Leute wie ihn begann stets vor diesem Gemälde.

»Hunde sind farbenblind«, sagte sein neuer Lehrer. »Wir Menschen dagegen sehen zu viele Farben. Blende sie aus, sieh zu, dass nur noch Schwarz und Weiß übrig bleiben! Das Gute und das Böse.«

Aber schon bald merkte Marcus, dass er Nuancen wahrnahm. Farbtöne, die weder Hunde noch Menschen erkennen konnten. Das war seine eigentliche Begabung.

Bei dem Gedanken daran überkam ihn auf einmal Heimweh. Dabei wusste er nicht einmal genau, wonach. Manchmal geschah es, dass er etwas empfand, obwohl ihm kein Grund dafür bewusst war.

Es war schon spät, aber er hatte keine Lust, nach Hause zu gehen. Er wollte nicht einschlafen und erneut mit dem Traum konfrontiert werden, der ihn nach Prag und in den Moment zurückversetzen würde, in dem er gestorben war.

Denn ich sterbe jede Nacht, dachte Marcus.

Stattdessen wollte er lieber hier, in dieser Kirche, bleiben, die zu seiner

heimlichen Fluchtburg geworden war. Er kam oft her.

Doch an diesem Abend war er nicht allein. Er wartete mit einer Gruppe Menschen darauf, dass der Regen nachließ. Gerade eben war ein Streichkonzert zu Ende gegangen, aber die Priester und Aufseher hatten die wenigen, die noch geblieben waren, nicht vor die Tür setzen wollen. Deshalb hatten die Musiker neue Melodien angestimmt und den schönen Abend unverhofft verlängert. Während das Gewitter versuchte, sie zu übertönen, leisteten sie dem Dröhnen des Donners Widerstand und erfreuten die Anwesenden.

Marcus stand wie immer etwas abseits. Für ihn fand in der Kirche San Luigi dei Francesi noch eine Darbietung statt, ein Meisterwerk Caravaggios: *Das Martyrium des heiligen Matthäus.* Ausnahmsweise gestattete er es sich, das Bild wie ein ganz normaler Mensch zu betrachten. Im Halbdunkel der Seitenkapelle fiel ihm auf, dass das Licht, das die Szene beleuchtete, bereits im Bild enthalten war. Er beneidete Caravaggio um sein Talent, auch dort Licht zu sehen, wo andere nur Finsternis wahrnahmen: genau das Gegenteil von ihm.

Während er sich über diese unverhoffte Erkenntnis freute, wanderte sein Blick

zufällig nach links.

Am Ende des Kirchenschiffs stand eine tropfnasse junge Frau, die ihn beobachtete.

In diesem Moment zerbrach etwas in ihm. Zum ersten Mal hatte jemand den Schleier seiner Unsichtbarkeit gelüftet.

Er wandte den Blick ab und lief rasch zur Sakristei. Die Frau machte Anstalten, ihm zu folgen, und er musste sie abschütteln. Ihm fiel ein, dass es auf dieser Seite noch einen zweiten Ausgang gab. Er beschleunigte seine Schritte und hörte, wie ihre Gummisohlen bei dem Versuch, ihn einzuholen, auf dem Marmorfußboden quietschten. Ein Donner

hallte in seinen Ohren wider, sodass er sie nicht mehr orten konnte. Was wollte diese Frau von ihm? Er betrat die Vorhalle, die auf die Rückseite der Kirche führte, und sah die Tür. Er ging darauf zu, öffnete sie und wollte sich gerade in den Regen hinauswagen, als sie das Wort ergriff.

»Stehen bleiben.« Sie sprach, ohne die Stimme zu erheben – im Gegenteil, ihr Ton war eiskalt.

Marcus blieb stehen.

»Und jetzt umdrehen.«

Er gehorchte. Der gelbe Schein der Straßenlaternen war die einzige Lichtquelle, trotzdem erkannte er, dass sie

eine Pistole auf ihn gerichtet hatte.

»Kennst du mich? Weißt du, wer ich bin?«

Marcus dachte kurz nach, bevor er antwortete. »Nein.«

»Und meinen Mann? Hast du ihn gekannt?« In ihrer Stimme lag keine Wut. »Hast du ihn umgebracht?« In ihrer Stimme lag Verzweiflung. »Wenn du etwas weißt, musst du es mir sagen. Ansonsten werde ich dich töten, das schwöre ich dir!« Es war ihr voller Ernst.

Marcus schwieg. Er ließ beide Arme seitlich des Körpers herabhängen und rührte sich nicht von der Stelle. Er erwiderte ihren Blick, hatte aber keine

Angst vor ihr. Stattdessen empfand er Mitleid.

Die Augen der Frau begannen zu glänzen. »Wer bist du?«

In diesem Moment kündigte ein Blitz einen noch lauteren, ohrenbetäubenden Donner an. Das Laternenlicht flackerte kurz auf und verlöschte. Straße und Sakristei waren auf einmal in Dunkelheit gehüllt.

Aber Marcus verschwand nicht sofort.

»Ich bin ein Priester.«

Als das Laternenlicht wieder anging, sah Sandra, dass er nicht mehr da war.

EIN JAHR ZUVOR

MEXIKO-STADT

Das Taxi kam im Feierabendverkehr nur langsam vorwärts. Die Latinoklänge aus dem Radio vermischten sich mit der Musik aus anderen Autos. Wegen der Hitze hatten alle die Fenster heruntergelassen. Eine unerträgliche Kakophonie war die Folge, aber dem Jäger fiel auf, dass trotzdem jeder seiner eigenen Melodie folgen konnte. Er hatte den Fahrer gebeten, die Klimaanlage anzumachen, doch die war angeblich

kaputt.

Es war dreißig Grad warm in Mexiko-Stadt, und nachts sollte die Luftfeuchtigkeit noch steigen. Die Smogglocke über der Metropole verschlimmerte die Situation zusätzlich. Deshalb wollte er nicht lange bleiben. Er würde seinen Job erledigen und anschließend gleich wieder abreisen. Trotz der widrigen Umstände war er aufgeregt, dass er tatsächlich hier war.

Er musste es mit eigenen Augen sehen.

In Paris war ihm seine Beute nur knapp entkommen und hatte anschließend, wie erwartet, ihre Spuren verwischt. Aber in dieser Stadt gab es neue Hoffnung für den

Jäger. Wenn er wieder zur Jagd blasen wollte, musste er wissen, mit wem er es zu tun hatte.

Das Taxi setzte ihn vor dem Haupteingang des Ospizio Santa Lucia ab. Der Jäger sah zu dem fünfstöckigen, baufälligen weißen Gebäude empor. So schön die Kolonialarchitektur auch war – die Gitter vor den Fenstern ließen keine Zweifel an ihrer Funktion aufkommen.

Genau das ist das Schicksal, das einen in einer psychiatrischen Klinik erwartet, dachte er. Wer hier eingeliefert wird, kommt nie wieder raus.

Die Ärztin Florinda Valdés holte ihn am Empfang ab. Sie hatten sich ein paar

E-Mails geschickt, wobei er erstmals die falsche Identität eines Psychologiedozenten aus Cambridge angenommen hatte.

»Herzlich willkommen, Dr. Foster«, sagte sie lächelnd und gab ihm die Hand.

»Guten Tag, Florinda … Wollen wir uns nicht duzen?« Der Jäger sah sofort, dass sich diese rundliche Frau um die vierzig vom weltläufigen Charme eines Dr. Foster einwickeln lassen würde. Nicht zuletzt weil sie noch immer auf der Suche nach einem Ehemann war. Er hatte sich genau über sie erkundigt, bevor er mit ihr in Kontakt getreten war.

»Und, hattest du eine gute Reise?«

»Ich wollte schon immer mal nach Mexiko-Stadt.«

»Ah, das ist wunderbar: Ich habe bereits den perfekten Stadtrundgang fürs Wochenende zusammengestellt.«

»Das ist ja großartig!«, rief er mit gespielter Begeisterung. »Dann sollten wir uns gleich in die Arbeit stürzen, damit uns anschließend noch genug Zeit bleibt.«

»Aber natürlich!«, flötete sie nichts ahnend. »Hier entlang bitte!«

Der Jäger hatte Florinda Valdés kontaktiert, nachdem er auf YouTube ihren Vortrag auf einem Psychiaterkongress in Miami gesehen hatte. Er war bei Recherchen zu

Persönlichkeitsstörungen auf sie gestoßen. Wieder so ein Glücksfall, der ihn darin bestärkte, dass er sein Ziel am Ende erreichen würde. Und das würde ihn für sämtliche Entbehrungen entschädigen.

Valdés' Vortrag hatte den Titel »Das Mädchen im Spiegel« gehabt.

»Natürlich darf nicht jeder x-Beliebige sie besuchen!«, betonte die Ärztin, während sie durch die Krankenhausflure liefen. Damit war klar, dass sie gewisse Gegenleistungen erwartete.

»Weißt du, meine wissenschaftliche Neugier war nicht zu bremsen: Ich habe die Koffer im Hotel gelassen und bin sofort hierhergeeilt. Wenn du nichts

dagegen hast, könnten wir anschließend zusammen essen gehen?«

»Aber natürlich!« Valdés errötete und stellte sich schon die aufregenden Wendungen vor, die dieser Abend noch nehmen konnte. Dabei hatte er gar kein Hotelzimmer. Sein Flieger ging um acht.

Die gute Laune der Ärztin stand im krassen Gegensatz zu dem Wimmern, das aus den Krankenzimmern kam. Während sie daran vorbeigingen, hatte der Jäger kurz die Gelegenheit, einen Blick hineinzuwerfen. Ihre Bewohner hatten nichts Menschliches mehr an sich. Ihre Gesichter waren so weiß wie die Kittel, die sie trugen. Hinzu kam, dass sie wegen

der Läuse kahl rasiert waren und unter starken Beruhigungsmitteln standen: Sie liefen barfuß auf und ab, purzelten übereinander wie Treibgut und trugen schwer an ihrer Last aus Ängsten und Pharmagiften. Andere waren mit Ledergurten an schmutzige Betten gefesselt. Sie strampelten wild um sich oder lagen reglos da und warteten auf einen Tod, der unbarmherzig lange auf sich warten ließ. Es gab Alte, die aussahen wie Kinder, und Kinder, die viel zu früh gealtert waren.

Während der Jäger ihre Hölle durchquerte, sah ihn das dunkle Leid, das sie zu Gefangenen ihrer selbst machte,

aus weit aufgerissenen Augen an.

Schließlich erreichten sie den Bereich, den Valdés die »Spezialstation« nannte. Es handelte sich um einen Gebäudetrakt mit höchstens zwei Patienten pro Zimmer.

»Hier werden gewaltbereite Personen verwahrt, aber auch die interessantesten klinischen Fälle … zu denen auch Angelina gehört«, fügte die Psychiaterin stolz hinzu.

Als sie vor einer Eisentür standen, die an die einer Gefängniszelle erinnerte, gab Valdés einem Pfleger das Zeichen, aufzuschließen. Im Raum dahinter war es dunkel, das wenige Licht kam durch ein kleines, weit oben sitzendes Fenster. Der

Jäger brauchte eine Weile, bis er die zierliche Gestalt entdeckte, die dünn wie ein Strohhalm zwischen Wand und Bett kauerte. Das Mädchen war höchstens zwanzig Jahre alt. Trotz ihrer leidgeprüften Züge hatte sie sich noch einen Rest Schönheit bewahrt.

»Das ist Angelina!«, verkündete die Ärztin marktschreierisch.

Der Jäger ging ein paar Schritte nach vorn. Er konnte es kaum erwarten, vor dem Ziel seiner Reise zu stehen. Aber die Patientin schien ihn gar nicht zu bemerken.

»Die Polizei hat sie in einem Bordell gefunden, in einem Dorf unweit von

Tijuana. Sie suchte nach einem Drogenboss und fand stattdessen dieses Mädchen. Ihre Eltern waren Alkoholiker, und ihr Vater hat sie als Fünfjährige an Zuhälter verkauft.«

Am Anfang war sie bestimmt noch etwas sehr Kostbares gewesen, das für Kunden reserviert war, die sich ihr Laster so richtig was kosten ließen, dachte der Jäger.

»Mit der Zeit hatte sie an Wert verloren, und die Männer bekamen sie schon für wenige Pesos. Die Bordellbesitzer haben sie betrunkenen Bauern und Lastwagenfahrern überlassen. Manchmal hatte sie zig Kunden am Tag.«

»Die reinste Sexsklavin.«

»Sie hat diesen Ort nie verlassen, war immer dort eingeschlossen. Eine Frau hat sich um sie gekümmert, sie allerdings misshandelt. Sie hat nie gesprochen, und ich bezweifle, dass sie überhaupt irgendwas mitbekommt. Sie befindet sich in einer Art katatonischem Zustand.«

Das ist ja geradezu ideal, wenn man die niedrigsten Instinkte dieses Abschaums bedienen muss!, wollte der Jäger schon sagen, konnte sich jedoch eben noch zurückhalten. Er musste so tun, als hätte er ein rein wissenschaftliches Interesse an dem Fall. »Erzähl mir doch bitte, wie ihr auf ihre … Begabung

aufmerksam geworden seid.«

»Als sie zu uns kam, teilte sie sich zunächst ein Zimmer mit einer deutlich älteren Patientin. Wir dachten, wir stecken die Frauen zusammen, weil sie beide keinerlei Bezug zur Außenwelt haben. Auch untereinander haben sie nie kommuniziert.«

Der Jäger riss sich mühsam vom Anblick des Mädchens los, um Valdés anzusehen. »Und was ist dann passiert?«

»Zuerst bekam Angelina ganz merkwürdige Bewegungsstörungen. Ihre Gelenke wurden steif und schmerzten, sodass sie sich kaum noch rühren konnte. Wir dachten, sie litte an einer Form von

Arthritis. Aber dann sind ihr die Zähne ausgefallen.«

»Die Zähne?«

»Nicht nur das: Wir haben sie untersucht und eine deutliche Ermüdung der inneren Organe festgestellt.«

»Und wann habt ihr endlich verstanden, was wirklich los ist?«

Ein Schatten glitt über das Gesicht der Ärztin. »Als ihre Haare weiß wurden.«

Der Jäger drehte sich zu der Patientin um. Soweit er das beurteilen konnte, war das fast abrasierte Haar kohlrabenschwarz.

»Um die Symptome zum Verschwinden zu bringen, mussten wir sie nur aus dem

Zimmer der alten Frau entfernen.«

Der Jäger beobachtete das Mädchen und versuchte zu ergründen, ob sich noch so etwas wie menschliche Gefühle hinter ihren ausdruckslosen Augen verbargen. »Das sogenannte Chamäleon- oder Spiegelsyndrom«, sagte Valdés.

Die längste Zeit ihres Lebens war Angelina gezwungen gewesen, das zu sein, was ihre Vergewaltiger von ihr verlangten: ein Lustobjekt, mehr nicht. Also hatte sie sich angepasst – mit der Folge, dass sie sich selbst verloren hatte. Nach und nach hatte man sie zum Verschwinden gebracht. Der jahrelange Missbrauch hatte dem Mädchen jegliche

Identität geraubt. Stattdessen borgte sie sich die der Menschen in ihrer unmittelbaren Umgebung aus.

»Wir haben es hier nicht mit einem Fall von multipler Persönlichkeit zu tun. Sie gehört nicht zu den Menschen, die sich für Napoleon oder die Königin von England halten«, sagte Valdés lachend. »Menschen, die am Chamäleonsyndrom leiden, imitieren ihr Gegenüber perfekt. Vor einem Arzt werden sie zu Ärzten, vor einem Koch behaupten sie, kochen zu können. Stellt man ihnen Fragen zu ihrem Beruf, antworten sie vage, aber glaubwürdig.«

Der Jäger musste an die Patientin

denken, die sich in den Kardiologen hineinversetzt hatte, der sich gerade mit ihr unterhielt. Auf die fingierte Frage nach einer bestimmten Herzerkrankung hatte sie geantwortet, dass sie ohne weitere Untersuchungen nichts dazu sagen könne.

»Aber Angelina ahmt ihr Gegenüber nicht einfach nur nach«, erkläre die Ärztin. »Der Kontakt mit der alten Frau hat bei ihr nachweislich einen Alterungsprozess eingeleitet. Ihre Psyche hat messbare körperliche Veränderungen hervorgerufen.

Eine Verwandlungskünstlerin!, dachte der Jäger, der den medizinischen

Fachbegriff kannte. »Kam es später noch zu weiteren Symptomen?«

»Ja, aber die waren unbedeutend und haben nur wenige Minuten lang angehalten. Die Personen, die unter diesem Syndrom leiden, haben entweder eine Hirnverletzung oder wie Angelina einen Schock erlitten.«

Der Jäger fand die Fähigkeiten des Mädchens ebenso verstörend wie faszinierend. Sie war der perfekte Beweis dafür, dass er sich in all den Jahren nicht getäuscht hatte. Die Theorien, die er über seine Beute angestellt hatte, waren bestätigt worden.

Der Jäger wusste, dass alle

Serienmörder unter dem Druck einer schweren Identitätskrise handelten: In dem Moment des Mordens spiegelten sie sich in ihrem Opfer. Nur dann fanden sie zu sich selbst und mussten sich nicht mehr verstellen. Im Akt des Mordens kam das Ungeheuer, das in ihren Abgründen lauerte, endlich ans Tageslicht. Doch seine Beute, also der Mann, auf den er Jagd machte, hatte nicht nur eine Identitätskrise: Er hatte überhaupt keine eigene Identität. Und deshalb war er gezwungen, die von anderen zu rauben. Er war ein einzigartiges Exemplar, ein äußerst seltener psychiatrischer Sonderfall.

Ein Serienmörder *und* Verwandlungskünstler.

Er gab sich nicht damit zufrieden, nur ein paar Eigenschaften nachzuahmen, sondern verwandelte sich komplett. Und das war auch der Grund, warum er als Einziger auf ihn aufmerksam geworden war. Sein einziger Daseinszweck bestand nicht darin, jemandes Platz einzunehmen, sondern darin, sich mit Haut und Haar in diesen Menschen zu *verwandeln*.

Niemand konnte ahnen, was er als Nächstes vorhatte. Der Verwandlungskünstler verfügte über eine extrem rasche Auffassungsgabe – auch was Sprachen und Akzente anbelangte.

Im Lauf der Zeit hatte er seine Methode immer mehr perfektioniert. Als Erstes suchte er sich eine geeignete Person aus, einen Mann, der ihm körperlich ähnelte: jemanden mit seiner Statur und einem nicht allzu markanten Gesicht. Jemanden mit äußeren Merkmalen, die sich leicht nachahmen ließen. Jemanden wie Jean Duez aus Paris. Aber das Wichtigste war, dass er keine Vergangenheit hatte, ungebunden war und ein eintöniges, geordnetes Leben führte. Am liebsten jemand, der von zu Hause aus arbeitete.

Dann schlüpfte der Verwandlungskünstler in seine Haut, in sein Leben.

Dabei ging er stets auf die gleiche Art vor: Er tötete ihn und löschte sein Gesicht aus. Ganz so, als wollte er seine Identität für immer ausradieren, indem er vom Recht des Stärkeren Gebrauch machte.

Er selbst bestimmte, welcher Spezies er angehören wollte.

Angelina dagegen war mehr als nur ein Beweis: Sie war ein zweites Exemplar dieser seltenen Spezies. Doch etwas musste sich der Jäger noch bestätigen lassen, denn die größte Herausforderung stand ihm noch bevor.

Wenn man sich so eine Begabung in Kombination mit einem mörderischen Instinkt vorstellt …

Florinda Valdés' Handy vibrierte, und sie verließ mit einer Entschuldigung den Raum. Das war die Gelegenheit, auf die der Jäger gehofft hatte!

Er hatte sich schlaugemacht, bevor er hergekommen war: Angelina hatte einen jüngeren Bruder. Sie hatten nicht lange zusammengelebt, weil sie schon als Fünfjährige verkauft worden war. Aber vielleicht war aus diesem kurzen Zeitraum noch ein Rest Zuneigung übrig geblieben.

Für den Jäger war der Bruder der Schlüssel zum Gefängnis ihrer Psyche.

Kaum war er mit dem Mädchen allein, ging er vor ihr in die Hocke, damit er ihr

direkt ins Gesicht sehen konnte. Dann begann er zu flüstern.

»Bitte hör mir jetzt ganz genau zu, Angelina: Ich habe deinen Bruder entführt. Den kleinen Pedro, weißt du noch? Er ist so was von süß! Aber jetzt werde ich ihn töten.«

Das Mädchen zeigte keinerlei Reaktion.

»Hast du gehört, was ich gerade gesagt habe? Ich werde ihn töten, Angelia! Ich werde ihm das Herz aus der Brust reißen und es so lange in meinen Händen weiterschlagen lassen, bis es nicht mehr pulsiert.« Der Jäger hielt ihr seine offene Handfläche hin. »Hörst du, wie es klopft? Pedro wird sterben, und niemand kann

ihn retten. Außerdem werde ich ihm so richtig wehtun, das versprech ich dir. Er wird sterben, aber nicht, ohne vorher Höllenqualen zu leiden.«

Auf einmal machte das Mädchen einen Satz nach vorn und biss den Jäger in die Hand. Der war dermaßen überrascht, dass er das Gleichgewicht verlor. Angelina setzte sich auf seinen Brustkorb. Sie war nicht sehr schwer, sodass er sie abwerfen und sich vor weiteren Bissen retten konnte. Der Jäger sah, wie sie in ihre Ecke zurückkroch. In ihrem blutverschmierten Mund sah er den scharfkantigen Gaumen, der sich in ihn hineingebohrt hatte. Obwohl das

Mädchen keine Zähne mehr hatte, war es ihm gelungen, dem Jäger eine tiefe Wunde beizubringen.

Als Dr. Valdés zurückkam, bot sich ihr folgendes Bild: Angelina saß seelenruhig in ihrer Ecke, während ihr Gast versuchte, mit seinem Hemd eine blutende Wunde an der Hand zu stillen.

»Was ist passiert?«, rief sie schockiert.

»Sie ist auf mich losgegangen«, sagte der Jäger. »Aber es ist nicht weiter schlimm. Ich muss nur genäht werden.«

»So etwas hat sie noch nie gemacht!«

»Ich weiß auch nicht, was ich dazu sagen soll. Ich bin nur auf sie zugegangen, weil ich mit ihr reden wollte.«

Florinda Valdés fragte nicht weiter nach. Vielleicht weil sie Angst hatte, dass es sonst kein Stelldichein mehr mit Dr. Foster geben würde. Der Jäger hingegen hatte keinen Grund, noch länger zu bleiben: Da es ihm gelungen war, das Mädchen zu provozieren, wusste er, was er wissen wollte.

»Vielleicht sollte ich mich lieber von einem Arzt untersuchen lassen«, sagte er und machte ein übertrieben schmerzverzerrtes Gesicht.

Die Ärztin war ratlos: Sie wollte nicht, dass er einfach so verschwand, wusste aber nicht, wie sie ihn aufhalten sollte. Sie bot ihm an, ihn in die Notaufnahme zu

begleiten, aber er lehnte höflich ab. Voller Verzweiflung sagte sie: »Aber ich muss dir doch noch von dem anderen Fall erzählen …«

Dieser Satz verfehlte seine Wirkung nicht, und der Jäger blieb auf der Schwelle stehen. »Von welchem anderen Fall?«

Dr. Valdés antwortete bewusst vage: »Er hat sich vor vielen Jahren in der Ukraine zugetragen und betraf ein Kind namens Dima.«

DREI TAGE ZUVOR

3 Uhr 27

Der Tote begann zu schreien.

Erst, als die Lunge leer und er gezwungen war, Luft zu holen, merkte er, dass es bloß wieder dieser Albtraum war: Devok war ein weiteres Mal ermordet worden. Wie oft würde Marcus seinen Tod noch mitansehen müssen? Seine am weitesten zurückreichende Erinnerung war eine Mordszene, die sich wiederholte, sobald er die Augen schloss.

Marcus griff unter das Kissen und suchte nach seinem Stift. Als er ihn gefunden hatte, schrieb er an die Wand neben dem Bett: »Drei Schüsse.«

Noch so ein furchtbares Echo aus seiner Vergangenheit. Aber auch ein Detail, das so einiges änderte: Wie in der Nacht zuvor, in der er sich an berstendes Glas erinnert hatte, war auch das eine akustische Wahrnehmung. Aber diesmal wusste er, dass sie wirklich von Bedeutung war.

Er hatte drei klar voneinander unterscheidbare Explosionen gehört. Bisher hatte er immer nur zwei Schüsse gezählt: einen, der ihm, und einen, der

Devok galt. In der jüngsten Variation seines Traumes war jedoch ein dritter Schuss gefallen. Aber vielleicht spielte ihm sein Unterbewusstsein auch nur einen Streich. Vielleicht wandelte es die Szene in dem Prager Hotelzimmer beliebig ab und mischte irgendwelche absurden Geräusche oder Gegenstände dazu. Und Marcus war nicht in der Lage, diese bizarren Auswüchse zu kontrollieren. Andererseits hatte er diesmal das Gefühl, es immer schon gewusst zu haben.

Der dritte Schuss war ein Detail, das seine bruchstückhafte Erinnerung ergänzte. Es würde ihm dabei helfen herauszufinden, was tatsächlich passiert

war. Aber vor allem würde es dafür sorgen, dass er irgendwann wieder das Gesicht des Mannes vor sich sah, der seinen Lehrer ermordet und ihn gezwungen hatte, sich selbst zu vergessen.

Drei Schüsse.

Erst vor wenigen Stunden war Marcus erneut von einer Pistole bedroht worden. Aber das war etwas ganz anderes gewesen. Er hatte keine Angst dabei empfunden. Die Frau in der Kirche San Luigi dei Francesi hätte zwar abgedrückt, da war er sich sicher. Aber in ihrem Blick hatte kein Hass, sondern Verzweiflung gelegen. Einzig und allein der kurze Stromausfall hatte ihn vor ihrer

Entschlossenheit gerettet. In diesem Moment hätte er sofort verschwinden können, doch stattdessen war er geblieben und hatte ihr gesagt, wer er war.

Ich bin ein Priester.

Aber warum? Warum hatte er das Bedürfnis gehabt, ihr das anzuvertrauen? Er hatte ihr etwas mitgeben, sie für all ihr Leid entschädigen wollen. Und das, obwohl seine Identität sein kostbarstes Geheimnis war, das um jeden Preis gewahrt werden musste. Die Öffentlichkeit würde kein Verständnis dafür haben. So lautete die Litanei, die ihm Clemente vom ersten Tag an vorgebetet hatte. Und nun hatte er gegen

diese Anweisung verstoßen, sich einer Wildfremden offenbart. Wer auch immer diese Frau war, sie hatte gute Gründe, ihn zu töten. Sie war fest davon überzeugt, dass er der Mörder des Mannes war, den sie geliebt hatte. Trotzdem sah Marcus keine Feindin in ihr.

Wer war sie? Inwiefern konnten sie und ihr Mann Teil seiner Vergangenheit gewesen sein? Was, wenn sie mehr darüber wusste?

Vielleicht muss ich sie suchen!, dachte er. Vielleicht muss ich mit ihr reden.

Aber das war leichtsinnig. Außerdem wusste er so gut wie nichts über sie.

Clemente würde er nichts davon

erzählen, denn der würde seine spontane Entscheidung bestimmt nicht gutheißen. Sie beide waren an einen heiligen Eid gebunden, wenn auch jeder auf seine Weise. Sein junger Freund war ein pflichtgetreuer, gehorsamer Geistlicher, während er von etwas beseelt war, das er noch nicht verstand.

Er sah auf die Uhr. Er hatte Clemente eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlassen. Sie mussten sich unbedingt noch vor Tagesanbruch treffen. Denn vor wenigen Stunden hatte die Polizei die Durchsuchung von Jeremiah Smiths Villa abgeschlossen.

Jetzt waren sie an der Reihe, dem Haus einen Besuch abzustatten.

—

Die Straße wand sich zwischen den Hügeln östlich von Rom hindurch. In wenigen Kilometern Entfernung lag der Küstenstreifen mit Fiumicino und der Tibermündung. Der alte Fiat Panda erklomm mühsam die Steigung, und die schwachen Scheinwerfer erhellten die Fahrbahn nur teilweise. Die Natur um sie herum erwachte langsam und kündigte den Sonnenaufgang an.

Clemente saß dicht hinterm Steuer, um besser sehen zu können. Oft war er gezwungen, lautstark in einen anderen Gang zu schalten. Gleich nachdem Marcus unweit dem Ponte Milvio zugestiegen war, hatte er ihm erzählt, was am Vorabend bei Guido Altieri geschehen war. Sein Freund machte sich vor allem deshalb Sorgen, weil das Fernsehen darüber berichtet hatte. Doch niemand hatte erwähnt, dass noch ein dritter Mann zugegen gewesen war, als der berühmte Anwalt von seinem Sohn ermordet worden war. Das beruhigte Clemente wieder: Noch war ihr Geheimnis gewahrt.

Natürlich berichtete Marcus nicht, was anschließend vorgefallen war. Die Begegnung mit der bewaffneten Frau in der Kirche San Luigi dei Francesi verschwieg er. Stattdessen überlegte er laut, was die jüngsten Geschehnisse wohl mit Laras Verschwinden zu tun hatten.

»Jeremiah Smith hatte keinen Herzinfarkt. Er wurde vergiftet.«

»Es konnten keinerlei verdächtige Substanzen in seinem Blut nachgewiesen werden«, erwiderte Clemente.

»Und trotzdem bin ich fest davon überzeugt. Es gibt keine andere Erklärung.«

»Dann hat also jemand die

Tätowierung auf seiner Brust wörtlich genommen.«

Töte mich!, dachte Marcus. Irgendjemand zog heimlich im Hintergrund die Fäden und hatte Monica, der Schwester von Jeremiah Smiths erstem Opfer, genau wie Raffale Altieri Gelegenheit gegeben, sich für den erlittenen Verlust zu rächen. »Wenn keine Gerechtigkeit mehr hergestellt werden kann, bleibt nur noch die Alternative Vergebung oder Vergeltung.«

»Auge um Auge«, fügte Clemente hinzu.

»Ja, aber es steckt mehr dahinter.« Marcus schwieg und überlegte, wie er

seine sich immer mehr verfestigende These am besten in Worte fassen konnte. »Jemand rechnet damit, dass wir eingreifen. Erinnerst du dich noch an die Bibel mit dem rot samtenen Lesezeichen, die ich in Laras Wohnung gefunden habe?«

»Die, in der der Brief des Apostels Paulus an die Thessalonicher markiert war: Der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht.«

»Noch einmal, Clemente: Jemand weiß über uns Bescheid!«, sagte Marcus mit wachsender Überzeugung. »Überleg doch mal: Raffaele hat er einen anonymen Brief geschickt, und für uns hat er die

Heilige Schrift hinterlegt. Eine sehr passende Botschaft für uns Gottesmänner. Ich wurde nicht zufällig in die Sache verwickelt, denn warum hätte man den Jungen sonst in Laras Wohnung bestellen sollen? Und letztlich war ich derjenige, der ihm die Wahrheit über seinen Vater gesagt hat. Dass der Anwalt Altieri erschossen wurde, ist meine Schuld.«

Clemente drehte sich kurz zu Marcus um: »Wer kann das alles eingefädelt haben?«

»Keine Ahnung. Aber wer immer es ist – er bringt Opfer und Mörder zusammen. Gleichzeitig will er uns in die Sache mit hineinziehen.«

Clemente wusste, dass das nicht nur irgendeine verstiegene Hypothese war, und das beunruhigte ihn. Umso wichtiger wurde ihr Besuch in Jeremiah Smiths Villa. Bestimmt würden sie dort auf einen Hinweis stoßen, der sie noch ein Stück weiter in dieses Labyrinth hineinführen würde. Und all das nur, weil sie hofften, Lara noch retten zu können. Dieses Ziel war es, was sie motivierte. Und genau darauf spekulierte der Urheber dieses Rätsels. Deshalb hatte er das Leben der jungen Studentin als eine Art Belohnung ausgesetzt.

Ein Streifenwagen stand vor dem Eingangstor. Aber das Anwesen war zu

groß, um vollständig überwacht werden zu können. Clemente parkte den Panda in etwa einem Kilometer Entfernung. Von dort aus gingen sie zu Fuß weiter und verließen sich auf den Schutz der Nacht.

»Wir müssen uns beeilen, denn in wenigen Stunden kommen die von der Spurensicherung zurück!«, sagte Clemente mahnend und beschleunigte seine Schritte.

Durch ein Fenster auf der Gebäuderückseite gelangten sie in die Villa. Das Polizeisiegel entfernten sie: Sie hatten gefälschte Siegel dabei und würden die ursprünglichen dadurch ersetzen. Niemand würde ihr Eindringen

bemerken. Sie trugen Schuhüberzieher und Latexhandschuhe. Im Haus machten sie ihre Taschenlampen an und schirmten den Lichtkegel mit der Hand ab, um sich unbemerkt orientieren zu können.

Bis auf ein paar Zugeständnisse an die Moderne war das Haus überwiegend im Libertystil eingerichtet. Sie betraten ein Arbeitszimmer mit einem Mahagonischreibtisch und einer großen Bibliothek. Die Möbel zeugten von einstigem Reichtum. Jeremiah war in einer großbürgerlichen Familie aufgewachsen, die Eltern hatten mit ihrem Textilhandel ein kleines Vermögen verdient. Doch ihre Arbeit beanspruchte

sie dermaßen, dass Jeremiah ein Einzelkind blieb. Das musste genügen, um den Fortbestand der Firma zu sichern. Doch bestimmt hatten sie bald bemerkt, dass der einzige Erbe nicht in der Lage war, das Unternehmen weiterzuführen und sie mit Stolz zu erfüllen.

Marcus beleuchtete mehrere Fotoalben, die ordentlich aufeinandergestapelt auf einem Eichentisch lagen. In diesen verblichenen Bildern war die ganze Familiengeschichte enthalten. Ein Picknick auf einer Wiese: Der erst wenige Jahre alte Jeremiah sitzt auf dem Schoß der Mutter, während sein Vater beide fürsorglich umarmt. Die

Familienmitglieder auf dem Tennisplatz der Villa, im makellosen Sportdress, die hölzernen Tennisschläger fest in den Händen. An Weihnachten, ganz in Rot gekleidet und vor dem geschmückten Baum posierend.

Wie erstarrt warteten sie darauf, dass der Selbstauslöser seine Pflicht tat, und bildeten ein perfektes Dreigespann. Sie sahen aus wie Geister aus einer anderen Zeit.

Von einem bestimmten Moment an fehlte einer der Protagonisten: Der halbwüchsige Jeremiah und seine Mutter lächelten nun traurig und gezwungen. Das Familienoberhaupt war nach kurzer

Krankheit verstorben, und sie führten die alte Tradition fort. Aber nicht, um Erinnerungen zu schaffen, sondern als eine Art Gegengift, das den Schatten des Todes vertreiben soll.

Vor allem ein Foto fiel Marcus ins Auge, und zwar wegen der etwas makabren Entscheidung, sich mit dem Verstorbenen fotografieren zu lassen: Mutter und Sohn standen neben einem großen Sandsteinkamin, an dem ein Ölporträt vom streng dreinschauenden Vater hing.

»Die Polizei hat nichts gefunden, was Jeremiah mit Lara in Verbindung bringt«, sagte Clemente hinter ihm.

Die Spuren, die die polizeiliche Durchsuchung hinterlassen hatte, waren überall zu sehen: Gegenstände waren verrückt, Möbel auseinandergenommen worden.

»Deshalb wissen sie immer noch nicht, dass er sie entführt hat. Sie suchen gar nicht nach ihr.«

»Hör auf damit!«, sagte Clemente plötzlich barsch.

Marcus wunderte sich, weil das so gar nicht seine Art war.

»Ich kann einfach nicht fassen, dass du das immer noch nicht kapierst: Du bist kein Hobbypolizist, das hätten sie nicht zugelassen. Du wurdest so gut wie

möglich auf deine Aufgabe vorbereitet. Und willst du die Wahrheit wissen? Schon möglich, dass das Mädchen am Ende stirbt. Ich würde sogar sagen, dass das ziemlich wahrscheinlich ist. Aber das hängt nicht von dem ab, was wir tun oder unterlassen. Hör also endlich auf, dich schuldig zu fühlen!«

Marcus konzentrierte sich erneut auf das Foto, auf dem Jeremiah unter dem Porträt des Vaters posierte. Er war ungefähr zwanzig und machte einen sehr ernsten, zerknirschten Eindruck.

»Also, womit willst du anfangen?«, fragte Clemente.

»Mit dem Zimmer, in dem der

Sterbende gefunden wurde.«

Auch dem Wohnzimmer war anzusehen, dass die Spurensicherung dort gewesen war: mehrere Stative mit Halogenlampen, die den Fundort beleuchteten. Rückstände von Reagenzien zum Sichtbarmachen von Körperflüssigkeiten und Fingerabdrücken. Bezifferte Kärtchen, die anzeigten, wo sich das Beweismaterial befunden hatte, das fotografiert und anschließend mitgenommen worden war.

Im Wohnzimmer waren ein blaues Haarband, ein Korallenarmband, ein rosa Strickschal und ein roter Rollschuh gefunden worden, die jeweils den vier

Opfern von Jeremiah Smith gehört hatten. Diese Fetischgegenstände waren der unwiderlegbare Beweis dafür, dass er etwas mit den Morden zu tun hatte. Es war riskant gewesen, sie aufzubewahren. Aber Marcus konnte sich vorstellen, wie sich der Mörder gefühlt hatte, wenn er seine Trophäen liebkoste. Sie standen für das, was er am besten konnte, nämlich töten. Wenn er sie in Händen hielt und ihre dunkle Energie spürte, durchzuckte ihn eine belebende Kraft, so als besäße der gewaltsame Tod die Macht, denjenigen zu stärken, der ihn sät. Ein wohliger Schauer, hervorgerufen von heimlichen Wonnen.

Die Fetischgegenstände hatten sich im

Wohnzimmer befunden, weil Jeremiah sie um sich haben wollte – fast so, als wären es die Mädchen selbst: gequälte Seelen, Gefangene dieses Hauses, genau wie er.

Doch etwas fehlte, nämlich ein Gegenstand, der Lara gehörte.

Marcus betrat das Wohnzimmer, während Clemente auf der Schwelle stehen blieb. Sämtliche Möbel bis auf den Sessel in der Zimmermitte gegenüber einem alten Fernseher waren mit weißen Tüchern verhängt. Ein Tisch war umgefallen, und auf dem Boden sah man eine zerbrochene Schale, einen hellen, inzwischen getrockneten Fleck und zerkrümelte Kekse.

Jeremiah musste den Tisch mitgerissen haben, als ihm schlecht geworden war. Er saß abends vor dem Fernseher und aß Milch und Kekse – ein Bild, das seine Einsamkeit widerspiegelte. Das Monster versteckte sich nicht. Sein bester Schutz war die Gleichgültigkeit seiner Mitmenschen. Hätten sie nur ein bisschen genauer hingeschaut, wäre er vielleicht deutlich früher gefasst worden.

»Jeremiah Smith war asozial, konnte sich jedoch auch anders geben, um seine Opfer zu ködern.« *Bis auf Lara hat er alle Mädchen tagsüber entführt*, rief Marcus sich wieder in Erinnerung. Welche Methode benutzte er, um sie

anzusprechen und ihr Vertrauen zu gewinnen? Er war überzeugend, die Mädchen hatten keine Angst vor ihm. Warum nutzte er diese Gabe nicht, um Freunde zu gewinnen? Doch er wollte nichts als morden. Das war das Böse in ihm, dachte Marcus. Und dieses Böse schaffte es, ihn gut wirken zu lassen: wie jemand, dem man vertrauen kann. Doch etwas hatte Jeremiah nicht vorhergesehen: Alles hat seinen Preis. Selbst wenn wir vollkommen zurückgezogen leben, besteht unsere größte Angst nicht darin zu sterben, sondern darin, allein zu sterben. Und das ist ein riesengroßer Unterschied. Aber das

merken wir erst, wenn es so weit ist und wir begreifen, dass uns niemand beweinen und vermissen, ja, dass sich niemand an uns erinnern wird. Genau dieses Gefühl kenne ich auch!, dachte Marcus.

Er ließ seinen Blick dorthin schweifen, wo das Rettungsteam wiederbelebende Maßnahmen eingeleitet hatte: sterile Handschuhe, Gaze, Spritzen und Kanülen. Alles war noch genauso wie in jenen hektischen Momenten.

Marcus versuchte zu begreifen, was hier passiert war, bevor Jeremiah die Vergiftungserscheinungen bemerkt hatte. »Wer auch immer es getan hat: Er kannte

seine Angewohnheiten. Er ist genauso vorgegangen wie Jeremiah bei Lara. Er hat sich in sein Leben und sein Haus eingeschlichen, um ihn zu beobachten. Nur dass er kein Betäubungsmittel im Zucker versteckt, sondern Jeremiah etwas in die Milch getan hat. Eine Art Vergeltungsaktion sozusagen.«

Clemente beobachtete seinen Schüler, der sich gerade in denjenigen hineinversetzte, der das alles eingefädelt hatte. »Und dann wird Jeremiah auf einmal schlecht, und er wählt den Notruf.«

»Die Gemelli-Klinik ist gleich in der Nähe, man kann also davon ausgehen,

dass sein Anruf dorthin weitergeleitet wird. Derjenige, der Jeremiah das angetan hat, wusste, dass Monica, die Schwester seines ersten Opfers, gestern Nachtdienst hatte. Bei Dringlichkeitsstufe eins musste sie den nächsten verfügbaren Rettungswagen nehmen.« Marcus war beeindruckt von diesem ausgeklügelten Racheplan. »Er handelt nicht spontan, sondern geht mit äußerster Sorgfalt vor. Er hat sich den Tatort im Vorfeld genauestens angesehen.« Schritt für Schritt hatte Marcus die Vorgeschichte und ihre unsichtbaren Fäden enthüllt, das Geheimnis des Zaubertricks gelüftet. »Eines muss ich dir lassen: Du warst

wirklich klasse!«, sagte er an seinen unsichtbaren Gegenspieler gewandt. »Doch jetzt wollen wir mal sehen, was du für uns bereithältst …«

»Glaubst du, wir werden hier auf Hinweise stoßen, die uns zu Lara führen?«

»Nein, dafür ist er viel zu schlau. Wenn es welche gab, hat er sie längst entfernt. Das Mädchen ist eine Belohnung, vergiss das nicht! Und die müssen wir uns erst verdienen.«

Marcus ging im Zimmer auf und ab. Er wusste, dass er etwas übersehen hatte.

»Wonach suchen wir deiner Meinung nach?«, fragte Clemente.

»Nach etwas, das nichts mit dem Rest zu tun hat. Um unter dem Radar der Polizei durchschlüpfen zu können, musste er einen Hinweis hinterlassen, den nur wir wahrnehmen können.«

Er musste nur die richtige Perspektive einnehmen, dann würde er bestimmt auf eine Auffälligkeit stoßen.

»Die Fensterläden!«, sagte Marcus zu Clemente, der gerade die beiden großen Fenster schloss, die auf die Hausrückseite hinausgingen. Er schirmte den Lichtkegel der Taschenlampe nicht länger ab, sondern ließ zu, dass er das ganze Zimmer erhellte. Wie gehorsame Soldaten sprangen die Schatten der Gegenstände

auf, sobald sie erfasst wurden: Sofas, Anrichte, Esstisch, Sessel und der Kamin, den ein Tulpengemälde schmückte. In diesem Moment hatte Marcus ein Déjà-vu-Erlebnis. Er wirbelte herum und richtete die Taschenlampe erneut auf das Blumenstillleben.

»Das dürfte eigentlich gar nicht hier hängen.«

Clemente verstand nicht. Doch Marcus erinnerte sich noch gut an den Sandsteinkamin, weil er auf dem Foto war, das sie im Arbeitszimmer betrachtet hatten: Es hatte Jeremiah und seine Mutter unter dem Ölgemälde des verstorbenen Familienoberhaupts gezeigt.

»Das Bild des Vaters wurde umgehängt.«

Im Wohnzimmer war es nicht. Marcus ging auf das Tulpenstillleben zu, hob den Rahmen an und sah, dass der Abdruck, den ein Gemälde im Lauf der Zeit hinterlässt, ein anderer war. Er wollte es gerade wieder zurückhängen, als er am linken unteren Rand der Leinwandrückseite die Ziffer »1« entdeckte.

»Ich habe es gefunden!«, rief Clemente aus dem Flur.

Marcus ging zu ihm und sah das Bild von Jeremiahs Vater neben der Tür.

»Die Bilder wurden vertauscht.«

Er nahm auch das Porträt von der Wand und kontrollierte die Rückseite. Diesmal stand die Nummer »2« darauf. Marcus und Clemente tauschten einen vielsagenden Blick. Beide dachten sie das Gleiche. Dann trennten sie sich und nahmen alle Bilder von der Wand, um die Nummer drei zu finden.

»Hier!«, rief Clemente. Es handelte sich um eine bukolische Landschaft am Ende des Flurs, direkt neben der Treppe, die ins obere Stockwerk führte. Sie gingen nach oben und fanden auf halber Treppe die Nummer vier. Jetzt wussten sie, dass sie auf der richtigen Fährte waren.

»Er zeigt uns den Weg …«, sagte

Marcus. Doch keiner von beiden konnte ahnen, wohin er sie führen würde.

Auf dem Treppenabsatz zum zweiten Stockwerk fanden sie das fünfte Gemälde. Das sechste in einem kleinen Gang, das siebte im Flur, der zum Schlafzimmer führte. Das achte war winzig: Das Temperagemälde zeigte einen indischen Tiger, der einem Abenteuerroman Emilio Salgaris entsprungen zu sein schien. Es hing neben einer kleinen Tür, und zwar in dem Zimmer, das einst Jeremiahs Kinderzimmer gewesen sein musste. Auf einer Konsole befanden sich ein Bataillon Bleisoldaten, ein Metallbaukasten, eine Steinschleuder und ein kleines

Schaukelpferd.

Man vergisst oft, dass auch Monster einmal klein waren, dachte Marcus. Und wie wir Dinge aus der Kindheit aufbewahren. Wer weiß, woher sein Drang zu töten kam?

Clemente öffnete die kleine Tür. Sie gab den Blick auf eine steile Treppe frei, die wahrscheinlich auf den Dachboden führte.

»Vielleicht hat die Polizei dort oben noch nicht richtig nachgesehen.« Sie waren sich beide sicher, dass das Bild Nummer neun das letzte sein würde. Vorsichtig nahmen sie die unregelmäßigen Stufen. Die Decke war so

niedrig, dass sie die Köpfe einziehen mussten. Am Ende dieses steinernen Aufganges lag ein großer Raum mit alten Möbeln, Büchern und Überseekoffern. Ein paar Vögel hatten Nester zwischen den Dachbalken gebaut. Durch die überrschende Anwesenheit aufgeschreckt, suchten sie nach einem Fluchtweg und fanden ihn in Gestalt eines offenen Mansardenfensters.

»Wir können nicht mehr lange bleiben, bald wird es hell!«, trieb Clemente Marcus zur Eile an.

Deshalb suchten sie sofort nach dem Bild.

In einer Ecke lehnten mehrere

Leinwände. Clemente ging darauf zu, um sie zu überprüfen. »Nichts!«, verkündete er kurz darauf und klopfte sich den Staub aus den Kleidern.

Marcus sah hinter einer Truhe ein goldenes Fries hervorblitzen. Er ging um sie herum und stand vor einem prunkvollen Goldrahmen, der an der Wand lehnte. Er musste das Bild gar nicht erst umdrehen, um zu sehen, dass es die Nummer neun war. Das Motiv war derart ungewöhnlich, dass er wusste: Die Schatzsuche hatte ein Ende.

Eine Kinderzeichnung.

Sie war mit Buntstiften in ein Heft gezeichnet und dann in diesen viel zu

prunkvollen Rahmen gesteckt worden, um dort besser zur Geltung zu kommen.

Sie zeigte einen Sommer- oder Frühlingstag: Die Sonne lachte über einer üppigen Landschaft mit Bäumen, Vögeln, Blumen und einem kleinen Fluss. Im Zentrum des Bildes standen zwei Kinder, ein Mädchen im rot gepunkteten Kleid und ein Junge, der etwas in der Hand hielt. Trotz der fröhlichen Farben und des unschuldigen Motivs hatte Marcus ein mulmiges Gefühl.

Das Bild strahlte etwas Böses aus.

Er trat einen Schritt vor, um es sich näher anzusehen. Erst da bemerkte er, dass auf dem Kleid des Mädchens keine

Punkte, sondern blutende Wunden dargestellt waren. Und dass der Junge eine *Schere* in der Hand hatte.

Er las das Datum am unteren Rand. Es lag zwanzig Jahre zurück. Jeremiah war damals schon zu alt gewesen, um es gemalt zu haben. Es entstammte den kranken Phantasien eines anderen. Marcus musste an *Das Martyrium des heiligen Matthäus* von Caravaggio denken: Was er da vor sich hatte, war ein Tatort. Doch als das Bild gemalt worden war, hatte der eigentliche Horror noch gar nicht stattgefunden.

Auch Monster sind einmal Kinder gewesen, sagte sich Marcus erneut. Der

Junge auf dem Bild war inzwischen erwachsen geworden. Und Marcus wusste, dass er ihn finden musste.

6 Uhr 04

Schon am ersten Tag bei der Spurensicherung bekam man erklärt, dass nichts an einem Tatort zufällig ist. Das wurde einem dann bei jeder Gelegenheit wieder eingebläut, damit man es auch ja nie mehr vergaß.

Deshalb glaubte Sandra nicht wirklich an Zufälle. Andererseits musste sie zugeben, dass sie im normalen Leben durchaus nützlich sein konnten, weil sie unsere Aufmerksamkeit auf Dinge lenkten, die wir sonst nie bemerkt hätten.

Sandra war zu dem Schluss gekommen, dass manche unerwartet

zusammentreffende Ereignisse tatsächlich nichts weiter zu sagen hatten, also wirklich »reiner Zufall« waren. Andere dagegen schienen dazu bestimmt zu sein, jemandes Leben eine andere Wendung zu geben. In ihnen sehen wir »Zeichen«, so als wären sie Botschaften des Universums oder einer höheren Macht.

Sandra fiel ein, dass Carl Gustav Jung solche Zufälle mit dem Begriff *Synchronizität* bezeichnet hatte, sobald sie drei Voraussetzungen erfüllten: Sie mussten ohne ursächlichen Zusammenhang auftreten, sich mit einer intensiven emotionalen Erfahrung decken und außerdem einen starken

Symbolcharakter aufweisen.

Laut Jung verbrachten manche Menschen ihr Leben damit, jedem Zufallsereignis eine tiefere Bedeutung zu verleihen.

Auf sie hatte das nicht zugetroffen, doch sie war eines Besseren belehrt worden. Und zwar von einer Anekdote Davids, die erklärte, wie eine merkwürdige Aneinanderreihung von Zufällen dazu geführt hatte, dass sie sich kennengelernt hatten.

Zwei Tage vor Maria Himmelfahrt war David in Berlin gewesen. Eigentlich hatte er vorgehabt, sich mit Freunden auf Mykonos zu treffen. Sie wollten

zusammen einen Segeltörn um die griechischen Inseln machen. Doch an jenem Morgen hatte der Wecker nicht geklingelt, und er war spät aufgestanden. Trotzdem schaffte er es, pünktlich zum Einchecken am Flughafen zu sein. Er wusste noch, wie er gedacht hatte: »Was für ein Glück!«, ohne zu ahnen, was ihn noch alles erwartete.

In Rom musste er umsteigen. Aber noch bevor er den zweiten Flieger nehmen konnte, teilte ihm die Fluggesellschaft mit, sein Gepäck sei aus Versehen in Berlin geblieben.

David hatte nicht vor, sich deswegen seine Reise verderben zu lassen. Nachdem

er sich am Flughafen schnell einen neuen Koffer und neue Kleider gekauft hatte, war er rechtzeitig am Check-in-Schalter für den Direktflug nach Athen erschienen. Nur um festzustellen, dass er überbucht war.

Eigentlich hätte er um elf Uhr abends am Bug eines Dreimasters sitzen und mit einem wunderschönen indischen Model, das er zwei Wochen zuvor in Mailand kennengelernt hatte, eiskalten Ouzo schlürfen sollen. Stattessen befand er sich in einer Abflughalle voller Touristen und füllte Versicherungsformulare aus, um für den Gepäckverlust entschädigt zu werden.

Er hätte bis zum nächsten Tag warten

und den ersten verfügbaren Flug nehmen können, doch er wusste, dass er das nicht ausgehalten hätte. Also hatte er beschlossen, sich einen Mietwagen zu nehmen und sich in Brindisi auf einer Fähre nach Griechenland einzuschiffen.

Nachdem er etwa fünfhundert Kilometer zurückgelegt hatte und die ganze Nacht über gefahren war, sah er, wie die Sonne über der apulischen Küste aufging. Laut den Verkehrsschildern hatte er sein Ziel fast erreicht. Doch genau in diesem Moment fing sein Wagen plötzlich an zu spinnen. Der Motor wurde immer schwächer und ging schließlich aus.

Nachdem er am Straßenrand liegen

geblieben war, war David ausgestiegen. Doch statt mit seinem Schicksal zu hadern, hatte er die Landschaft um ihn herum betrachtet. Rechts von ihm lag hoch oben auf einem Felsen ein weißes Dorf. Auf der anderen Seite kam nach wenigen Hundert Metern das Meer.

Er war zum Strand gelaufen, der so früh am Morgen noch ganz verlassen dalag. Direkt am Wasser hatte er nach einer seiner Aniszigaretten gegriffen und mit ihr zwischen den Lippen zugesehen, wie die Sonne immer höher stieg.

Als er in diesem Moment nach unten schaute, entdeckte er zierliche Fußspuren im nassen Sand. Instinktiv ordnete er sie

einer Frau zu, die zum Joggen an den Strand gekommen war. Da die Küste an dieser Stelle mehrere Buchten aufwies, war die Urheberin dieser Fußspuren bereits aus seinem Blickfeld verschwunden. Viel Zeit konnte jedoch noch nicht vergangen sein, denn sonst hätte die Brandung sie bereits verschwinden lassen.

Wenn er im Nachhinein davon erzählte, konnte er nur schwer erklären, was ihm in diesem Moment durch den Kopf gegangen war. Plötzlich hatte er einfach das Bedürfnis gehabt, diesen Spuren zu folgen.

An der Stelle hatte Sandra ihn immer

gefragt, woran er erkannt habe, dass die Spuren von einer Frau stammten.

»Sicher sein konnte ich mir natürlich nicht – ich habe es eben einfach gehofft. Stell dir vor, ich wäre einem Jungen oder einem kleinwüchsigen Mann begegnet!«

Diese Erklärung hatte sie nie ganz überzeugt. Als Polizistin fragte sie automatisch weiter: »Und woher wusstest du, dass die Spuren beim Joggen entstanden waren?«

Aber auch darauf hatte David eine Antwort: »Die Spuren im Sand waren am Fußballen tiefer, deshalb musste hier jemand entlanggerannt sein.«

»Okay, das ist glaubwürdig.«

David fuhr mit seiner Anekdote fort: Nachdem er mehrere Hundert Meter gerannt war und eine Düne erklommen hatte, entdeckte er eine weibliche Gestalt. Sie trug eine kurze Hose, ein enges T-Shirt und Turnschuhe. Ihr blondes Haar war zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Er konnte ihr Gesicht nicht erkennen, hätte aber am liebsten nach ihr gerufen. Doch da er nicht mal ihren Namen kannte, war das keine besonders intelligente Idee.

Stattdessen beschleunigte er seine Schritte.

Was sollte er sagen, wenn er sie eingeholt hatte? Je näher er ihr kam,

desto deutlicher wurde ihm bewusst, dass er sich wirklich etwas einfallen lassen musste, um nicht wie ein Vollidiot dazustehen. Aber ihm fiel nichts ein.

Mit letzter Kraft holte er sie ein. Sie war sehr schön.

Wenn Sandra das hörte, musste sie grinsen.

David entschuldigte sich und bat die Unbekannte, stehen zu bleiben. Sie gehorchte nur widerwillig und musterte den keuchenden Gestörten von Kopf bis Fuß. Mit Sicherheit machte er keinen besonders guten Eindruck auf sie, schließlich trug er seit vierundzwanzig Stunden dieselben Kleider, hatte eine

ganze Nacht nicht geschlafen, schwitzte vor Anstrengung und roch garantiert nicht sehr gut.

»Ciao, ich bin David!«, sagte er nur und streckte ihr die Hand entgegen. Sie starrte sie nur an, ohne danach zu greifen. Fast schon angewidert, so als hätte er ihr verdorbenen Fisch angeboten. Also setzte er rasch nach: »Weißt du, was Carl Gustav Jung über den Zufall sagt?« Nur um ihr scheinbar unmotiviert zu erzählen, was er seit seinem Abflug aus Berlin alles mitgemacht hatte. Sie hörte wortlos zu und fragte sich wohl, worauf er hinauswollte.

Sie ließ ihn ausreden und sagte dann,

ihre Begegnung könne wohl kaum ein Zufall sein: Denn trotz der Ereignisse, die ihn an diesen Strand geführt hatten, habe er bewusst beschlossen, ihren Fußspuren zu folgen. Womit die Theorie der »Synchronizität« hinfällig sei.

»Und wer behauptet das?«

»Jung.«

Diesem Argument konnte David leider nichts entgegensetzen. Weil er nicht wusste, was er sonst noch sagen sollte, verabschiedete er sich und machte kehrt. Während des gesamten Rückwegs dachte er darüber nach, wie schön es gewesen wäre, wenn diese Frau tatsächlich etwas ganz Besonderes, ja, die Frau seines

Lebens gewesen wäre. Wie originell es gewesen wäre, sich auf diese Art zu verlieben und später eine solche Kennenlerngeschichte erzählen zu können. Nämlich die, wie eine Reihe unglücklicher Ereignisse zu einer großen Liebe geführt hatten.

Und das alles nur wegen eines verloren gegangenen Koffers!

Doch das Mädchen, von dem er nicht einmal den Namen wusste, war ihm nicht nachgelaufen. Stattdessen hatte er einen Monat lang vergeblich darauf gewartet, dass die Fluggesellschaft seinen Koffer fand. Dann war er in Mailand aufs Polizeirevier gegangen, um den Diebstahl

anzuzeigen. Dort war er Sandra zum ersten Mal begegnet, und zwar am Kaffeeautomaten. Sie waren miteinander ins Gespräch gekommen, sich sympathisch gewesen und schon wenige Wochen später zusammengezogen.

Sogar hier in dem römischen Hotelzimmer, in dem Sandra mit dem Wissen aufgewacht war, dass David ermordet worden war und sie seinen Mörder finden musste, kam sie nicht umhin zu lächeln.

Immer wenn David diese Anekdote neuen Freunden erzählt hatte, dachten alle, das Mädchen am Strand wäre sie gewesen. Doch das Erstaunliche daran

war, dass die banalsten Dinge oft die größten Chancen bargen. Denn das Herz eines Mannes oder einer Frau brauchte keine »Zeichen«.

Manchmal reichte es schon aus, dass man sich unter Milliarden von Menschen erkannte.

Hätte sie damals an jenem Kaffeeautomaten keinen Fünfeuroschein und David das passende Kleingeld gehabt, wären sie vielleicht nie miteinander ins Gespräch gekommen. Dann wären sie als Fremde auseinandergegangen, ohne etwas von der Liebe zu ahnen, die sie sich zu geben hatten. Andererseits hätte sie dann jetzt auch nicht so leiden müssen.

Wie oft am Tag passiert genau das, ohne dass wir es bemerken? Wie viele Menschen begegnen sich rein zufällig und lassen einander einfach ziehen, ohne zu wissen, dass sie füreinander geschaffen sind?

Aus diesem Grund fühlte sie sich privilegiert, auch wenn David nun tot war.

Und die Begegnung gestern Abend? Was hatte das zu bedeuten?, fragte sich Sandra. Der Mann mit der Narbe blieb ein Rätsel. Sie hatte geglaubt, einen Mörder vor sich zu haben, dabei war er ein Geistlicher! Dass er die Wahrheit gesagt hatte, bezweifelte sie keine Sekunde. Er

hätte den Stromausfall nutzen und sofort verschwinden können. Stattdessen war er geblieben und hatte ihr gesagt, wer er war. Nach dieser verblüffenden Erkenntnis war sie nicht mehr in der Lage gewesen, abzudrücken. Ihr war, als hörte sie die mahnende Stimme ihrer Mutter: »Sandra, Liebes, einen Priester erschießt man nicht. So was tut man einfach nicht!« Aber das war doch lächerlich!

Zufälle.

Doch wie sollte sie jetzt herausfinden, welche Verbindung zwischen David und dem Mann bestand? Sandra verließ das Bett und betrachtete das Foto aus der Leica. Was hatte ein Priester mit Davids

Recherchen zu tun? Anstatt ihr weiterzuhelfen, machte dieses Foto alles nur noch komplizierter.

Ihr Magen knurrte, außerdem fühlte sie sich auf einmal ganz schlapp. Sie hatte schon seit Stunden nichts mehr gegessen und vielleicht sogar Fieber. Am Vorabend war sie vollkommen regendurchnässt ins Hotel zurückgekehrt.

Dafür war ihr in der Sakristei der Kirche San Luigi dei Francesi klar geworden, dass sie mehr wollte als nur Gerechtigkeit. Sie musste ein dunkles Bedürfnis befriedigen. Leid macht die seltsamsten Dinge mit uns: Es macht uns schwach und zerbrechlich. Aber

gleichzeitig bestärkt es uns in einem Wunsch, den wir glaubten, verdrängen zu können: in dem Wunsch, den anderen den gleichen Schmerz zuzufügen. So als wäre Rache das Einzige, was unseren Schmerz lindern könnte.

Sandra begriff, dass sie sich mit dieser dunklen Seite auseinandersetzen musste. Mit etwas, das sie nie für möglich gehalten hätte. Ich will nicht so werden!, dachte sie. Gleichzeitig befürchtete sie, sich bereits unwiderruflich verändert zu haben.

Sie legte das Bild von dem Priester mit der Narbe beiseite und konzentrierte sich auf die letzten beiden Fotos, die es noch

zu entschlüsseln galt.

Auf das dunkle und das von David vor dem Spiegel, der sie mit erhobener Hand traurig grüßte.

Sie hielt beide vor sich hin, versuchte, einen Zusammenhang herzustellen. Doch die Bilder sagten ihr nichts. Sie ließ sie sinken und erstarrte. Ihr Blick war am Boden hängen geblieben.

Jemand hatte einen Zettel unter der Tür durchgeschoben.

Eine Weile musterte sie ihn wie gelähmt. Dann hob sie ihn auf, schnell, so als mache es ihr Angst. Jemand musste ihn in der Nacht durch den Türspalt geschoben haben – in den wenigen

Stunden, in denen sie endlich Schlaf gefunden hatte. Sandra sah sich das Stück Papier näher an. Es handelte sich um ein Heiligenbildchen von einem Dominikanermönch.

Der heilige Raimund von Peñafort.

Der Name stand auf der Rückseite, zusammen mit einem lateinischen Gebet, das man rezitiert, um die Fürsprache des Heiligen zu erbitten. Einige Sätze waren unleserlich geworden, da jemand etwas in roter Tinte darübergekritzelt hatte. Etwas, das Sandra das Blut in den Adern gefrieren ließ. Es war nur ein Wort, eine Unterschrift.

Fred.

7 Uhr

Er musste dringend unter Menschen. Der McDonald's unweit der Piazza di Spagna war da am frühen Morgen ideal. Die Gäste waren hauptsächlich ausländische Touristen, die sich partout nicht an das süße, labbrige italienische Frühstück gewöhnen konnten.

Marcus suchte das Schnellrestaurant auf, weil er spüren musste, dass das Leben weiterging – und zwar trotz der Schrecken, die er Tag für Tag mitbekam. Er musste die Gewissheit haben, in dieser Schlacht nicht völlig auf sich allein gestellt zu sein. Denn die Paare um ihn

herum, die Kinder hatten, sie liebevoll großzogen und darauf vorbereiteten, eines Tages selbst Eltern zu werden, spielten eine wichtige Rolle bei der Rettung des Menschengeschlechts.

Deshalb saß er nun an einem Ecktisch vor einer Brühe, die hier als Kaffee bezeichnet wurde und die er noch nicht einmal angerührt hatte. Er holte die Mappe hervor, die Clemente ihm vor einer halben Stunde heimlich in einem Beichtstuhl übergeben hatte – noch so ein sicherer Ort, den sie benutzten, um Informationen auszutauschen.

Die Zeichnung von dem Jungen mit der Schere, die sie auf Jeremiah Smiths

Dachboden gefunden hatten, hatte Clemente sofort an einen drei Jahre zurückliegenden Fall erinnert. Noch in der Villa hatte er ihn kurz für Marcus zusammengefasst, war aber anschließend gleich losgezogen, um die dazugehörige Akte aus dem Archiv zu holen. Das Aktenzeichen auf der Mappe lautete *c.g. 554-33-1*, doch alle Welt nannte ihn nur den »Figaro-Fall«. Denn so hatten die Medien ihn nach dem Täter benannt, was durchaus treffend war, wenn auch etwas pietätlos den Opfern gegenüber.

Marcus schlug die Akte auf und las sich die Zusammenfassung durch.

Der Tatort, den die Polizei eines

Freitagabends in einem Haus mit Garten im Viertel Nuovo Salario vorgefunden hatte, ließ die Beamten erschaudern: Ein siebenundzwanzigjähriger Mann lag halb bewusstlos in einer Lache seines Erbrochenen, und zwar vor einer Treppe, die ins obere Stockwerk führte. Nur wenige Meter von ihm entfernt stand der Rollstuhl, den er brauchte, um sich fortzubewegen. Er war kaputt. Federico Noni war querschnittgelähmt, und zunächst nahmen die Beamten an, er wäre nur unglücklich gestürzt. Doch dann waren sie ins Obergeschoss gegangen und hatten eine makabre Entdeckung gemacht.

In einem der Zimmer lag die verstümmelte Leiche seiner Schwester Giorgia Noni.

Die Fünfundzwanzigjährige war nackt und wies überall am Körper tiefe Stichwunden auf. Der Stich, der tödlich gewesen war, hatte ihr den Bauch aufgerissen.

Nachdem der Gerichtsmediziner die Verletzungen analysiert hatte, kam er zu dem Schluss, dass die Tatwaffe eine Schere gewesen war. Clemente hatte Marcus bereits vorgewarnt und ihm gesagt, dass sich dieser Gegenstand einer traurigen Berühmtheit erfreue, weil damit irgendein Verrückter schon auf drei

Frauen losgegangen war. Daher der Name »Figaro«. Die anderen Opfer hatten überlebt, aber diesmal war der Täter einen Schritt weitergegangen und zum Mörder geworden.

Ein Verrückter, aber das trifft es nicht ganz, dachte Marcus. Denn diese Person war weitaus mehr als das: In seinem kranken Hirn war das, was er mit der Schere anrichtete, notwendig – ganz einfach, weil es ihm Lust bereitete. Er wollte die Angst und das aus den Wunden schießende Blut seiner Opfer riechen.

Marcus sah kurz von der Akte auf, weil er sich nach Normalität sehnte. Er fand

sie in einem Mädchen, das in einiger Entfernung andächtig ein Happy Meal auspackte. Es leckte sich bereits die Lippen und strahlte vor Vorfreude.

Wann beginnt die Verwandlung?, fragte sich Marcus. Wann nimmt die Lebensgeschichte eines Menschen einen unumkehrbaren Verlauf? Aber es geschieht nicht immer. Manchmal läuft alles so, wie es laufen sollte.

Der Anblick des Mädchens genügte, um ihm wieder ein wenig Vertrauen in die Menschheit zurückzugeben. Jetzt konnte er sich erneut in die Abgründe dieses Falles stürzen.

Marcus griff zum Polizeiprotokoll und

vertiefte sich in den Tathergang.

Der Mörder war durch die Haustür hereingekommen. Giorgia Noni hatte sie leichtsinnigerweise offen gelassen, nachdem sie vom Einkaufen zurückgekommen war. Figaro hatte die Angewohnheit, seine Opfer in Supermärkten auszuwählen und ihnen dann nach Hause zu folgen. Die anderen Frauen waren während des Überfalls stets allein gewesen, doch diesmal war der Bruder im Haus. Er war ein vielversprechender Sportler gewesen, doch ein banaler Motorradunfall hatte seine Karriere beendet und dafür gesorgt, dass er nicht mehr laufen konnte. Laut der

Aussage des jungen Mannes hatte Figaro ihn von hinten überrascht. Er hatte den Rollstuhl umgekippt, sodass Noni mit dem Kopf auf dem Boden aufschlug und das Bewusstsein verlor. Anschließend hatte der Täter Giorgia im Obergeschoss aufgesucht, wo er ihr die Behandlung angedeihen ließ, die er für alle seine Opfer in petto hatte.

Federico war wieder zu sich gekommen und hatte festgestellt, dass sein Rollstuhl kaputt war. Den Schreien seiner Schwester entnahm er, dass sich dort oben etwas Furchtbares abspielen musste. Er rief vergeblich um Hilfe und versuchte, die Treppe hinaufzukriechen. Aber er war

nicht kräftig genug, außerdem war er noch ganz benommen von dem Sturz, sodass er gezwungen war, aufzugeben.

Hilflos musste er alles mitanhören, ohne dem Menschen zur Hilfe eilen zu können, den er am allermeisten liebte: seine Schwester, die sich aufopfernd um ihn kümmerte und das wahrscheinlich ihr Leben lang getan hätte. Doch er war am Fuß dieser vermaledeiten Treppe liegen geblieben und hatte ebenso wütend wie machtlos gebrüllt.

Eine Nachbarin, die die Schreie hörte, rief schließlich die Polizei. Als der Täter die Polizeisirene hörte, floh er durch eine Hintertür in den Garten. Seine

Schuhabdrücke waren in einem Blumenbeet gut zu erkennen.

Als Marcus alles gelesen hatte, sah er, dass sich das Mädchen mit dem Happy Meal unter den wohlwollenden Blicken der Eltern einen Schokoladenmuffin mit ihrem kleinen Bruder teilte. doch ein furchtbarer Verdacht lenkte ihn von diesem Familienidyll ab.

War Federico Noni auch ein Opfer, das Rache üben sollte? Half ihm bereits jemand dabei, den Mörder seiner Schwester zu finden, der bisher ungestraft davongekommen war? Und sollte seine Aufgabe darin bestehen, den jungen Mann aufzuhalten?

Während Marcus sich diese Fragen stellte, blieb er an einer handschriftlichen Notiz am Ende der Akte hängen. An einem Detail, über das sein Freund Clemente wahrscheinlich nicht informiert war, weil er es in Jeremiah Smiths Villa nicht erwähnt hatte.

Rache schien in diesem Fall nicht mehr möglich zu sein, da Figaro inzwischen einen Namen hatte. Der Fall war mit seiner Verhaftung abgeschlossen worden.

7 Uhr 26

Sandra hatte das mit dem Wort *Fred* bekritzelte Heiligenbildchen bestimmt zwanzig Minuten lang angestarrt. Nach der makabren Darbietung des Liedes, das die Liebe zu ihrem Mann symbolisierte – festgehalten vom Aufnahmegerät, das auf der verlassenen Baustelle versteckt worden war, und vorgetragen von demjenigen, der ihren Mann ermordet hatte – folgte nun die Verhöhnung ihres Kosenamens für David.

Das hat sein Mörder getan!, dachte sie, während sie den unter der Tür durchgeschobenen Zettel umklammerte.

Er weiß, dass ich hier bin. Was will er von mir?

In ihrem Hotelzimmer suchte Sandra fieberhaft nach einer anderen, beruhigenderen Erklärung. Auf dem Heiligenbildchen des Raimund von Peñafort stand nicht nur ein Gebet, sondern auch der Name einer Kapelle, die dem Dominikanermönch geweiht war. Sie befand sich in der Basilika Santa Maria sopra Minerva.

Sandra beschloss, De Michelis anzurufen und ihn um weitere Informationen zu bitten. Als sie zum Handy griff, merkte sie, dass der Akku leer war. Sie schloss ihn an eine Steckdose

an, um ihn wieder aufzuladen, und wollte das Hoteltelefon benutzen. Doch bevor sie die Nummer wählte, hielt sie kurz inne und starrte auf den Hörer in ihrer Hand.

Als sie erfahren hatte, dass David in gefährlicher Mission in Rom unterwegs gewesen war, hatte sie sich gefragt, ob er sich dort vielleicht mit jemandem getroffen hatte. Mit jemandem, der ihm weiterhelfen konnte. Doch weder sein Notebook noch sein Handy verzeichneten irgendwelche Mails oder Anrufe.

Dass sich David dermaßen isoliert haben sollte, war ihr von Anfang an merkwürdig vorgekommen.

In diesem Moment fiel Sandra auf, dass

sie das Hoteltelefon noch nicht kontrolliert hatte.

Wir sind dermaßen an die moderne Technik gewöhnt, dass wir die einfachsten Dinge übersehen!, dachte sie.

Also legte sie wieder auf und wählte die Neun für die Rezeption. Sie ließ sich mit dem Hoteldirektor verbinden und bat ihm um eine Liste aller Anrufe, die David während seines Aufenthalts getätigt hatte. Wieder einmal berief sie sich auf einen erfundenen Dienstbefehl und behauptete, den Tod ihres Mannes polizeilich untersuchen zu müssen. Obwohl der Mann ihr nicht wirklich zu glauben schien, tat er ihr den Gefallen. Es

dauerte nicht lange, und ein eifriger Bote übergab ihr eine Liste, die aus einer einzigen Telefonnummer bestand:

0039 328 39 56 7 XXX

Sie hatte sich nicht getäuscht: David hatte mehrmals auf einem Handy angerufen. Sandra hätte zu gern gewusst, wer sich unter dieser Nummer meldete, aber die letzten drei Ziffern waren verschlüsselt.

Aus Datenschutzgründen war es ganz normal, dass die Telefonanlage nicht die vollständigen Nummern aller ein- und ausgehenden Anrufe speicherte. Die Liste diente schließlich nur als Rechnungsbeleg.

Doch wenn David das Hoteltelefon benutzt hatte, hieß das, dass er von Seiten seines Gesprächspartners nichts zu befürchten hatte. Daher gab es jetzt auch für sie keinen Anlass zur Sorge.

Noch einmal warf Sandra einen Blick auf das mit *Fred* signierte Heiligenbildchen.

Was, wenn es ihr doch nicht der Mörder ihres Mannes geschickt hatte? Was, wenn es von einem geheimnisvollen Verbündeten Davids stammte? Die Vorstellung war verlockend. Wer auch immer das sein mochte – nach dem, was David zugestoßen war, wusste er, in welcher Gefahr er schwebte. Kein

Wunder, dass er Vorsichtsmaßnahmen ergriff. Vielleicht war das Bildchen eine Aufforderung, in die Basilika Santa Maria sopra Minerva zu gehen. Vielleicht würde sie dort etwas vorfinden, das ihr weiterhalf. Vielleicht war es nur deshalb mit *Fred* signiert worden, um ihr mitzuteilen, dass der Absender David kannte. Würde er ihr wirklich etwas antun wollen, würde er sie eher aus dem Hinterhalt angreifen und ihr vorher nicht noch eine Botschaft zukommen lassen.

Sandra wusste, dass das alles nur Vermutungen waren, die neue Fragen aufwarfen. Sie begriff, dass sie an einem Scheideweg stand: Sie konnte den

nächsten Zug nach Mailand nehmen und versuchen, die ganze Sache zu vergessen. Oder sie konnte weitermachen, koste es, was es wolle.

Sie beschloss, weiterzumachen. Aber zuerst musste sie herausfinden, was sie in der Kapelle des heiligen Raimund von Peñafort erwartete.

Die Basilika Santa Maria sopra Minerva lag nur wenige Schritte vom Pantheon entfernt. Sie war 1280 über einem antiken Tempel zu Ehren der Minerva Chalcidica erbaut worden.

Sandras Taxi hielt direkt auf dem Vorplatz. In seiner Mitte stand ein

ägyptischer Obelisk, den Bernini auf den Schultern eines kleinen Elefanten platziert hatte. Einer Legende nach hatte der Architekt der Päpste gewollt, dass das Tier dem Dominikanerkloster sein Hinterteil entgegenreckte. Damit hatte sich Bernini über die Dummheit der Mönche lustig gemacht.

Sandra trug Jeans und ein graues Sweatshirt mit Kapuze. Die konnte sie aufsetzen, wenn es regnete. Das Gewitter der letzten Nacht war nur noch eine ferne Erinnerung. Wärmere Luft hatte die Straßen getrocknet. Der Taxifahrer, der sie hergebracht hatte, hatte geglaubt, sich für das anhaltend schlechte Wetter

entschuldigen zu müssen, und ihr versichert, dass in Rom normalerweise immer die Sonne scheine. Doch schon wieder breiteten sich dunkle Wolken wie Wundbrand am goldroten Himmel aus.

Sandra trat durch das Portal in der romanischen Fassade mit Renaissanceelementen und sah, dass das Kircheninnere bis auf ein paar missglückte barocke Eingriffe überraschend gotisch-mittelalterlich geblieben war. Sie blieb einen Moment stehen, um das blaue, mit Aposteln, Propheten und Kirchengelehrten freskierte Gewölbe zu bewundern.

Die Basilika hatte ihre Pforten gerade

geöffnet. Laut dem Aushang im Eingangsbereich wurde die erste Messe erst um zehn gefeiert. Bis auf eine Nonne, die Blumen auf dem Hauptaltar arrangierte, war Sandra die einzige Besucherin. Aus irgendeinem Grund tröstete sie die Anwesenheit der Gottesfrau.

Mit dem Heiligenbildchen des Raimund von Peñafort in der Hand machte sie sich auf die Suche nach dem Gemälde. Sie lief die um das Hauptschiff angeordneten Seitenkapellen ab. Davon gab es mindestens zwanzig. Sie alle waren in leuchtendem geädertem Jaspisrot gehalten und prunkvoll mit Marmor geschmückt.

Der fiel stellenweise so leicht wie drapierter Stoff und bildete weiche Kurven aus Stein, aber auch Heiligenfiguren mit einer glatten, leuchtenden Haut wie aus Elfenbein.

Die Kapelle, nach der sie suchte, war die letzte ganz hinten rechts und gleichzeitig auch die unscheinbarste.

Der schmucklose Raum befand sich in einer dunklen Ecke und war höchstens fünfzehn Quadratmeter groß. Hier waren die nackten Wände nicht mit kostbarem Marmor vertäfelt worden, sondern rußgeschwärzt. Nur ein paar Grabmäler waren zu sehen.

Sandra griff zu ihrem Handy, um sie

damit zu fotografieren – ganz so, als wäre sie zur Spurensicherung gekommen. *Vom Allgemeinen zum Besonderen.* Sie machte Schnappschüsse, arbeitete sich von unten nach oben vor. Besondere Aufmerksamkeit widmete sie den Kunstwerken in der Kapelle.

Der heilige Raimund von Peñafort trug ein Dominikanergewand und war neben dem heiligen Paulus zu sehen, und zwar auf einem Bild über dem Hauptaltar. Links davon hing ein Ölgemälde, das die heilige Luzia mit der heiligen Agatha zeigte. Aber Sandra war vor allem von den Fresken rechts von der Kapelle beeindruckt.

Christus der Weltenrichter zwischen zwei Engeln.

Darunter drängten sich die Votivkerzen. Kleine Flammen tanzten im leisen Luftzug und tauchten den winzigen Raum in einen rötlichen Schein.

Sandra fotografierte die Kunstwerke und hoffte, dass sie ihr die versprochene Antwort liefern würden – genau wie das Gemälde *Das Märtyrium des heiligen Matthäus* in der Kirche San Luigi dei Francesi. Sie war sich sicher, dass ihr der Blick durch das Kameraobjektiv weiterhelfen würde. Doch es gelang ihr nicht, das Rätsel zu lösen, und das schon zum zweiten Mal an diesem Vormittag.

Bei der mysteriösen, von der Hotelzentrale gespeicherten Handynummer war sie auch nicht weitergekommen, weil die letzten drei Ziffern fehlten. Es war frustrierend, der Wahrheit so nahe zu sein, ohne den Schleier lüften zu können.

Gab es denn wirklich nichts auf Davids Fotos, das auf diesen Ort verwies?

Sie dachte an die beiden Fotos, denen sie noch nichts hatte entlocken können. Das dunkle ließ sie erst einmal außen vor und konzentrierte sich stattdessen auf das andere: David mit nacktem Oberkörper vor dem Hotelzimmerspiegel. Mit einer Hand fotografierte er sich, mit der

anderen grüßte er. Seine Miene war ernst.

Während sie darüber nachdachte, hörte sie auf zu fotografieren, und ihr Blick fiel auf das, was sie in Händen hielt. Weder das Handy noch die Fotos hatten bisher irgendwas ergeben. Fotos und Handy. »Nein!«, rief sie, als hätte sie soeben eine besonders alberne Eingebung gehabt. »Das kann einfach nicht sein.« Die Lösung lag direkt vor ihrer Nase, und sie hatte sie einfach nicht gesehen. Sie suchte in ihrer Handtasche nach dem Ausdruck mit der Telefonnummer, den sie vom Hotel bekommen hatte.

0039 328 39 56 7 XXX

David hatte die Hand nicht zum Gruß erhoben! Er hatte sie nur gehoben, um eine Zahl anzugeben – nämlich die, die bei der Telefonnummer fehlte. Sandra gab die Nummer in ihr Handy ein, wobei sie die drei X, die die letzten Ziffern verschlüsselten, durch »555« ersetzte.

Sie wartete.

Draußen war es erneut bewölkt. Finsternis drang durch die Fenster der Basilika, glitt das Kirchenschiff entlang und füllte jeden Winkel, jede Nische.

Sie hörte, wie es am anderen Ende der Leitung läutete.

Kurz darauf hallte ein Handy in der

Kirche wider.

Das konnte kein Zufall sein! Er war hier. Er beobachtete sie.

Nach dreimaligem Läuten verstummte das Signal, und die Verbindung wurde unterbrochen. Sandra wandte sich zum Hauptaltar, um nachzusehen, ob die Nonne noch da war. Doch sie war verschwunden. Also schaute sie sich suchend um und rechnete damit, dass jeden Moment jemand vor ihr auftauchte.

Nichts geschah. Dass sie in Gefahr war, begriff sie erst, als sie ein Pfeifen über sich wahrnahm und hörte, wie etwas in die Wand einschlug. Jemand hatte auf sie geschossen! Sandra ging in Deckung und

griff nach ihrer Dienstpistole. Alle ihre Sinne waren geschärft, trotzdem schlug ihr Herz wie verrückt. Eine zweite Kugel verfehlte sie nur um wenige Meter. Sie konnte die Position des Schützen nicht genau bestimmen, wusste aber, dass er sie von dort, wo er stand, nicht treffen konnte. Doch weil er für sie unsichtbar war, konnte er seine Position unbemerkt ändern und sie besser ins Visier nehmen.

Sie musste hier weg!

Mit vorgehaltener Waffe wirbelte sie herum – genau so, wie sie es auf der Polizeischule gelernt hatte. Dabei ließ sie ihre Umgebung nicht aus den Augen. Wenige Meter von ihr entfernt gab es

einen Ausgang, die Pfeiler des Kirchenschiffs würden ihr die nötige Deckung geben.

Es war ein Fehler gewesen, dem Heiligenbildchen zu folgen. Wie hatte sie nur so leichtsinnig sein können! Sie wusste doch, dass Davids Mörder noch frei herumlief.

Sie gab sich zehn Sekunden Zeit, um zum Ausgang zu gelangen. Leise begann sie zu zählen und machte einen Satz nach vorn.

Eins – kein Schuss. Zwei – sie hatte bereits einige Meter Vorsprung. Drei – das schwache Licht, das durchs Fenster fiel, erfasste sie kurz. Vier – sie befand sich

wieder im Schutz der Dunkelheit. Fünf – es fehlten nur noch wenige Schritte, vielleicht konnte sie es sogar schneller schaffen. Sechs und sieben – sie spürte, wie sie jemand an der Schulter packte. Jemand, der aus einer der Kapellen gekommen war, zog sie zu sich heran. Acht, neun, zehn – damit hatte sie nicht gerechnet, sie war vollkommen wehrlos. Elf, zwölf, dreizehn – sie zappelte und strampelte, versuchte sich aus der Umklammerung zu befreien. Vierzehn – es gelang ihr, aber nur mühsam. Die Pistole fiel ihr aus der Hand, und bei dem verzweifelten Versuch, sie aufzufangen, rutschte sie aus. Fünfzehn – sie sah, wie

der Marmorboden auf sie zukam, spürte den Schmerz schon, bevor er einsetzte. Sie versuchte, den Sturz mit den Händen abzufangen – leider vergeblich. Sie konnte nur noch den Kopf drehen, damit sie nicht frontal aufprallte. Ihr Wangenknochen schlug auf dem kalten Boden auf und wurde gleich darauf glühend heiß. Ein stechender Schmerz durchzuckte sie wie ein elektrischer Schlag. Sechzehn – ihre Augen waren offen, aber sie spürte, dass sie bereits das Bewusstsein verloren hatte: ein merkwürdiges Gefühl, so als wäre sie gleichzeitig an- und abwesend. Siebzehn – zwei Hände packten ihre Schultern.

Dann hörte sie auf zu zählen, und alles um sie herum wurde schwarz.

9 Uhr

Das Gefängnis Regina Coeli war ursprünglich ein Kloster gewesen. Das Gebäude stammte aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, 1881 wurde es in eine Haftanstalt umgewandelt. Heute erinnerte nur noch sein Name an den einstigen Verwendungszweck: Königin des Himmels.

Das Gefängnis bot Platz für etwa neunhundert Häftlinge, die, abhängig von ihren Vergehen, in verschiedenen Abteilungen einsaßen. In der Abteilung acht befanden sich die sogenannten »Borderliner« – Menschen, die jahrelang

völlig normal gelebt, gearbeitet, Beziehungen gepflegt, manchmal sogar eine Familie gegründet hatten, um dann plötzlich grundlos ein grausames Verbrechen zu begehen. Das weckte Zweifel an ihrer geistigen Gesundheit, doch ansonsten wies nichts auf eine Geisteskrankheit hin, ihre Anormalität zeigte sich erst in ihrem kriminellen Verhalten. Das einzig Krankhafte an ihnen war das Verbrechen. Während sie im Gefängnis darauf warteten, dass man sie für unzurechnungsfähig erklärte, genossen sie eine andere Behandlung als die übrigen Häftlinge.

Seit über einem Jahr war Nicola Costa

alias Figaro nun in der Abteilung acht zu Hause.

Nachdem Marcus die üblichen Kontrollen hinter sich gebracht hatte, passierte er das Eingangstor und lief dann durch einen endlosen Gang, der durch mehrere Gittertore unterbrochen wurde. Er führte immer weiter in die Strafanstalt hinein und gab dem Besucher das Gefühl, tiefer und tiefer in die Hölle hinabzusteigen.

Zu diesem Anlass trug Marcus einen Talar. Er war den weißen, ihn einschnürenden Kragen genauso wenig gewohnt wie das weit schwingende Ordensgewand. Da er nie Priesteruniform

getragen hatte, kam er sich vor wie verkleidet.

Als er vor wenigen Stunden erfahren hatte, dass der Serientäter wohl verwahrt hinter Gittern saß, hatte er zusammen mit Clemente überlegt, wie er ihn treffen konnte. Nicola Costa wartete darauf, dass ein Richter entschied, ob er seine Haftstrafe weiterhin im Gefängnis oder in der Psychiatrie würde absitzen müssen. Bis es so weit war, hatte er sich für den Weg der Reue und Bekehrung entschieden. Jeden Morgen ließ er sich von Wärtern in die Gefängniskirche begleiten. Er ging zur Beichte und wohnte schweigend der Messe bei. Doch an

diesem Tag war der Kaplan aus nicht näher genannten Gründen von der Kurie abberufen worden. Er würde eine Weile brauchen, bis er merkte, dass das ein Irrtum war. Clemente war es gelungen, das alles zu organisieren. Er hatte Marcus auch die Erlaubnis verschafft, den Kaplan vorübergehend zu vertreten. Damit hatte er ungehinderten Zugang zum Regina Coeli.

Das war natürlich nicht ganz ohne Risiko, was seine Anonymität anging, aber vielleicht erzählte die Zeichnung von Jeremiah Smiths Dachboden ja eine ganz andere Geschichte: Möglicherweise war der Fall Figaro gar nicht wirklich

abgeschlossen. Marcus' Aufgabe bestand nun darin, genau das herauszufinden.

Nachdem er das lange steinerne Labyrinth hinter sich gelassen hatte, gelangte er in einen achteckigen Saal, der sich nach oben öffnete, sodass man alle drei Stockwerke und ihre jeweiligen Zellen sehen konnte. Die Gänge davor waren durch Metallgitter gesichert, damit sich keiner der Häftlinge hinunterstürzen und Selbstmord begehen konnte.

Ein Wärter begleitete Marcus zu der kleinen Kirche und ließ ihn dann allein, damit er sich auf die Messe vorbereiten konnte. Eine seiner priesterlichen Pflichten bestand in der Eucharistiefeier:

Als Priester ist man angehalten, täglich die Messe zu lesen. Aufgrund seines Aufgabenbereichs war Marcus jedoch davon entbunden worden. Nach der Sache in Prag hatte er unter Clementes Anleitung einige Messen gefeiert, um sich wieder mit der Zeremonie vertraut zu machen. Deshalb war er gewappnet.

Allerdings hatte er nicht viel Zeit gehabt, sich intensiver mit dem Mann zu beschäftigen, den er gleich treffen würde, und schon gar nicht mit dessen psychischer Verfassung. Doch die Bezeichnung »Borderline« beschrieb eindrucksvoll, wie hauchdünn die Grenze zum Bösen sein konnte. Manchmal war

sie elastisch, erlaubte kurze Ausflüge in das Reich der Finsternis, wobei man stets die Möglichkeit hatte, wieder zurückzukehren. In anderen Fällen wurde sie porös, und es entstand ein gefährlicher Tunnel, den bestimmte Menschen nach Belieben passierten. Unter Umständen wirkten sie völlig normal, doch es genügte ein Schritt auf die andere Seite, und sie verwandelten sich in ein ebenso unverdächtiges wie mörderisches Etwas.

Den Psychiatern zufolge gehörte Nicola Costa zu dieser noch wenig erforschten Kategorie.

Marcus bereitete den Altar vor, wobei er den leeren Kirchenbänken den Rücken

zukehrte. Am Klirren der Handschellen hörte er, dass der Häftling kam. Costa wurde von Wärtern in die Kirche begleitet und bewegte sich seltsam unbeholfen fort. Er trug Jeans und ein weißes, bis oben hin zugeknöpftes Hemd. Er war glatt rasiert und bis auf wenige Haarsträhnen, die vereinzelt aus seinem Schädel sprossen, kahl, was ihm ein bizarres Aussehen verlieh. Doch das Auffälligste an ihm war eine Lippen-Kiefer-Gaumenspalte, die seinen Mund zu einem schiefen Dauerlächeln verzerrte.

Der Häftling schleppte sich zu einer der Bänke. Die Beamten halfen ihm, sich zu setzen, indem sie ihn stützten. Dann

bezogen sie draußen vor der Tür Stellung. Dort würden sie ihren Wachdienst versehen, ohne zu stören.

Marcus wartete noch einen Moment, dann drehte er sich um. Dem Mann stand die Überraschung ins Gesicht geschrieben.

»Wo ist der Kaplan?«, fragte er verwirrt.

»Er fühlt sich nicht wohl.«

Costa nickte und schwieg. Er hielt einen Rosenkranz in den Händen und betete eine unverständliche Litanei herunter. In regelmäßigen Abständen zog er ein Taschentuch aus seiner Hemdtasche, um sich den Speichel abzuwischen, der von seiner gespaltenen

Lippe tropfte.

»Möchtest du vor der Messe beichten?«

»Mit dem anderen Priester habe ich eine Art spirituellen Weg beschritten. Ich habe ihm von meinen Ängsten und Zweifeln erzählt, und er hat mit Bibelzitaten darauf geantwortet. Vielleicht sollte ich lieber damit warten, bis er wieder da ist.«

Er ist lammfromm!, dachte Marcus. Oder aber er spielt seine Rolle ausgezeichnet.

»Entschuldige, aber ich dachte, es würde dir gefallen«, sagte er und kehrte ihm erneut den Rücken zu.

»Was?«, fragte Costa verwirrt.

»Deine Sünden zu beichten.«

Der Satz machte ihn misstrauisch. »Was soll das? Ich verstehe nicht.«

»Nichts, beruhige dich!«

Costa ließ sich beschwichtigen und betete weiter. Marcus hängte sich die Stola um, um mit der Zeremonie zu beginnen.

»Ich kann mir vorstellen, dass einer wie du kein Mitleid mit seinen Opfern hat. Bei dieser Missbildung wäre das in der Tat grotesk.«

Diese Worte trafen Costa wie ein Schlag ins Gesicht, aber er wusste sich zu wehren. »Ich dachte eigentlich, Priester sind mitfühlend.«

Marcus näherte sich dem Mann bis auf wenige Zentimeter. »Ich weiß ganz genau, was los ist!«, flüsterte er.

Costas Gesicht verwandelte sich in eine wächserne Maske. Sein falsches Lächeln passte so gar nicht zu seinem eiskalten Blick. »Ich habe meine Taten gebeichtet und bin bereit, dafür zu büßen. Dafür erwarte ich keine Dankbarkeit, denn ich weiß, dass ich etwas Böses getan habe. Aber ein bisschen Respekt habe auch ich verdient.«

»Du hast die Überfalle und den Mord an Giorgia Noni in allen Einzelheiten gestanden«, bemerkte Marcus bewusst zynisch und ließ erkennen, dass er dem

keinen großen Glauben schenkte. »Aber keines der Überfallopfer konnte dich auch nur annähernd beschreiben.«

»Ich habe eine Sturmhaube getragen«, sagte Costa, der sich gezwungen sah, seine Schuld zu bekräftigen. »Außerdem hat mich Giorgias Bruder identifiziert.«

»Er hat nur deine Stimme wiedererkannt«, widersprach ihm Marcus prompt.

»Er hat ausgesagt, dass der Täter einen Sprachfehler hatte.«

»Der Junge stand unter Schock.«

»Nein, das stimmt nicht, das liegt an meiner …« Costa beendete den Satz nicht.

Doch Marcus war gnadenlos: »An

deiner was? An deiner Hasenscharte?«

»Ja«, sagte der Mann widerwillig. Es gefiel ihm ganz und gar nicht, dass sich jemand so abfällig über seine Behinderung äußerte.

»Es ist doch immer das Gleiche, stimmt's Nicola? Seit du klein warst, hat sich nicht das Geringste geändert. Wie haben dich deine Schulfreunde genannt? Sie hatten einen Spitznamen für dich, nicht wahr?«

Costa rutschte auf der Bank hin und her und stieß so etwas wie ein Lachen aus. »Hasengesicht!«, erwiderte er amüsiert. »Aber das war nicht weiter schlimm und auch nicht gerade originell.«

»Da hast du recht. ›Figaro‹ wäre besser gewesen«, provozierte ihn Marcus.

Der Gefangene war gereizt und wischte sich erneut mit dem Taschentuch über den Mund. »Was willst du von mir?«

»Ich werde dir für deine angeblichen Verbrechen nicht die Absolution erteilen, Costa.«

»Ich möchte jetzt gehen.« Der Mann drehte sich um, um die Wärter zu rufen.

Aber Marcus näherte sich ihm erneut, legte ihm eine Hand auf die Schulter und sah ihm direkt in die Augen: »Wenn man ständig als Monster wahrgenommen wird, gewöhnt man sich irgendwann daran. Und merkt, dass es eine Art

Auszeichnung ist: Man ist kein Niemand mehr. Dein Gesicht ist in allen Zeitungen. Wenn du im Gerichtssaal Platz nimmst, starren dich alle an. Niemandem zu gefallen, ist eine Sache, anderen Angst einzujagen eine ganz andere. Du warst die Gleichgültigkeit und Verachtung deiner Mitmenschen gewöhnt, doch jetzt sind sie gezwungen, dich anzusehen. Sie wenden sich nicht mehr ab, weil sie ihrem schlimmsten Albtraum ins Gesicht sehen wollen: Und der bist nicht du, sondern die Angst, genauso zu sein wie du. Doch je länger sie dich anstarren, desto mehr können sie sich von dir abgrenzen. Du bist eine Art Alibi für sie, mit deiner Hilfe

können sie sich als etwas Besseres fühlen. Denn genau dafür sind Monster letztlich da.«

Marcus holte die Zeichnung vom Dachboden unter seinem Talar hervor. Er lehnte sie an die Kirchenbank, damit Nicola Costa sie anschauen konnte: die lächelnden Kinder inmitten einer aufblühenden Natur. Das Mädchen mit dem blutbefleckten Kleid und der Junge mit der Schere in der Hand.

»Wer hat das gezeichnet?«, fragte der Häftling.

»Der echte Figaro.«

»Ich bin der einzige, der echte Figaro.«

»Nein, du bist nur ein Trittbrettfahrer.

Du hast die Tat bloß gestanden, um deinem langweiligen Leben einen Sinn zu geben. Du warst gut, hast dir jedes Detail perfekt eingeprägt. Auch das mit deiner Bekehrung war eine gute Idee, das macht dich noch glaubwürdiger. Mal ganz abgesehen davon, dass die Polizei den Fall auch gern abschließen will, bevor er ihr zu heiß wird: drei überfallene Frauen, ein Mord und kein Schuldiger!«

»Und wie erklärst du dir dann, dass es seit meiner Verhaftung keine weiteren Opfer gegeben hat?«, fragte Costa triumphierend.

Doch auch auf diesen Einwand war Marcus vorbereitet. »Seit dem Mord ist

gerade mal ein Jahr vergangen. Es ist also nur eine Frage der Zeit, bis er wieder zuschlagen wird. Im Moment passt es ihm ausgezeichnet, dass du hier einsitzt. Ich kann mir sogar vorstellen, dass er überlegt, aufzuhören, aber er wird sich nicht mehr lange beherrschen können.«

Nicola Costa zog die Nase hoch, während sein Blick nervös durch die Kirche huschte. »Ich weiß nicht, wer du bist, Priester. Und ich weiß auch nicht, warum du ausgerechnet jetzt auftauchst. Aber niemand wird dir glauben.«

»Gib's zu: Du hast doch gar nicht den Mut, ein echtes Monster zu sein! Du ruhst dich nur auf fremden Lorbeeren aus.«

Costa stand kurz davor, die Beherrschung zu verlieren. »Wer sagt das? Warum kann ich nicht der Junge auf dieser Zeichnung sein?«

Marcus trat ganz nah an ihn heran: »Sieh dir sein Lächeln an, dann weißt du Bescheid.«

Nicola Costa betrachtete die Zeichnung aus dem Schulheft und sah, dass das Gesicht des Jungen nicht im Geringsten entstellt war. »Das beweist gar nichts!«, flüsterte er matt.

»Ich weiß«, erwiderte Marcus. »Aber für mich ist es Beweis genug.«

10 Uhr 04

Ein stechender Schmerz im rechten Wangenknochen ließ Sandra wieder zu sich kommen. Langsam öffnete sie die Augen. Sie war dermaßen verängstigt, dass sie kaum etwas erkennen konnte. Sie lag auf einem Bett, auf einer weichen roten Steppdecke. Um sie herum standen ganz normale IKEA-Möbel, und sie sah ein Fenster mit dunklen Rollos. Es musste noch Tag sein, denn es drang etwas Licht hindurch.

Zu ihrem Erstaunen war sie nicht gefesselt. Sie trug nach wie vor ihre Jeans und ihr Sweatshirt, aber jemand hatte ihr

die Turnschuhe ausgezogen.

Sie blickte auf die Tür, sie war nur angelehnt. Eine nette Geste, die sie ein wenig beruhigte.

Als Erstes tastete sie nach ihrer Pistole, doch das Halfter war leer.

Sie versuchte, sich aufzusetzen, merkte aber, dass ihr schwindelig wurde. Also ließ sie sich zurücksinken und starrte an die Decke, bis sich vor ihren Augen nicht mehr alles drehte.

Ich muss hier weg!

Sie streckte die Beine aus dem Bett, berührte erst mit einem und dann mit beiden Füßen den Boden. Anschließend versuchte sie erneut, sich aufzurichten.

Sie musste die Augen offen halten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Schließlich gelang es ihr, sich zu erheben. Sie stützte sich mit beiden Händen an der Wand ab und hielt sich anschließend an einer Kommode fest. Sie stand, aber nicht sehr lange. Sie spürte, wie ihre Knie nachgaben. Vergeblich versuchte sie, dagegen anzukämpfen. Sie schloss die Augen und wäre fast gestürzt, als jemand sie von hinten packte und wieder aufs Bett legte.

»Noch nicht!«, sagte der Mann.

Sandra klammerte sich an seine starken Arme. Derjenige, dem sie gehörten, roch angenehm. Sie fand sich

auf dem Bauch wieder, den Kopf ins Kissen vergraben. »Lass mich los!«, murmelte sie.

»Du bist noch nicht so weit. Wann hast du das letzte Mal etwas gegessen?«

Sandra drehte sich um. Ihre Augen waren nur noch zwei schmale Schlitze, trotzdem konnte sie einen Blick auf den Mann im Halbdunkel erhaschen: kinnlanges, aschblondes Haar, feine und doch maskuline Züge. Sie war sich sicher, dass er grüne Augen hatte, da sie glühten wie die einer Katze. Sie wollte schon fragen, ob er ein Engel sei, wäre da nicht diese unangenehme Jungenstimme mit dem deutschen Akzent gewesen.

»Schalber!«, sagte sie enttäuscht, während er sie seelenruhig angrinste.

»Tut mir leid, aber ich habe es nicht geschafft, dich aufzufangen, bevor du gestürzt bist.«

»Du warst das also in der Kirche!«

»Ich habe versucht, dir das begreiflich zu machen, aber du hast wie wild um dich geschlagen.«

»Ich habe um mich geschlagen?« Vor lauter Empörung vergaß sie ihre Gehirnerschütterung.

»Wenn ich nicht eingeschritten wäre, hätte dich der Schütze erwischt: Du wärst ihm fast vor die Mündung gelaufen und hättest ein ideales Ziel abgegeben.«

»Und wer war das?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Zum Glück bin ich dir gefolgt.«

Jetzt war sie wirklich sauer. »Du bist was? Seit wann denn?«

»Ich bin gestern Abend angekommen. Heute Morgen bin ich sofort zu dem Hotel gegangen, in dem David gewohnt hat, weil ich mir gedacht habe, dass ich dich dort finde. Ich habe gesehen, wie du herauskamst und ein Taxi genommen hast.«

»Und unsere Verabredung in dem Mailänder Café …«

»… war nur ein Bluff: Ich wusste, dass du in Rom bist.«

»Deshalb die ständigen Telefonate, die Aufforderung, Davids Seesäcke zu überprüfen … Und ich bin dir auf den Leim gegangen.«

Schalber setzte sich zu ihr aufs Bett und seufzte. »Ich hatte keine andere Wahl.«

Sandra war nun klar, dass sie von dem Interpolbeamten benutzt worden war. »Was steckt dahinter?«

»Bevor ich dir das erkläre, muss ich dir ein paar Fragen stellen.«

»Nein, du sagst mir zuerst, was hier läuft!«

»Ich verspreche dir, dass ich dir alles erzählen werde. Aber erst muss ich

wissen, ob wir noch in Gefahr sind.«

Sandra sah sich um und entdeckte etwas, das wie ein BH aussah – ihrer war es jedoch nicht. Er lag über der Armlehne eines Sessels. »Moment mal, wo bin ich hier? Was ist das für eine Wohnung?«

Schalber fing ihren Blick auf und räumte das Wäschestück weg. »Entschuldige die Unordnung! Die Wohnung gehört Interpol, wir benutzen sie als Gästehaus. Hier herrscht ein ständiges Kommen und Gehen. Aber keine Sorge, wir sind in Sicherheit.«

»Wie sind wir hergekommen?«

»Ich musste ein paar Schüsse abgeben, doch ich bezweifle, dass ich den

Scharfschützen erwischt habe. Trotzdem sind wir heil aus der Basilika herausgekommen. Es war ganz schön anstrengend, dich zu tragen! Zum Glück hat es geregnet, sodass ich dich unbemerkt ins Auto setzen konnte. Ich hätte das nur ungern einem zufällig vorbeikommenden Polizisten oder V-Mann erklärt.«

»Ach, und das war deine einzige Sorge?« Sandra dachte nach. »Moment mal, warum sollten wir immer noch in Gefahr sein?«

»Weil derjenige, der dich töten wollte, es bestimmt wieder versuchen wird.«

»Jemand hat mir ein Heiligenbildchen

mit einer Botschaft unter der Zimmertür in meinem Hotel durchgeschoben. Was ist so interessant an der Kapelle des heiligen Raimund von Peñafort?«

»Gar nichts, das war bloß eine Falle.«

»Und woher willst du das wissen?«

»Weil dich David sonst auch darauf hingewiesen hätte.«

Diese Bemerkung machte jeden Widerstand zunichte. Sandra war überrascht. »Du weißt also von Davids Recherchen?«

»Ich weiß so einiges, aber eins nach dem anderen.«

Schalber stand auf und begab sich ins Nebenzimmer, wo er sich, wie Sandra

hörte, am Herd zu schaffen machte. Kurz darauf kehrte er mit einem Tablett mit Rührei, Marmelade, Toast und einer dampfenden Espressokanne zurück.

»Du musst dringend etwas essen, sonst kommst du nicht wieder zu Kräften.«

Tatsächlich war es mehr als vierundzwanzig Stunden her, dass sie etwas gegessen hatte. Beim Anblick des Frühstücks merkte sie, wie groß ihr Hunger war. Schalber schob ihr mehrere Kissen in den Rücken und stellte ihr anschließend das Tablett auf den Schoß. Während sie aß, setzt er sich neben sie aufs Bett, streckte die Beine aus und verschränkte die Arme. Bis vor Kurzem

hatten sie noch äußerst förmlich miteinander kommuniziert, und jetzt wirkten sie wie zwei Vertraute. Die Penetranz dieses Mannes irritierte sie, aber sie sagte lieber nichts.

»Du hast dich heute Vormittag in große Gefahr begeben. Deine Rettung war, dass mein Handy geklingelt und den Scharfschützen abgelenkt hat.«

»Du warst das also, der …«, sagte sie mit vollem Mund.

»Wie bist du an meine Nummer gekommen? Ich habe dich immer von einer anderen Nummer aus angerufen.«

»Indem ich herausgefunden habe, dass David dich vom Hotel aus angerufen

hat.«

»Dein Mann war ein furchtbarer Sturkopf«, bemerkte Schalber.

Sandra ärgerte sich, dass er so über David sprach.

»Du weißt gar nichts über ihn!«

»Er war eine Nervensäge«, beharrte Schalber. »Hätte er auf mich gehört, wäre er noch am Leben.«

Gereizt schob Sandra das Tablett beiseite und wollte aufstehen.

»Wohin willst du?«

»Ich ertrage es einfach nicht, wenn jemand so über ihn redet.« Immer noch schwankend, lief sie um das Bett herum, um ihre Turnschuhe zu holen.

»Gut, geh ruhig, wenn du willst!«, sagte er und zeigte auf die Tür. »Aber gib mir die Hinweise, die dir David hinterlassen hat.«

Sandra sah ihn erstaunt an. »Den Teufel werd ich tun!«

»David wurde ermordet, weil er jemanden aufgestöbert hat.«

»Ich fürchte, ich bin ihm begegnet.«

Schalber stand auf und zwang sie, ihn anzusehen.

»Was soll das heißen, du bist ihm begegnet?«

Sandra band sich die Schnürsenkel zu, hielt jedoch kurz inne.

»Gestern Abend.«

»Und wo?«

»Was stellst du nur für Fragen! Einem Priester begegnet man am ehesten in einer Kirche.«

»Dieser Mann ist kein normaler Priester.« Schalbers Bemerkung ließ sie hellhörig werden. »Sondern ein *Pönitenziar*.«

Schalber ging zum Fenster, riss die Läden auf und betrachtete die schwarzen Wolken, die sich erneut über Rom zusammenzogen. »Welches ist das größte Kriminalarchiv der Welt?«, fragte er.

Sandra war sprachlos. »Keine Ahnung … Das von Interpol, nehme ich an.«

»Falsch!«, erwiderte Schalber und drehte sich mit einem zufriedenen Lächeln um.

»Das vom FBI?«

»Auch das nicht. Es befindet sich in Italien, genauer gesagt im Vatikan.«

Sandra verstand immer noch nicht, hatte jedoch das Gefühl, auf der Leitung zu stehen. »Wozu braucht die katholische Kirche ein Kriminalarchiv?«

Schalber bat sie erneut, sich zu setzen, während er nach den richtigen Worten suchte. »Der Katholizismus ist die einzige Religion, die das Sakrament der Beichte kennt: Die Menschen gestehen ihre Sünden einem Diener des Herrn, und im

Gegenzug wird ihnen verziehen. Doch manchmal ist ihre Schuld so groß, dass ihnen ein einfacher Priester keine Absolution erteilen kann. Das gilt für sogenannte Todsünden, also für Sünden, die eine schwerwiegende Materie zum Gegenstand haben, mit vollem Bewusstsein und mit bedachter Zustimmung begangen wurden.«

»So etwas wie Mord zum Beispiel.«

»Ganz genau. In diesen Fällen notiert der Priester den genauen Wortlaut der Beichte und leitet sie an eine übergeordnete Stelle weiter: an ein Kollegium aus hohen Prälaten, das in Rom zusammentritt, um über solche Fälle

zu urteilen.«

Sandra staunte. »Ein Gerichtsorgan für die Sünden der Menschen!«

»Das Seelentribunal.«

Eine Bezeichnung, die dem Ernst dieser Aufgabe angemessen ist, dachte Sandra. Welche Geheimnisse wohl schon bis zu dieser Institution vorgedrungen waren? Nun verstand sie, was David so daran interessiert, ihn zu seinen Recherchen veranlasst hatte.

Doch Schalber war noch nicht fertig: »Es wurde im zwölften Jahrhundert unter dem Namen *Paenitentiaria Apostolica* eingesetzt, wenn auch zu einem eher nebensächlichen Zweck. Damals stellte

man fest, dass außergewöhnlich viele Pilger in die Ewige Stadt kamen – um die Basiliken zu besuchen, aber auch, um sich ihre Sünden vergeben zu lassen.«

»Was dann zum berühmten Ablasshandel geführt hat.«

»Richtig. Es gab Strafen, die ausschließlich dem Papst vorbehalten waren, wie die Dispens, aber auch Begnadigungen, die nur das Kirchenoberhaupt gewähren konnte. Aufgaben, die der Papst allein kaum noch bewältigen konnte. Deshalb delegierte er sie an einige Kardinäle, die dann das Dikasterium der Pönitenziarie ins Leben riefen.«

»Ich verstehe nicht, was das heute noch für eine Rolle spielt.«

»Anfangs wurde der Beichttext nach Ergehen eines Urteils verbrannt. Aber nach einigen Jahren beschlossen die Pönitenziare, sie zu archivieren … bis heute.«

So langsam dämmerte Sandra die Tragweite des Ganzen.

»Seit fast tausend Jahren werden in diesem Geheimarchiv die schlimmsten Sünden der Menschheit gesammelt«, fuhr Schalber fort. »Darunter Verbrechen, von denen noch nie jemand gehört hat. Eine Beichte ist schließlich kein erzwungener, sondern ein freiwilliger Akt des Reuigen

und somit aufrichtig. Deshalb ist die Apostolische Pönitenziarie auch nicht wie eine simple Polizeidatenbank, in der irgendwelche Statistiken erfasst werden.«

»Aber was ist sie dann?«

Schalbers grüne Augen begannen zu leuchten. »Es ist das größte, aktuellste Archiv des Bösen überhaupt.«

Sandra blieb skeptisch. »Hat das irgendetwas mit dem Teufel zu tun? Was sind das für Priester? Irgendwelche Exorzisten?«

»Nein, nein!«, widersprach er sofort. »Die Pönitenziare interessieren sich nicht für den Teufel. Sie verfolgen einen wissenschaftlichen Ansatz und sind im

Grunde *Profiler*. Dank des Archivs konnten sie ihre Kenntnisse immer mehr verfeinern. Im Lauf der Zeit haben sie nicht nur Beichten, sondern auch sämtliche Verbrechen statistisch erfasst. Sie beschäftigen sich damit und analysieren sie wie moderne Kriminologen.«

»Willst du damit sagen, dass sie auch Fälle aufklären?«

»Das kann durchaus vorkommen.«

»Aber die Polizei weiß nichts davon …«

»Die Pönitenziare sind äußerst geschickt darin, ihr Geheimnis zu wahren. Im Grunde gelingt ihnen das schon seit Jahrhunderten.«

Sandra ging zum Frühstückstablett und schenkte sich eine große Tasse Kaffee ein. »Wie gehen sie vor?«

»Sobald sie vor der Aufklärung eines Falles stehen, leiten sie die Informationen anonym an die Behörden weiter. Manchmal schreiten sie auch selbst ein.«

Schalber ging zu einer Reisetasche in einer Zimmerecke und wühlte darin. Unterdessen fielen Sandra die Adressen in Davids Kalender wieder ein, die er dem Polizeifunk entnommen hatte: Ihr Mann hatte gehofft, dem Priester an diesen Tatorten zu begegnen.

»Da ist er!«, verkündete der Interpolbeamte und hielt eine Akte in

Händen. »Der Fall des kleinen Matteo Ginestra aus Turin. Das Kind war plötzlich verschwunden, und die Mutter dachte, der Vater hätte es entführt. Die Eltern lebten getrennt, und der Ehemann war mit der gerichtlich verfügten Sorgerechtsentscheidung nicht einverstanden. Anfangs war der Mann unauffindbar, danach stritt er ab, den Sohn versteckt zu halten, um ihn seiner Mutter zu entziehen.«

»Und wer war es dann?«

»Noch während die Polizei dieser Sache nachging, tauchte das Kind wohlbehalten wieder auf. Wie sich später herausstellte, war es von einer Gruppe

älterer Jungen entführt worden, die ausnahmslos aus gutem Hause stammten. Sie hielten das Kind in einem verlassenen Gebäude gefangen und hatten vor, es umzubringen – nur so zum Spaß oder aus Neugier. Das Kind erzählte, jemand sei in das Haus eingedrungen und habe es gerettet.«

»Theoretisch kann das jeder gewesen sein – warum ausgerechnet ein Priester?«

»Wenige Meter vom Fundort entfernt fand man Notizen, in denen genau stand, was passiert war. Einer der jugendlichen Täter hatte Gewissensbisse bekommen und dem Priester seiner Gemeinde alles gebeichtet. Die Notizen enthielten den

exakten Wortlaut der Beichte – jemand musste sie verloren haben.«

Schalber gab ihr die Akte. »Schau mal, was da am Rand steht!«

»Ein Code: *c.g. 764-9-44*«, las Sandra laut vor. »Was hat das zu bedeuten?«

»Das ist ein Aktenzeichen, das die Pönitenziare vergeben. Die Ziffern haben keine besondere Bedeutung, aber die Abkürzung steht für *culpa gravis*.«

»Ich verstehe das nicht: Warum hat David in dieser Sache recherchiert?«

»Reuters hatte ihn in dem Fall nach Turin geschickt. David war es, der die Notizen beim Fotografieren gefunden hat. Und damit nahm alles seinen Lauf.«

»Und was hat Interpol damit zu tun?«

»Auch wenn du es vielleicht für eine gute Sache hältst: Was die Pönitenziare da tun, ist illegal. Ihre Aktivitäten kennen weder Grenzen noch Regeln.«

Sandra schenkte sich eine zweite Tasse Kaffee ein und nippte daran, ließ aber Schalber nicht aus den Augen. Anscheinend wartete er darauf, dass sie noch etwas sagte. »David hat euch eingeweiht, stimmt's?«

»Wir haben uns vor Jahren in Wien kennengelernt: Er war für eine Reportage unterwegs, und ich gab ihm ein paar Tipps. Als er anfing, sich über die Pönitenziare zu informieren, stellte er fest,

dass sie über die italienischen Landesgrenzen hinaus aktiv sind, der Fall also auch für Interpol interessant sein könnte. Er hat mich ein paarmal von Rom aus angerufen und mir seine bisherigen Erkenntnisse mitgeteilt. Und dann war er plötzlich tot. Wenn er allerdings dafür gesorgt hat, dass du an meine Telefonnummer kommst, heißt das, dass wir uns treffen sollten. Ich kann zu Ende bringen, was er angefangen hat. Also, wo sind die Hinweise?«

Sandra war sich sicher, dass Schalber sie durchsucht hatte, als sie noch bewusstlos gewesen war. Schließlich hatte er ihr auch die Pistole abgenommen. Er

wusste also, dass sie die Hinweise nicht bei sich hatte. Und sie wollte sie ihm nicht einfach so überlassen. »Wir müssen seine Arbeit gemeinsam fortsetzen.«

»Das geht nicht, vergiss es! Du wirst den nächsten Zug nach Mailand nehmen. Jemand will dich tot sehen, du bist hier nicht sicher.«

»Ich bin Polizistin: Ich kann auf mich aufpassen und weiß, wie man bei einer Ermittlung vorgeht.«

Schalber begann, nervös auf und ab zu laufen. »Ich arbeite lieber allein.«

»Nun, diesmal wirst du von deinen Prinzipien abweichen müssen.«

»Sturkopf!« Er baute sich vor ihr auf

und hob mahnend den Zeigefinger. »Aber nur unter einer Bedingung.«

Sandra verdrehte die Augen. »Ja, ja, ich hab schon verstanden: Du bist der Chef, und wir machen nur, was du sagst.«

Schalber staunte. »Woher wusstest du, was …«

»Ich weiß, was Testosteron mit dem männlichen Ego anstellt. Also gut, wo fangen wir an?«

Schalber ging zu einer Schublade, nahm die Pistole heraus, die er ihr abgenommen hatte, und gab sie ihr zurück. »Die Pönitenziare überprüfen Tatorte. Nachdem ich gestern Abend in Rom angekommen bin, war ich in einer

Villa, die gerade von der Polizei untersucht wird. Ich habe dort ein paar Abhörwanzen versteckt, weil ich die Hoffnung hatte, dass sich die Pönitenziare blicken lassen, sobald die Spurensicherung das Feld geräumt hat. Kurz vor Tagesanbruch habe ich ein Gespräch mitgehört. Es waren zwei, keine Ahnung, wer sie waren. Sie haben sich über einen Serientäter namens ›Figaro‹ unterhalten.«

»Na gut, ich zeige dir Davids Hinweise. Und dann versuchen wir, etwas über diesen Figaro herauszufinden.«

»Das klingt nach einer hervorragenden Idee.«

Sandra musterte Schalber. Mittlerweile

hatte sie ihre Abwehrhaltung aufgegeben. »Irgendwer hat meinen Mann ermordet. Heute Morgen hat jemand versucht, auch mich umzubringen. Ich weiß nicht, ob es derselbe Täter war und ob das etwas mit diesen Pönitenziaren zu tun hat. Vielleicht hat David auch noch in anderen Dingen recherchiert.«

»Wenn wir sie aufspüren, werden sie es uns schon verraten.«

12 Uhr 32

Pietro Zinis einzige Gesellschaft waren Katzen. Er besaß sechs Stück. Sie lagen im Schatten eines Orangenbaums oder strichen zwischen den Blumentöpfen und Beeten seines kleinen Gemüsegartens mitten in Trastevere umher. Das Viertel wirkte wie ein Dorf, das sich plötzlich von einer riesigen Stadt umzingelt sieht.

Aus der weit offen stehenden Terrassentür kam Schallplattenmusik. Antonin Dvořáks *Serenade für Streicher* brachte die Gardinen zum Tanzen. Aber das konnte Zini nicht wissen. Er lag in einem Liegestuhl und genoss die Musik

sowie den Sonnenstrahl, der extra für ihn zwischen den Wolken hervorgekommen zu sein schien. Zini war ein stämmiger Mittsechziger. Die großen Hände, mit denen er normalerweise die Welt erkundete, ruhten in seinem Schoß. Der weiße Stock lag zu seinen Füßen, und die schwarze Sonnenbrille spiegelte eine inzwischen überflüssig gewordene Umwelt wider. Seit er erblindet war, hatte er auf jede zwischenmenschliche Beziehung verzichtet. Er verbrachte die Zeit zwischen Gemüsegarten und Haus und versank ganz in seiner Musik. Er hatte mehr Angst vor der Stille als vor der Dunkelheit.

Eine der Katzen sprang auf den Liegestuhl und rollte sich in Zinis Schoß zusammen. Zini strich über ihr dichtes Fell, wobei das Tier bei jeder Liebkosung schnurrte.

»Ist diese Musik nicht herrlich, Sokrates? Du bist genau wie ich: Du magst sehnsüchtige Klänge. Aber deinem Bruder gefällt dieser angeberische Mozart besser.«

Der Kater war graubraun und hatte einen weißen Fleck an der Schnauze. Irgendetwas erregte seine Aufmerksamkeit, da er sich aufrichtete und den Liebkosungen seines Herrchens entzog. Er ging auf eine dicke Fliege los,

verlor jedoch bald das Interesse an dem Insekt und rollte sich erneut auf Zini zusammen. Der fuhr damit fort, ihn zu streicheln.

»Los, raus mit der Sprache!«

Zini machte einen gelassenen Eindruck. Er streckte die Hand nach einem Glas Limonade auf dem Gartentisch aus und nahm einen Schluck.

»Ich weiß, dass du hier bist. Ich habe dein Kommen auf Anhieb bemerkt und mich schon gefragt, wann du endlich den Mund aufmachst. Und, bist du jetzt so weit?«

Eine der Katzen strich um die Beine des Eindringlings. Tatsächlich war

Marcus schon seit zwanzig Minuten dort. Er war durch einen Nebeneingang hereingekommen, hatte Zini die ganze Zeit beobachtet und sich gefragt, wie er ihn ansprechen sollte. Er war gut darin, Menschen zu durchschauen, tat sich aber schwer, mit ihnen zu kommunizieren. Der pensionierte Polizist hatte sein Augenlicht verloren, so gesehen sollte es ihm eigentlich leichter fallen, das Wort an ihn zu richten. Außerdem hatte das den Vorteil, dass Zini sein Gesicht nicht sehen konnte. Doch der sah besser als jeder andere.

»Lass dich nicht täuschen: Nicht ich bin erblindet, es ist meine Umgebung, die

erloschen ist.«

Der Mann strahlte Zuverlässigkeit und Vertrauenswürdigkeit aus. »Ich bin wegen Nicola Costa gekommen.«

Zini nickte. Kurz verdüsterte sich seine Miene, doch dann lächelte er. »Du bist einer von ihnen, stimmt's? Du brauchst gar nicht erst nach einer Ausrede zu suchen: Ich weiß, dass du mir das nicht verraten darfst.«

Marcus konnte nicht glauben, dass der alte Polizist Bescheid wusste.

»Unter uns Bullen kursieren so einige Gerüchte. Manche halten es für eine Legende, doch ich glaube daran. Vor vielen Jahren bekam ich einen Fall

übertragen: Eine Mutter war überfallen und ermordet worden, und das außergewöhnlich brutal. Eines Tages bekam ich einen Anruf. Der Mann am anderen Ende der Leitung erklärte mir, dass es falsch sei, nach einem Einbrecher zu fahnden. Anschließend verriet er mir, wo ich den wahren Täter finden könne. Das war nicht nur irgendein anonymer Anrufer, der Mann war glaubwürdig. Ein verschmähter Liebhaber hatte die Frau ermordet. Wir haben ihn dann verhaftet.«

»Figaro ist nach wie vor auf freiem Fuß«, warf ihm Marcus vor.

Doch der Mann ging nicht darauf ein. »Wusstest du, dass das Opfer in

vierundneunzig Prozent der Fälle seinen Mörder kennt? Es ist wahrscheinlicher, von einem engen Verwandten oder langjährigen Freund ermordet zu werden als von einem Wildfremden.«

»Warum reagierst du nicht auf meinen Vorwurf, Zini? Würdest du nicht gern mit deiner Vergangenheit abschließen?«

Das Stück von Dvořák war zu Ende, die Nadel des Plattenspielers stolperte immer weder über dieselbe Rille. Zini beugte sich vor und zwang Sokrates, von seinem Schoß zu springen. Der Polizist verschränkte die Hände. »Die Ärzte haben mir schon lange im Voraus gesagt, dass ich erblinden würde. Ich hatte also Zeit

genug, mich an die Vorstellung zu gewöhnen. Ich habe mir geschworen, in Rente zu gehen, sobald mich die Krankheit in meiner Arbeit behindert. Und bis es so weit war, habe ich mich vorbereitet: Ich habe Braille gelernt. Manchmal bin ich mit geschlossenen Augen durchs Haus gelaufen und habe mich ausschließlich mit dem Tastsinn orientiert. Oder aber ich habe den Blindenstock benutzt. Ich wollte nicht von anderen abhängig sein. Eines Tages begannen die Gegenstände zu verschwimmen. Einzelheiten verschwanden, während andere umso deutlicher hervortraten. Das Licht wurde

an den Rändern immer schwächer und stach mir anderswo ins Auge, wo es Dinge zum Schillern brachte. Es war unerträglich. In diesen Momenten habe ich mir gewünscht, dass es ganz schnell dunkel wird. Vor einem Jahr war es dann so weit.« Zini nahm die schwarze Brille ab und entblößte starre Pupillen, die sich nicht an der grellen Sonne zu stören schienen. »Ich hätte gedacht, dass ich in dieser Dunkelheit allein bin. Aber weißt du was? Ich bin überhaupt nicht allein. Bei mir sind alle, die ich in meiner Laufbahn nicht retten konnte. Die Gesichter der Opfer, die in ihrem eigenen Blut und in ihren Exkrementen liegen und

mich anstarren. Entweder bei sich zu Hause oder draußen auf der Straße. Auf einem verlassenen Acker oder im Leichenschauhaus. Ich habe sie hier vorgefunden, sie haben schon auf mich gewartet. Und jetzt leben sie mit mir wie Gespenster.«

»Wetten, Giorgia Noni ist auch dabei? Was tut sie? Spricht sie mit dir? Oder beobachtet sie dich und schweigt, sorgt dafür, dass du dich schämst?«

Zini warf das Limonadenglas zu Boden. »Du kannst das nicht verstehen.«

»Ich weiß, dass du Ermittlungsergebnisse gefälscht hast.«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Es war

mein letzter Fall. Ich musste mich beeilen, mir blieb nicht mehr viel Zeit. Ihr Bruder Federico hatte es verdient, dass ich ihm einen Schuldigen präsentiere.«

»Und da hast du einfach einen Unschuldigen ins Gefängnis gebracht?«

Der Polizist fixierte Marcus, als könnte er ihn sehen. »Und genau da irrst du dich: Costa ist nicht unschuldig. Er war schon wegen Stalking und sexueller Belästigung vorbestraft. Wir haben extreme Gewaltpornos bei ihm gefunden, illegales Zeug aus dem Internet.«

»Man kann einen Menschen nicht für seine Phantasien verurteilen.«

»Er hat sich auf eine Tat vorbereitet.

Weißt du, wie es zu seiner Verhaftung kam? Er zählte zu den Verdächtigen im Figaro-Fall, also haben wir ihn im Auge behalten. Eines Abends sahen wir dann, wie er eine Frau verfolgte, die gerade aus dem Supermarkt kam. Er hatte eine Sporttasche dabei. Wir brauchten Beweise, mussten eine schnelle Entscheidung treffen: Entweder wir lassen ihn gehen, mit dem Risiko, dass er ihr etwas antut. Oder wir stoppen ihn. Ich habe mich für Letzteres entschieden, und zwar zu Recht.«

»Hatte er eine Schere in der Tasche?«

»Nein. Nur Kleider zum Wechseln«, musste Zini zugeben. »Aber es waren

genau die Gleichen, die er bereits trug. Und weißt du, warum?«

»Um nicht aufzufallen, falls er die, die er anhatte, mit Blut besudelt hätte.« Ein guter Plan.

»Und dann hat er gestanden, uns seine Tat detailliert beschrieben: Mir hat das genügt.«

»Keines der Opfer konnte irgendwelche Angaben machen, die ihn belastet hätten. Alle haben erst im Nachhinein behauptet, dass er es war. Frauen sind nach einer solchen Gewalterfahrung oft so verstört, dass ihnen die Polizei irgendjemanden präsentieren kann, und sie behaupten, er wäre es gewesen. Sie können einfach

nicht damit leben, dass das Monster, das ihnen so etwas angetan hat, frei herumläuft: Die Angst, das Erlittene könnte sich wiederholen, ist stärker als jeder Gerechtigkeitssinn. Für sie ist ein Schuldiger so gut wie der andere.«

»Federico Noni hat Costa an der Stimme erkannt.«

»Ach ja?«, brauste Marcus auf. »War der Junge geistig stabil, als er mit dem Finger auf ihn gezeigt hat? Denk nur an die Traumata, die er in den letzten Jahren erlitten hat!«

Dem konnte Pietro Zini nichts entgegensetzen. Man spürte noch, wie tough der Polizist einst gewesen war, aber

irgendetwas war in ihm zerbrochen. Der Mann, der einst in der Lage gewesen war, einen Täter allein durch seinen Blick einzuschüchtern, wirkte jetzt unglaublich verletzlich. Und das nicht nur wegen seiner Behinderung, im Gegenteil: Sie hatte ihn weiser gemacht. Marcus war fest davon überzeugt, dass er etwas wusste und dass er ihn nur reden lassen musste.

»Seit dem Tag, an dem ich erfahren habe, dass ich erblinden würde, habe ich mir keinen Sonnenuntergang entgehen lassen. Manchmal bin ich auf die Aussichtsterrasse am Monte Gianicolo gegangen und geblieben, bis das letzte

bisschen Licht verschwunden war. Es gibt Dinge, die wir als selbstverständlich betrachten, die wir keines Blickes würdigen, auch wenn sie uns immer wieder aufs Neue erstaunen: die Sterne zum Beispiel. Ich weiß noch, dass ich als Kind gern im Gras lag und mir all die fernen Welten ausgemalt habe. Bevor ich blind wurde, habe ich es wieder getan, aber es war nicht mehr das Gleiche. Dafür hatten meine Augen zu viel Furchtbares gesehen. Einer meiner letzten Anblicke war Giorgia Nonis Leiche.« Der alte Polizist streckte die Hand aus, um die Katzen um sich zu scharen. »Im Grunde übersteigt es unsere Vorstellungskraft,

dass Gott uns nur erschaffen hat, um uns leiden zu sehen. Gott ist gut, heißt es immer. Aber dann kann er nicht allmächtig sein. Oder aber er ist allmächtig, aber nicht gut. Ein guter Gott würde seine Kinder nie so leiden lassen. Ist er also einfach nicht in der Lage, all das Leid zu verhindern? Hat er es hingegen mit einkalkuliert, ist er nicht so gut, wie er uns weismacht.«

»Ich würde dir jetzt gern sagen, dass sein Plan einfach zu hoch für uns ist. Dass ein Mensch allein den übergeordneten Sinn nicht begreifen kann. Aber in Wahrheit weiß ich darauf auch keine Antwort.«

»Das ist wenigstens ehrlich! Ich weiß das sehr zu schätzen.« Zini stand auf. »Komm mit, ich möchte dir was zeigen.«

Er griff nach seinem Stock und ging ins Haus. Marcus folgte ihm. Dort war alles sehr aufgeräumt und sauber – ein Zeichen dafür, dass Zini tatsächlich unabhängig war. Der Polizist ging zum Plattenspieler und steckte die Dvořák-Platte zurück in ihre Hülle. Dabei fiel Marcus ein mehrere Meter langes Seil in einer Zimmerecke auf. Wie oft der Polizist wohl schon versucht gewesen war, es zu benutzen?

»Dass ich meinen Waffenschein zurückgegeben habe, war ein Fehler«,

sagte Zini trocken, so als könnte er Gedanken lesen. Dann nahm er an einem Schreibtisch Platz, auf dem ein PC stand. Vor der Tastatur befanden sich ein Brailledisplay und zwei Lautsprecher. »Was du jetzt hören wirst, wird dir ganz und gar nicht gefallen.«

Marcus überlegte, worum es sich handeln könnte.

»Aber vorher möchte ich dir sagen, dass dieser Junge, Federico Noni, bereits genug gelitten hat.« Zini klang bedrückt. »Seit Jahren kann er seine Beine nicht mehr benutzen – ausgerechnet er, ein ehemaliger Leistungssportler! Und dann wurde auch noch seine Schwester brutal

ermordet, mehr oder weniger direkt vor seinen Augen. Kannst du dir das auch nur ansatzweise vorstellen? Überleg mal, wie machtlos er sich gefühlt haben muss! Wer weiß, welche Schuldgefühle ihn quälen, obwohl er doch gar nichts getan hat.«

»Und was hat das mit dem zu tun, was du mir gleich demonstrieren wirst?«

»Das hat insofern etwas damit zu tun, als Federico ein Recht darauf hat, dass Gerechtigkeit hergestellt wird. Wie auch immer sie aussehen mag.«

Pietro Zini legte eine Pause ein, um sicherzugehen, dass Marcus ihn verstanden hatte. »Mit einer Behinderung kann man leben, aber nicht mit

Zweifeln.«

Das musste genügen. Der Polizist bediente das Display. Die Technik war eine enorme Hilfe für Blinde. Zini konnte damit ganz normal im Internet surfen, chatten, E-Mails empfangen oder verschicken. Im Netz würde niemandem etwas auffallen. Der Cyberspace diskriminiert niemanden.

»Vor ein paar Tagen bekam ich eine Mail«, verkündete der Polizist. »Ich werde sie dir vorspielen …«

Zinis Computer verfügte über eine Sprachausgabe. Der Mann machte die Lautsprecher an und lehnte sich abwartend zurück. Die elektronische

Stimme leierte zuerst einen Yahoo-Benutzernamen herunter. Die Mail hatte keinen Betreff, sodass die Stimme sofort den Text wiedergab.

»Er-ist-nicht-so-wie-du … Such-im-Park-Vil-la-Glo-ri.«

Mit einer Taste stoppte Zini die Stimme. Marcus war völlig überrumpelt: Der Absender dieser rätselhaften Botschaft konnte nur der Unbekannte sein, der sie hierhergeführt hatte. Warum hatte er sich an einen blinden Polizisten gewandt?

»›Er ist nicht so wie du‹ – was soll das heißen?«

»Ehrlich gesagt finde ich den zweiten

Teil deutlich beunruhigender: »›Such im Park Villa Glori.‹«

Zini stand auf, ging auf ihn zu, nahm seinen Arm und sagte flehentlich: »Ich kann dort nicht hingehen. Jetzt weißt du, was du zu tun hast. Finde heraus, was es in diesem Park zu sehen gibt!«

In den Monaten nach Davids Tod war die Einsamkeit ein kostbarer Kokon gewesen: kein Zustand, sondern ein Ort. Der Ort, an dem sie weiterhin mit ihm reden konnte, ohne sich wie eine arme Irre zu fühlen. Sandra hatte sich in eine Art Blase aus Traurigkeit zurückgezogen, an der alles andere abprallte. Solange sie darin blieb, konnte ihr nichts und niemand etwas anhaben. Paradoxerweise schaffte es der Schmerz, sie zu beschützen.

Bis zu den Schüssen, die sie an diesem Morgen in der Kapelle des heiligen Raimund von Peñafort beinah getroffen

hatten.

Sie hatte Angst gehabt zu sterben. In diesem Moment war die Blase geplatzt. Sie wollte leben! Und deshalb hatte sie David gegenüber ein schlechtes Gewissen. Fünf Monate lang hatte sich ihr Leben in einem Schwebezustand befunden. Die Zeit verging, aber sie verharrte. Nun fragte sich Sandra, wie loyal eine Frau gegenüber ihrem Mann sein musste. War es falsch, leben zu wollen, obwohl er tot war? War das eine Art Verrat? Sie wusste, dass das Unsinn war. Aber zum ersten Mal hatte sie sich von David entfernt.

»Sehr interessant.«

Schalbers Stimme riss sie aus ihren Gedanken. Sie waren in Sandras Hotelzimmer, und der Interpolbeamte saß mit den Leica-Fotos auf dem Bett. Er hatte sie eins nach dem anderen immer wieder betrachtet.

»Und es sind wirklich nur vier? Mehr gab es nicht?«

Sandra befürchtete, dass er ihr kleines Täuschungsmanöver durchschaute: Sie hatte beschlossen, ihm das Foto von dem Priester mit der Narbe an der Schläfe nicht zu zeigen. Schalber war Polizist, und sie wusste, wie Polizisten tickten: Der Satz »Im Zweifel für den Angeklagten« war ihnen völlig fremd.

»Auch wenn du es vielleicht für eine gute Sache hältst: Was die Pönitenziare da tun, ist illegal. Ihre Aktivitäten kennen weder Grenzen noch Regeln«, hatte er gesagt, als er ihr erklärte, worin die Pönitenziare ihre Aufgabe sahen. Deshalb verstieß der Mann für Schalber gegen das Gesetz, und nichts würde ihn davon abbringen können.

Auf der Polizeischule hatte auch Sandra gelernt, dass jeder schuldig ist, bis das Gegenteil bewiesen ist, und nicht umgekehrt. Man durfte niemandem glauben. Ein guter Polizist stellte bei einer Vernehmung alles infrage. Sie hatte einmal einen Ausflügler in die Mangel

genommen, der in einer Schlucht eine Frauenleiche entdeckt hatte. Im Grunde war offensichtlich, dass der Mann nichts mit der Toten zu tun hatte, er hatte den Fund nur gemeldet. Doch sie hatte ihn mit unbedeutenden Fragen bombardiert, ihn jede seiner Antworten wiederholen lassen und vorgegeben, ihn nicht verstanden zu haben, um ihn zu Widersprüchen zu bewegen. Der Ärmste hatte diese Tortur hingenommen und in seiner Naivität geglaubt, damit zur Aufklärung des Mordes beizutragen. Dabei hätte er beim geringsten Verdacht selbst im Gefängnis landen können.

Ich weiß genau, was du vorhast,

Schalber! Aber das werde ich nicht zulassen. Nicht, bis ich weiß, ob ich dir wirklich trauen kann.

»Es waren nur vier«, bekräftigte Sandra.

Der Beamte musterte sie durchdringend, in der Hoffnung, dass sie sich durch irgendetwas verriet. Es gelang ihr, seinen Blick gelassen zu erwidern. Sie glaubte schon, die Prüfung bestanden zu haben, doch das war ein Irrtum.

»Du hast vorhin gesagt, dass du einem von ihnen begegnet bist. Also frage ich mich, woran du ihn erkannt hast, wenn du ihn nie zuvor gesehen hast.«

Sandra merkte, dass sie einen Fehler

gemacht hatte. Sie ärgerte sich, dass sie Schalber gegenüber die Begegnung mit dem Priester erwähnt hatte.

»Ich bin in die Kirche San Luigi dei Francesi gegangen, um mir Davids Foto von dem Caravaggio-Gemälde anzusehen. Der Mann hat mich erkannt und ist dann sofort verschwunden«, log sie. »Ich bin ihm gefolgt und habe ihn mit der Pistole bedroht, bis er mir gesagt hat, dass er Priester ist.«

»Heißt das, er wusste, wer du bist?«

»Keine Ahnung, wieso, aber er schien mich zu kennen.«

Schalber nickte. »Verstehe.«

Das hatte er nicht geschluckt, da war

sich Sandra sicher. Aber er ließ die Sache vorerst auf sich beruhen. Einen Vorteil hatte das Ganze in jedem Fall: Er konnte sie nicht von seinen Ermittlungen ausschließen. Sie versuchte, das Thema zu wechseln: »Das dunkle Foto, was zeigt es deiner Meinung nach?«

Er war kurz abgelenkt, konzentrierte sich aber sofort wieder. »Das weiß ich nicht. Noch sagt es mir nichts.«

Sandra erhob sich vom Bett. »Na gut, und wie wollen wir jetzt vorgehen?«

Schalber gab ihr die Fotos zurück. »Figaro!«, sagte er nur. »Er wurde gefasst. Aber wenn sich die Pönitenziare für den Fall interessieren, muss das einen Grund

haben.«

»Was willst du unternehmen?«

»Der Angreifer wurde zum Mörder: Figaros letztes Opfer ist gestorben.«

»Willst du bei ihr anfangen?«

»Bei ihrem Bruder: Er war dabei, als sie umgebracht wurde.«

»Die Ärzte waren sich sicher, dass ich bald wieder laufen kann.«

Federico Noni hatte die Hände auf die Oberschenkel gelegt und hielt den Blick gesenkt. Er hatte sich schon länger nicht mehr rasiert, und sein Haar wirkte ungepflegt. Unter dem grünen T-Shirt waren die Muskeln des einstigen Sportlers

noch zu erahnen. Aber die Beine in der Jogginghose waren mager und steif. Seine Füße ruhten in den Fußstützen des Rollstuhls. Er trug Nike-Turnschuhe.

Alle diese Details registrierte Sandra, als sie ihn beobachtete. Die Turnschuhe symbolisierten sein tragisches Schicksal perfekt: Sie sahen aus wie neu, obwohl er sie sicher schon lange trug.

Schalber und sie waren kurz zuvor bei dem Haus im Nuovo-Salario-Viertel eingetroffen. Sie hatten lange geklingelt, bis endlich jemand an die Tür kam. Federico Noni lebte sehr zurückgezogen und wollte niemanden sehen. Um Einlass zu bekommen, hatte sich Schalber

Sandras italienische Dienstmarke ausgeliehen und sie ihm über die Videoüberwachungsanlage gezeigt. Er hatte sich als Ispettore ausgegeben. Auch sie hatte gelogen, wenn auch widerwillig. Sie hasste die Methoden dieses Mannes, seine Arroganz und seine Angewohnheit, andere für seine Zwecke zu missbrauchen.

Im Haus herrschte Chaos. Es roch muffig, und die Rollläden waren wahrscheinlich schon eine Ewigkeit nicht mehr hochgezogen worden. Die Möbel standen so, dass ein Rollstuhl gut daran vorbeikam. Von ihm stammten auch die Reifenspuren am Boden.

Sandra und Schalber hatten auf dem

Sofa Platz genommen, Federico saß ihnen gegenüber. Hinter ihm befand sich die Treppe zum Obergeschoss. Giorgia Noni war dort oben ermordet worden. Ob ihr Bruder überhaupt noch einmal dort gewesen war? Offensichtlich schlief er in dem Feldbett, das im Wohnzimmer stand.

»Der Eingriff war erfolgreich. Man hat mir versichert, dass ich mich nach einer Physiotherapie wieder erholen würde. Ich würde hart trainieren müssen, aber ich würde es schaffen. Ich war körperliche Anstrengungen gewohnt, das hat mich nicht abgeschreckt. Aber dann …«

Federico versuchte, die wenig einfühlsame Frage Schalbers nach dem

Grund für seine Querschnittslähmung zu beantworten. Der Interpolbeamte hatte das Gespräch absichtlich mit diesem unangenehmen Thema begonnen. Sandra kannte die Methode. Ihre Kollegen wandten sie an, wenn sie Verbrechensopfer vernahmen. Denn Mitleid führte oft dazu, dass sich diese Menschen abschotteten. Gab man sich dagegen gleichgültig, bekam man hilfreichere Antworten.

»Bei dem Motorradunfall, sind Sie da zu schnell gefahren?«

»Überhaupt nicht! Es war ein lächerlicher Sturz. Ich weiß noch, dass ich meine Beine anfangs trotz der Brüche

bewegen konnte. Doch nach einigen Stunden habe ich nichts mehr gespürt.«

Auf einer Kommode stand ein Foto von Federico Noni, das ihn als Motorradrennfahrer neben seiner knallroten Ducati zeigte. Er hielt einen Integralhelm in der Hand und lächelte in die Kamera. Ein gut aussehender, glücklicher junger Mann mit gepflegtem Äußeren. Einer, der den Frauen den Kopf verdreht, dachte Sandra.

»Sie waren also Sportler. In welcher Disziplin?«

»Weitsprung.«

»Und, waren Sie gut?«

Federico zeigte nur auf die Vitrine mit

den Siegertrophäen. »Urteilen Sie selbst!«

Natürlich war sie ihnen sofort aufgefallen. Aber Schalber wollte Zeit schinden, den jungen Mann provozieren. Er verfolgte eine ganz bestimmte Strategie, doch Sandra wusste noch nicht, worauf er hinauswollte.

»Giorgia muss stolz auf Sie gewesen sein.«

Schon allein bei der Erwähnung des Namens erstarrte Federico. »Sie war alles, was mir noch geblieben ist.«

»Und Ihre Eltern?«

Der junge Mann antwortete nur widerwillig, wollte das Thema offensichtlich so schnell wie möglich

hinter sich bringen. »Meine Mutter hat die Familie verlassen, als wir noch klein waren. Wir sind bei unserem Vater groß geworden. Aber er hat es nicht geschafft, er hat sie zu sehr geliebt. Er starb, als ich fünfzehn Jahre alt war.«

»Wie war Ihre Schwester denn so?«

»Sie war der fröhlichste Mensch, den man sich vorstellen kann: Nichts konnte ihr etwas anhaben, und ihre gute Laune war ansteckend. Nach dem Unfall hat sie sich um mich gekümmert. Ich wusste, wie sehr ich ihr auf lange Sicht zur Last fallen würde. Es war nicht richtig, dass sie die Pflege allein übernahm, aber sie hat darauf bestanden. Meinetwegen hat sie

auf alles verzichtet.«

»Sie hat Tiermedizin studiert …«

»Ja, und sie hatte auch einen Freund. Aber als klar wurde, welche Verantwortung sie da übernommen hat, hat er sie sitzen lassen. Das klingt jetzt vielleicht abgedroschen, trotzdem: Giorgia hatte es nicht verdient, zu sterben.«

Sandra fragte sich, welcher göttliche Plan wohl hinter dieser Anhäufung von Schicksalsschlägen steckte, die das Leben zweier so sympathischer junger Menschen zerstört hatten. Erst waren sie von der Mutter verlassen worden, dann war der Vater gestorben. Jetzt war Federico an den Rollstuhl gefesselt, und seine

Schwester war misshandelt und ermordet worden. Aus irgendeinem Grund musste Sandra an das Mädchen aus Davids Anekdote denken. Nach all den Widrigkeiten – dem verlorenen Koffer, dem überbuchten Flug, dem liegen gebliebenen Mietwagen – hätte diese Begegnung auch anders ausgehen können. Hätte die joggende Unbekannte David auch nur ansatzweise interessant gefunden, wäre sie selbst nie mit ihm zusammengekommen. In diesem Fall würde jetzt eine andere um ihn weinen. Doch das Schicksal verfolgte seine eigenen Wege, und oft ergab es im Nachhinein sogar einen Sinn. Aber worin

der Sinn im Fall von Federico und Giorgia Noni bestehen sollte, erschloss sich Sandra nicht.

Der Junge versuchte, das Gespräch auf weniger schmerzhafte Themen zu lenken. »Ich verstehe nicht ganz, warum Sie hier sind.«

»Der Mörder Ihrer Schwester könnte einen erheblichen Strafnachlass bekommen.«

»Ich dachte, er hätte gestanden!« Diese Nachricht schien ihn sehr mitzunehmen.

»Ja, aber anscheinend will Nicola Costa jetzt auf geistige Unzurechnungsfähigkeit plädieren«, log Schalber. »Deshalb müssen wir beweisen, dass er im Vollbesitz seiner

geistigen Kräfte gehandelt hat. Das betrifft die drei Überfälle, aber vor allem den Mord.«

Der Junge schüttelte nur den Kopf und ballte die Fäuste. Sandra empfand Mitleid für ihn und war wütend auf ihren Kollegen, der ihn an der Nase herumführte. Sie hatte noch kein Wort gesagt, aber ihre Anwesenheit stützte Schalbers Aussagen, sodass sie sich wie eine Komplizin vorkam.

Federico sah sie mit funkelnden Augen an. »Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Indem Sie uns erzählen, wie sich die Sache abgespielt hat.«

»Schon wieder? Ich weiß nicht, ob

meine Erinnerungen nach all der Zeit noch zuverlässig sind.«

»Das ist uns durchaus bewusst. Aber wir haben keine andere Wahl, Signor Noni. Dieser Mistkerl von Costa wird versuchen, die Tatsachen zu verdrehen, und das dürfen wir auf keinen Fall zulassen. Ihre Aussage war für seine Festnahme entscheidend.«

»Er trug eine Sturmhaube, ich habe ihn nur an seiner Stimme erkannt.«

»Trotzdem sind Sie der einzige Zeuge. Das ist Ihnen doch klar?« Schalber zog ein Notizbuch und einen Bleistift hervor und tat so, als schriebe er jedes Wort mit.

Federico strich sich über die

Bartstoppeln und atmete ein paarmal tief durch. Sein Brustkorb hob und senkte sich, als würde er gleich anfangen, zu hyperventilieren. Er begann mit der Schilderung der Ereignisse. »Es war sieben Uhr abends. Giorgia kam meist um diese Uhrzeit nach Hause. Sie war einkaufen gewesen und hatte Zutaten für eine Torte besorgt. Ich mag Süßigkeiten«, sagte er entschuldigend, so als hinge das, was nun folgte, ausschließlich davon ab. »Ich habe über Kopfhörer Musik gehört und nicht auf sie geachtet. Mit der Torte wollte sie mich aufmuntern … Ich habe mich nämlich geweigert, mit der Krankengymnastik fortzufahren, weil ich

die Hoffnung, je wieder laufen zu können, verloren hatte«, erklärte der junge Mann.

»Und was ist dann passiert?«

»Ich weiß nur noch, dass ich plötzlich auf den Boden stürzte und das Bewusstsein verlor. Dieser Mistkerl hatte sich von hinten angeschlichen und den Rollstuhl umgeworfen!«

»Haben Sie nicht gemerkt, dass jemand hereinkam?«

»Nein«, sagte er nur. Er schien einen kritischen Punkt erreicht zu haben. Es war deutlich, dass im das Reden nun schwerer fiel.

»Bitte, erzählen Sie weiter!«

»Als ich wieder zu mir kam, war ich

wie benebelt. Ich konnte die Augen kaum offen halten und hatte Rückenschmerzen. Ich verstand nicht gleich, was vorgefallen war, aber dann hörte ich von oben ihre Schreie …« Eine Träne lief ihm übers Gesicht und verschwand zwischen seinen Bartstoppeln. »Ich lag auf dem Boden, der Rollstuhl stand nur wenige Meter entfernt, war aber kaputt. Ich habe versucht, das Telefon zu erreichen, doch es lag auf der Kommode. Das war zu hoch für mich.« Er warf einen Blick auf seine gelähmten Beine: »In meinem Zustand werden die einfachsten Dinge unmöglich.«

Schalber zeigte keinerlei Mitgefühl.

»Was war mit Ihrem Handy?«

»Ich konnte es nicht finden, außerdem war ich in Panik.« Federico drehte sich zur Treppe um. »Giorgia hat ununterbrochen geschrien … Sie hat um Hilfe, um Gnade gefleht, aber er hat sie nicht verschont.«

»Und was haben Sie getan?«

»Ich bin zu den Treppenstufen gerobbt und habe versucht, mich hochzuziehen. Aber mir fehlte die Kraft.«

»War das wirklich möglich?« Schalber lächelte süffisant. »Sie waren mal Leistungssportler. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es so schwer ist, da hinaufzukommen.«

Sandra warf ihm einen vernichtenden Blick zu, doch er ignorierte sie.

»Sie haben ja keine Ahnung, wie es mir ging, nachdem ich mit dem Kopf auf den Boden geknallt war!«, erwiderte Federico Noni verbittert.

»Das stimmt, bitte entschuldigen Sie.« Aber Schalber klang nach wie vor nicht sehr überzeugt und ließ Skepsis durchschimmern. Er warf wieder einen Blick auf seinen Notizblock und machte einen Vermerk. Doch in Wahrheit wartete er nur darauf, dass der Junge nach dem Köder schnappte, den er ihm hingeworfen hatte.

»Was wollen Sie damit andeuten?«

»Gar nichts, erzählen Sie weiter!«, sagte Schalber und schien ungeduldig.

»Als der Mörder die Polizeisirene hörte, ist er geflohen.«

»Und Sie haben Nicola an der Stimme erkannt, nicht wahr?«

»Genau.«

»Sie haben ausgesagt, der Mörder habe einen Sprachfehler gehabt, was perfekt zu seiner Gaumenmissbildung passte.«

»Ja und?«

»Anfangs haben Sie den Sprachfehler für einen slawischen Akzent gehalten.«

»Das war eine Vermutung der Polizei, ich habe nur gesagt, dass es sein kann!« Schalber hatte Noni in die Defensive

gedrängt.

»Nun gut, auf Wiedersehen.« Schalber hielt dem jungen Mann die Hand hin und machte Anstalten, zu gehen.

»Warten Sie noch einen Moment!«

»Signor Noni, ich habe keine Zeit zu verlieren. Es hat keinen Sinn zu bleiben, wenn Sie uns nicht die Wahrheit sagen.«

»Was meinen Sie damit?«

Sandra sah, dass der junge Mann völlig verwirrt war. Sie begriff nicht, welches Spiel der Interpolbeamte spielte, wagte es aber, sich einzumischen. »Vielleicht sollten wir wirklich lieber gehen.«

Schalber ignorierte sie erneut, baute sich direkt vor Noni auf und griff ihn mit

seinen Worten nun gezielt an: »In Wahrheit haben Sie nur Giorgias Stimme und nicht die des Angreifers gehört. Und deshalb weder einen slawischen Akzent noch einen Sprachfehler feststellen können.«

»Das stimmt nicht!«

»In Wahrheit hätten Sie Ihre Schwester durchaus retten können, wenn Sie sich nur die Stufen hochgezogen hätten! Sie waren Sportler, und Sie hätten das geschafft.«

»Das stimmt nicht.«

»In Wahrheit sind Sie einfach hier unten geblieben, während sich dieses Monster oben amüsiert hat.«

»Das stimmt nicht!«, brüllte Federico Noni unter Tränen.

Sandra stand auf, packte Schalber am Arm und versuchte, ihn mit sich fortzuziehen. »Es reicht. Lass ihn in Ruhe!«

Doch Schalber ließ nicht locker. »Warum erzählen Sie uns nicht, wie es wirklich war? Warum Sie Giorgia nicht zur Hilfe gekommen sind?«

»Ich, ich …«

»Was? Na los, seien Sie doch endlich ein Mann!«

»Ich … ich«, stammelte Federico Noni unter Tränen. »Ich, ich wollte nicht, dass …«

Schalber bohrte erbarmungslos weiter. »Los, seien Sie nicht so feige wie an jenem Abend!«

»Schalber, ich bitte dich!« Sandra versuchte erneut, ihn zur Vernunft zu bringen.

»Ich … hatte Angst.«

Plötzlich kehrte Stille ein, die nur durch das Schluchzen des jungen Mannes unterbrochen wurde. Endlich hörte Schalber auf, ihn zu quälen. Er wandte ihm den Rücken zu und ging zur Tür. Bevor Sandra ihm folgte, warf sie noch einen letzten Blick auf den schluchzenden Federico Noni, der auf seine gelähmten Beine starrte. Sie hätte ihn gern getröstet,

brachte aber kein Wort heraus.

»Was Ihnen widerfahren ist, tut mir leid, Signor Noni«, sagte Schalber im Hinausgehen. »Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag.«

Als Schalber zum Wagen eilte, holte Sandra ihn ein und zwang ihn, stehen zu bleiben.

»Was ist nur in dich gefahren? Du hättest ihn nicht so grob behandeln müssen!«

»Auch wenn dir meine Methoden nicht passen: Misch dich bitte nicht in meine Arbeit ein!«

Eine derartige Respektlosigkeit durfte

sie auf keinen Fall zulassen. »So lasse ich mich nicht behandeln!«

»Ich habe dir bereits gesagt, wie sehr ich Lügner verachte!«

»Und du? Warst du vielleicht ehrlich?«, fragte sie und zeigte auf das Haus hinter ihnen. »Wie viele Lügen hast du denn erzählt, als wir da drin waren?«

»Der Zweck heiligt die Mittel – schon mal gehört?« Schalber steckte eine Hand in die Tasche, holte eine Packung Kaugummis hervor und steckte sich einen davon in den Mund.

»Und was soll es für einen Zweck haben, einen Querschnittsgelähmten so zu quälen?«

Schalber breitete die Arme aus: »Hör mal, es tut mir leid, dass das Schicksal Federico Noni so übel mitgespielt hat. Natürlich hat er das alles nicht verdient. Aber jedem von uns kann etwas Schlimmes zustoßen, und das entbindet uns nicht von der Verantwortung anderen gegenüber. Ausgerechnet du müsstest das eigentlich wissen!«

»Du meinst wegen dem, was David zugestoßen ist?«

»Genau. Du versteckst dich nicht hinter seinem Tod.«

Er schmatzte beim Kaugummikauen, was ihr auf die Nerven ging. »Woher willst du das wissen?«

»Du könntest hier hocken und die ganze Zeit heulen. Niemand würde dir auch nur den geringsten Vorwurf machen. Doch du kämpfst! Dein Mann wird ermordet, man schießt auf dich, aber du lässt dich nicht unterkriegen.« Er kehrte ihr den Rücken zu, um zum Wagen zu gehen – nicht zuletzt, weil es angefangen hatte zu regnen.

Sandra war es egal, ob sie nass wurde oder nicht, deshalb blieb sie stehen, bevor sie etwas darauf erwiderte. »Du bist wirklich ekelhaft.«

Schalber fuhr herum. »Mit seiner falschen Zeugenaussage hat dieses Arschloch einen Unschuldigen in den

Knast gebracht! Und das nur, weil er nicht zugeben wollte, dass er sich in die Hosen geschissen hat vor Angst. Und das findest du nicht ekelhaft?«

»Ich hab schon verstanden: Du bestimmst hier, wer der Schuldige ist. Doch was, wenn du dich täuschst, Schalber?«

Er lachte auf und gestikulierte heftig. »Hör zu, ich habe keine Lust, das hier auf der Straße zu diskutieren. Es tut mir leid, dass ich so grob war, aber so bin ich nun mal. Glaubst du etwa, Davids Tod geht mir nicht nah? Glaubst du, ich fühle mich nicht auch ein Stück weit dafür verantwortlich, weil ich ihn nicht

aufgehalten habe?«

Sandra verstummte. Daran hatte sie noch gar nicht gedacht. Vielleicht hatte sie Schalber doch etwas vorschnell verurteilt.

»Wir waren nicht direkt befreundet, aber er hat mir vertraut. Und das genügt mir, um mich schuldig zu fühlen«, sagte er.

Sandra beruhigte sich wieder und schlug einen sachlicheren Ton an. »Und was unternehmen wir jetzt wegen Federico Noni? Sollten wir das nicht melden?«

»Noch nicht. Vorher haben wir noch einiges zu erledigen. Wir wissen jetzt mit

Sicherheit, dass die Pönitenziare den echten Figaro suchen. Und wir müssen ihnen unbedingt zuvorkommen.«

15 Uhr 53

Der Dauernieselregen machte den römischen Verkehr noch chaotischer als sonst. Als Marcus den Eingang des großen Parks erreicht hatte, blieb er kurz stehen und dachte noch einmal an die Mail, die Pietro Zini bekommen hatte.

Er ist nicht so wie du. Such im Park Villa Glori.

Wer war der wahre Figaro? Und wer sollte diesmal die Rolle des Rächers spielen? Vielleicht würde er hier eine Antwort darauf finden.

Der Park war eine der grünen Lungen der Hauptstadt. Er war zwar nicht der

größte, erstreckte sich aber immerhin über fünfundzwanzig Hektar: Das waren eindeutig zu viele, als dass er sie noch vor Sonnenuntergang erkunden könnte. Mal ganz abgesehen davon, dass Marcus nicht wusste, wonach er suchen sollte.

Die Botschaft war an einen Blinden gerichtet gewesen, dachte er. Also musste es sich um einen deutlich erkennbaren Hinweis handeln, vielleicht sogar um ein akustisches Signal. Doch gleich darauf korrigierte er sich: Nein, die Botschaft war an die Pönitenziare gerichtet. Dass Zini sie erhalten hatte, war nebensächlich.

Die Spur ist für uns ausgelegt worden.

Er trat durch das große

schmiedeeiserne Tor und ging den Weg hinauf. Der Park erstreckte sich über einen Hügel. Als Erstes begegnete er einem dem schlechten Wetter trotzenden Jogger in kurzen Hosen und Regenjacke, gefolgt von einem Boxer. Marcus schlug den Kragen seines Mantels hoch, denn allmählich wurde ihm kalt. Er sah sich um und hoffte darauf, dass irgendetwas seine Aufmerksamkeit erregen würde.

Auffälligkeiten.

Im Gegensatz zu anderen römischen Parks war dieser dicht bewachsen. Hohe Bäume ragten in den Himmel und sorgten für interessante Schattenspiele. Das Unterholz bestand aus kleinen Stauden

und Sträuchern, und der Boden war mit Zweigen und totem Laub bedeckt.

Eine blonde Frau saß auf einer Parkbank. In der einen Hand hielt sie einen Schirm, in der anderen ein aufgeschlagenes Buch. Um sie herum strich ein Labrador. Das Tier wollte offensichtlich spielen, aber sein Frauchen ignorierte es, weil sie so in ihre Lektüre vertieft war. Marcus versuchte, ihrer Aufmerksamkeit zu entgehen, aber als er an ihr vorbeikam, schaute die Frau von ihrem Buch auf, um zu sehen, ob dieser Fremde eine potenzielle Gefahr für sie darstellte. Er ging weiter, ohne seine Schritte zu verlangsamen, und der Hund

lief ihm schwanzwedelnd nach. Marcus blieb stehen und strich dem Tier über den Kopf.

»Na, mein Hübscher, geh zu ihr zurück!«

Der Labrador schien verstanden zu haben und machte kehrt.

Marcus brauchte einen Anhaltspunkt für seine Suche, und der konnte nur hier in der Natur verborgen sein.

Ein Wald mit einer für Rom untypisch dichten Vegetation. Nicht gerade ideal für ein Picknick, aber perfekt zum Joggen, Rad fahren … und Gassi gehen.

Die Hunde!, dachte Marcus. Wenn es hier irgendetwas gab, hatten sie es

bestimmt gewittert.

Er nahm den Asphaltweg zum Gipfel des Hügels und behielt seine Umgebung genau im Auge. Nachdem er mehrere Hundert Meter zurückgelegt hatte, sah er Spuren auf dem schlammigen Boden.

Jede Menge Pfotenabdrücke.

Sie konnten unmöglich von nur einem einzigen Tier stammen: Hier hatten sich viele Hunde ins Walddickicht vorgewagt.

Marcus verließ den Hauptweg und bahnte sich einen Weg durchs Gestrüpp. Nur das Rauschen des Regens und seine Schritte auf dem nassen Laub waren zu hören. Er lief noch ein paar Hundert Meter weiter und versuchte, den

Pfotenspuren zu folgen. Sie waren trotz der Gewitter der letzten Tage erhalten geblieben. Hier sind immer wieder Tiere hin und her gelaufen, dachte er. Aber sonst konnte er nichts entdecken.

Plötzlich brachen die Spuren ab und verliefen sich in einem größeren Radius. Vermutlich hatten die Tiere die Duftspur verloren. Oder aber der Geruch war so intensiv, dass sie seine Quelle nicht fanden.

Der Himmel war bedeckt. Die Geräusche und die Lichter der Stadt wurden von einem dunklen Vorhang aus Zweigen gedämpft. Marcus kam sich vor wie fernab der Zivilisation, wie an einem

dunklen archaischen Ort. Er zog seine Taschenlampe hervor und schaltete sie ein, leuchtete seine Umgebung ab und verwünschte sein Pech. Am besten, er trat den Rückweg an und versuchte es am nächsten Tag noch einmal. Allerdings war der Park dann sicher besser besucht, und er würde sein Vorhaben vielleicht nicht mehr umsetzen können. Er wollte gerade aufgeben, als der Lichtkegel seiner Taschenlampe eine Stelle in einigen Metern Entfernung erfasste. Zuerst hielt er das Ding für einen toten Ast, aber dafür war es zu gerade, zu perfekt. Er sah es sich näher an und wusste, was er zu tun hatte.

An einem der Bäume lehnte eine Schaufel.

Er legte die Taschenlampe so auf den Boden, dass sie die unmittelbare Umgebung des Werkzeugs anstrahlte. Dann zog er die Latexhandschuhe an, die er immer bei sich trug, und begann zu graben.

Die Geräusche des Waldes wurden von der Dunkelheit verstärkt. Jeder Laut klang bedrohlich, erreichte ihn wie ein Gespenst, um dann vom Wind fortgeweht zu werden, der in den Zweigen raschelte. Das Schaufelblatt versank in der weichen Erde. Marcus half mit dem Fuß nach und schleuderte die Mischung aus Schlamm

und Laub von sich, ohne darauf zu achten, wo sie hinfiel. Er konnte den Anblick dessen, was er gleich vorfinden würde, kaum erwarten. Dabei ahnte er bereits, was ihn erwartete. Das Graben war anstrengender als gedacht. Er begann zu schwitzen, die Kleider klebten ihm am Leib, und er geriet außer Atem. Trotzdem hörte er nicht auf. Er wollte eines Besseren belehrt werden.

Lieber Gott, bitte mach, dass es nicht das ist, was ich denke!

Doch kurz darauf nahm er den Gestank wahr. Er war süßlich und durchdringend, hatte eine fast flüssige Konsistenz, so als könnte man ihn trinken.

Er verband sich mit der Magensäure und verursachte Brechreiz. Marcus musste eine Pause einlegen und führte den Mantelärmel zum Mund, um die Luft zu filtern. Dann machte er sich wieder an die Arbeit. Zu seinen Füßen klaffte eine kleine Grube, etwa fünfzig Zentimeter breit und fast einen Meter tief. Aber die Schaufel versank nach wie vor im schlammigen Boden. Noch ein halber Meter. Inzwischen waren mehr als zwanzig Minuten vergangen.

Schließlich sah er eine schwärzliche Flüssigkeit, zähflüssig wie Erdöl – ein Nebenprodukt des Verwesungsprozesses. Marcus kniete sich vor die Grube und

grub mit bloßen Händen weiter. Etwas von der dunklen Flüssigkeit beschmutzte seine Kleider, aber das war ihm egal. Dann spürte er etwas Festeres als Erde unter den Fingern. Etwas Glattes, teilweise Faseriges. Es war ein Knochen. Marcus versuchte, ihn freizulegen und entdeckte ein bläulich angelaufenes Gliedmaß.

Es stammte von einem Menschen, daran bestand kein Zweifel.

Er griff erneut zur Schaufel und versuchte, die Leiche, so gut es ging, auszugraben. Er förderte ein Bein zutage, dann einen Beckenknochen. Es war eine Frau, und sie war nackt. Der

Verwesungsprozess war bereits weit fortgeschritten, trotzdem war die Leiche noch gut erhalten. Marcus konnte das Alter des Opfers nicht genau bestimmen, war sich aber sicher, dass es noch jung war. Es wies tiefe Stichwunden in der Brust auf und weitere in der Schamregion – wahrscheinlich stammten sie von einer Blankwaffe.

Von einer Schere.

Endlich hörte Marcus auf zu graben. Er ließ sich rücklings zu Boden fallen, betrachtete diese obszöne Zurschaustellung von Tod und Gewalt und rang mühsam nach Luft.

Er bekreuzigte sich, faltete die Hände

und begann, für die Unbekannte zu beten. Er konnte sich ihre Mädchenträume vorstellen, ihre Lebensfreude. In ihrem Alter hätte der Tod noch in weiter Ferne liegen, ja, etwas sein müssen, das andere anging, aber nicht sie. Marcus flehte Gott an, sich dieser Seele zu erbarmen, allerdings ohne zu wissen, ob er erhört würde oder nur Selbstgespräche führte. Die traurige Wahrheit war, dass die Amnesie ihm nicht nur seine Erinnerungen, sondern auch seinen Glauben geraubt hatte. Er wusste nicht mehr, was ein Geistlicher zu empfinden hatte. Trotzdem hatte das Gebet für diese arme Seele die Kraft, ihn zu trösten. Denn

die Vorstellung, dass es einen Gott gab, war momentan sein einziger Trost im Angesicht des Bösen.

Marcus wusste nicht, wie lange die Frau schon tot war. Aber allzu lange konnte das bei diesem Fundort und bei dem Zustand der Leiche noch nicht sein. Was bewies, dass Nicola Costa nicht Figaro war, denn zum Zeitpunkt des Mordes hatte der Mann mit der Hasenscharte längst im Gefängnis gesessen. Diese Frau hat ein anderer auf dem Gewissen!, dachte Marcus.

Es gab Menschen, die es manchmal nach menschlichem Blut dürstete. Dann gaben sie einem uralten Raubtierinstinkt

nach, einem Relikt des Kampfes zu überleben. Einem fernen Echo des archaischen Bedürfnisses zu töten, das im Lauf der Evolution verloren gegangen war. Das war der Grund, warum der Serientäter beim Mord an Giorgia Noni eine neue Leidenschaft entdeckt hatte: eine, die in ihm angelegt war, ohne dass er davon gewusst hatte.

Marcus war sich sicher, dass er wieder zuschlagen würde.

Die Leitung war frei. Marcus ließ es durchläuten und hoffte, dass bald jemand drangehen würde. Er befand sich in einer der Stafettenwohnungen, unweit des

Parks Villa Glori.

Endlich hörte Marcus die Stimme des alten Zini.

»*Pronto* …«

»Es ist genau so, wie ich vermutet habe!«, stieß er hervor.

Der Polizist murmelte etwas Unverständliches und fragte dann: »Seit wann ist sie tot?«

»Seit etwa einem Monat. Genauer kann ich es nicht sagen, ich bin kein Gerichtsmediziner.«

Zini ließ die Nachricht auf sich wirken. »Wenn er sich diesmal die Mühe gemacht hat, das Opfer zu verbergen, wird er bald wieder zuschlagen. Ich werde die Sache

melden müssen.«

»Versuchen wir lieber, erst mal selbst daraus schlau zu werden.« Marcus hätte Zini gern alles erzählt, was er wusste, ihm seine Sorgen anvertraut. Doch was sie da entdeckt hatten, stellte auch keine Gerechtigkeit her. Wer auch immer Zini die anonyme Mail geschickt und die Schaufel im Park hinterlegt hatte, um die Stelle, an der gegraben werden musste, zu markieren, wollte Federico Noni Gelegenheit geben, sich zu rächen. Oder einer der drei Frauen, die vor dem Mord an Giorgia attackiert worden waren. Marcus spürte, dass ihm nicht mehr viel Zeit blieb.

Sollten sie die Polizei informieren, damit die Kontakt zu den anderen Opfern aufnahm und das Schlimmste verhinderte? Er war sich sicher, dass inzwischen jemand dem echten Figaro auf der Spur war. »Eines muss ich noch wissen, Zini: Der erste Teil der Nachricht, die du bekommen hast … ›Er ist nicht so wie du‹ – was hat das zu bedeuten?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung.«

»Das nehme ich dir nicht ab!«

Der blinde Polizist dachte kurz nach. »Na gut, komm heute Abend bei mir vorbei.«

»Nein, jetzt!«

»Jetzt geht es nicht.« Gleich darauf

wandte sich Zini an jemanden, der bei ihm zu Besuch war. »Schenken Sie sich ruhig Tee ein, ich bin gleich wieder da.«

»Wer ist bei dir?«

Zini begann zu flüstern. »Eine Polizistin. Sie will mir Fragen zu Nicola Costa stellen, hat mir aber nicht die ganze Wahrheit gesagt.«

Die Sache wurde immer komplizierter. Wer war diese Frau? Woher dieses plötzliche Interesse an einem Fall, der scheinbar abgeschlossen war? Was ging hier vor?

»Werd sie los!«

»Ich glaube, sie weiß so einiges.«

»Dann versuch, den wahren Grund für

ihren Besuch herauszufinden.«

»Ich weiß nicht, ob du damit einverstanden bist, aber ich finde, du solltest etwas tun. Darf ich dir einen guten Rat geben?«

»Von mir aus, ich höre.«

Sie schenkte sich eine große Tasse Tee ein und wärmte sich daran die Hände. Von der Küche aus konnte sie Pietro Zinis Rücken sehen, der in der Diele telefonierte. Doch leider verstand sie nicht, was er sagte.

Es war ihr gelungen, Schalber zu überzeugen, im Gästehaus von Interpol auf sie zu warten. Es war vernünftiger, wenn sie den alten Polizisten allein traf. Immerhin handelte es sich um einen Kollegen, der nicht so leicht auf sie hereinfallen würde wie Federico Noni. Er würde jede Menge Fragen stellen und

sofort spüren, dass es sich um keine offizielle Ermittlung handelte. Außerdem konnten Bullen nicht besonders gut mit Interpolbeamten umgehen. Als sie bei Zini aufgetaucht war, hatte sie ihm nur erzählt, sie beschäftige sich in Mailand mit einem ähnlich gelagerten Fall wie dem des Figaro. Der alte Polizist hatte ihr geglaubt.

Während sie darauf wartete, dass er sein Telefonat beendete, warf Sandra einen Blick in die Akte, die Zini ihr gegeben hatte. Es handelte sich um eine Kopie der offiziellen Nicola-Costa-Akte. Sie hatte nicht gefragt, wieso sie sich in seiner Wohnung befand, sondern er hatte

von sich aus erzählt, dass er schon in seiner aktiven Zeit Fallkopien bei sich zu Hause aufbewahrt hatte.

»Man weiß schließlich nie, wann man einen Gedankenblitz hat, mit dem man den Fall aufklären kann«, hatte er sich verteidigt. »Deshalb sollte man die Unterlagen stets griffbereit haben.«

Beim Durchblättern der Akte sah Sandra, dass Zini ein äußerst penibler Typ war. Es gab viele Anmerkungen, aber die letzten Vernehmungen ließen eine gewisse Eile erkennen. So als hätte er die Dinge forcieren wollen, wohl wissend, dass seine Erblindung näher rückte. Vor allem bei Costas Geständnis hatte er geschludert.

Die Beweislage war mager, und ohne das Geständnis wäre die Anklage in sich zusammengefallen wie ein Kartenhaus.

Sie verzichtete darauf, sich weitere Vernehmungsprotokolle durchzulesen, und konzentrierte sich stattdessen auf die Anlagen. Die Akte enthielt auch Fotos der verschiedenen Tatorte. Zunächst von denen, wo die gewalttätigen Überfälle vor dem Mord stattgefunden hatten. Die drei Opfer waren jeweils allein in ihrer Wohnung überrascht worden. Die Tat hatte stets am Spätnachmittag stattgefunden. Der Wahnsinnige hatte mit der Schere mehrmals auf sie eingestochen. Aber die Wunden waren nie tief genug

gewesen, um tödlich zu sein. Sie konzentrierten sich auf Brüste, Beine und Schamregion.

Psychiatern zufolge waren die Angriffe sexuell motiviert. Der Wahnsinnige wollte sich dadurch jedoch nicht selbst befriedigen wie einige Sadisten, die sich an Gewalt aufgeilten. Figaro verfolgte ein anderes Ziel: Er wollte verhindern, dass diese Frauen anschließend noch für irgendeinen Mann attraktiv waren.

Wenn ich euch schon nicht haben kann, soll euch auch sonst niemand haben.

Das war die Botschaft, die er mit seinen Taten verkündete. Ein Verhalten,

das in der Tat hervorragend zu Costas Persönlichkeitsprofil passte. Wegen seiner Lippen-Kiefer-Gaumenspalte wurde er vom anderen Geschlecht abgelehnt. Deswegen penetrierte er seine Opfer nicht: Bei einem erzwungenen Geschlechtsverkehr hätte er ihren Ekel trotzdem gespürt und sich erneut abgewiesen gefühlt. Die Schere dagegen war ein idealer Kompromiss. Sie erlaubte ihm, Lust zu empfinden und dabei einen gewissen Sicherheitsabstand zu den Frauen zu wahren, die ihm ein Leben lang Angst eingejagt hatten. An die Stelle des Orgasmus trat die Befriedigung, sie leiden zu sehen.

Aber wenn Schalber recht hatte und Nicola Costa nicht Figaro war, musste ein völlig neues psychologisches Profil erstellt werden.

Sandra sah sich die Fotos vom Mord an Giorgia Noni an. Die Leiche wies die gleichen Merkmale auf, die der Wahnsinnige auch den anderen Frauen zugefügt hatte. Doch diesmal hatte er verletzt, um zu töten.

Wie schon zuvor hatte sich der Mörder heimlich Zutritt zur Wohnung verschafft. Nur dass in diesem Fall noch ein Dritter anwesend gewesen war, nämlich Federico. Seiner Aussage nach war der Mörder durch eine Seitentür geflohen, als

er die Sirene des Streifenwagens gehört hatte.

Figaros Schuhabdrücke waren in der Gartenerde gefunden worden.

Der Spurensicherungstechniker hatte sie aus nächster Nähe fotografiert. Wieder fiel Sandra Davids Begegnung mit der unbekannten Joggerin am Strand ein.

Zufälle!, dachte sie.

Rein instinktiv war ihr Mann den Fußspuren im Sand gefolgt, weil er wissen wollte, zu wem sie gehörten. Und auf einmal fand sie dieses Verhalten gar nicht mehr so absurd, auch wenn sie noch nicht genau verstand, warum. Während sie darüber nachgrübelte, beendete Zini sein

Telefonat und kehrte in die Küche zurück.

»Wenn Sie wollen, können Sie sie mitnehmen«, sagte er und wies auf die Akte. »Ich brauche sie nicht mehr.«

»Danke. Ich sollte jetzt lieber gehen.«

Der Polizist nahm gegenüber von ihr Platz und stützte die Arme auf den Tisch. »Bleiben Sie doch noch ein bisschen! Ich bekomme nicht oft Besuch, es macht mir Freude, ein paar Worte mit Ihnen zu wechseln.«

Vor dem Telefonat hatte Zini sie so schnell wie möglich loswerden wollen. Und jetzt bat er sie sogar, zu bleiben, allerdings nicht aus Höflichkeit. Trotzdem beschloss Sandra, seiner Bitte zu

entsprechen: Sie wollte herausfinden, was er vorhatte.

Schalber kümmerte sie nicht, er konnte ruhig noch ein bisschen auf sie warten!

»Na gut, ich bleibe.« Zini erinnerte sie an De Michelis. Sie spürte, dass sie dem Mann mit den großen Händen, der sie irgendwie an einen Baum erinnerte, vertrauen konnte.

»Hat der Tee geschmeckt?«

»Ja, ausgezeichnet.«

Der blinde Polizist schenkte sich ebenfalls eine Tasse ein, obwohl der Inhalt der Kanne längst erkaltet war. »Ich habe immer mit meiner Frau Tee getrunken. Wenn wir sonntags aus der

Kirche kamen, hat sie Tee gemacht, und wir haben uns hingesetzt und geredet. Das war eine Art feste Verabredung.« Er lächelte. »Ich glaube, wir haben das in den zwanzig Jahren unserer Ehe nicht einmal ausfallen lassen.«

»Worüber haben Sie geredet?«

»Über alles Mögliche, wir hatten keine besonderen Themen. Das war ja das Schöne: zu wissen, dass man alles teilen kann. Manchmal haben wir auch diskutiert, herumgealbert und uns in Erinnerungen verloren. Da wir leider keine Kinder haben, wussten wir, dass wir jeden Tag einem gefährlichen Feind trotzen müssen. Wenn man nicht lernt,

ihn auf Abstand zu halten, schleicht er sich in die Risse einer Beziehung ein und droht, sie immer weiter zu verbreitern. Mit der Zeit entsteht dann eine unüberwindbare Kluft.«

»Ich habe vor Kurzem meinen Mann verloren.« Der Satz war ihr einfach so herausgerutscht. »Wir waren erst drei Jahre verheiratet.«

»Das tut mir sehr leid, ich weiß, wie hart das ist. Trotz allem habe ich Glück gehabt. Susy ist gestorben, wie sie es sich gewünscht hat: ganz plötzlich.«

»Ich kann mich noch genau an den Moment erinnern, als mir die Nachricht von Davids Tod überbracht wurde.«

Sandra versuchte, den Gedanken wieder abzuschütteln. »Wie haben Sie es erfahren?«

»Eines Morgens wollte ich sie wecken.« Zini verstummte, mehr brauchte er auch nicht zu sagen. »Es mag egoistisch klingen, aber eine Krankheit hilft demjenigen, der zurückbleibt, sich auf das Schlimmste vorzubereiten. Aber so …«

Sandra verstand, was er meinte. Die plötzliche Lücke, die Unwiderruflichkeit, der unerfüllbare Wunsch zu reden, zu diskutieren, bevor es endgültig so weit war. Die Versuchung, so zu tun, als wäre gar nichts passiert. »Glauben Sie an Gott, Signor Zini?«

»Was wollen Sie wirklich von mir wissen?«

»Das, was ich Sie gerade gefragt habe«, bekräftigte Sandra. »Sie sind in die Kirche gegangen, sind katholisch. Hadern Sie nicht mit Gott, wegen dem, was Ihnen widerfahren ist?«

»An Gott zu glauben, heißt nicht unbedingt, dass man ihn auch lieben muss.«

»Da kann ich Ihnen nicht ganz folgen.«

»Unsere Beziehung zu Gott beruht ausschließlich auf der Hoffnung, dass nach dem Tod noch etwas kommt. Aber angenommen, es gibt kein ewiges Leben: Würden Sie den Gott, der Sie erschaffen

hat, dann immer noch lieben? Angenommen, am Schluss wartet nicht die Belohnung, die uns versprochen wurde: Könnten Sie sich dann immer noch hinknien und den Herrn loben?«

»Und Sie?«

»Ich glaube an einen Schöpfer, aber nicht an ein Leben nach dem Tod. Deshalb fühle ich mich berechtigt, ihn zu hassen.« Zini brach in ein ebenso lautes wie bitteres Gelächter aus. »Diese Stadt ist voller Kirchen. Sie symbolisieren den Versuch des Menschen, das Unausweichliche zu leugnen, und damit auch ihr Scheitern. Doch jede von ihnen hütet ein Geheimnis, eine Legende. Meine

Lieblingslegende ist die der Kirche Sacro Cuore del Suffragio. Nur wenige kennen sie, dabei beherbergt sie das *Museum der Seelen im Fegefeuer*.« Zinis Stimme wurde ganz leise. Er beugte sich zu ihr vor, als wolle er ihr etwas Wichtiges mitteilen. »1897, kurz nach ihrer Erbauung, gab es einen Brand. Nachdem die Flammen besiegt waren, entdeckten einige Gläubige ein menschliches Antlitz an der Altarwand, das aus Ruß bestand. Sofort verbreitete sich die Nachricht, dass dieses Antlitz einer Seele im Fegefeuer gehöre. Dieser unerklärliche Vorfall weckte die Phantasie Padre Vittorio Jouets und brachte ihn dazu, nach

weiteren Spuren von Verstorbenen zu suchen, die ins Fegefeuer verbannt waren und vergeblich versuchten, ins Paradies zu kommen. Seine Sammlung befindet sich in diesem Museum. Sie sind Spurensicherungstechnikerin, sie sollten dort unbedingt hingehen! Und wissen Sie, was dieser Padre dabei entdeckt hat?«

»Bitte verraten Sie es mir.«

»Wenn eine Seele versucht, Kontakt zu uns aufzunehmen, tut sie das nicht über Laute, sondern über Licht.«

Sandra musste an die Fotos denken, die David ihr in der Leica hinterlassen hatte, und bekam eine Gänsehaut.

Da sie nichts erwiderte, entschuldigte

sich Zini. »Bitte verzeihen Sie, ich wollte Ihnen keine Angst einjagen.«

»Machen Sie sich keine Gedanken. Sie haben recht, ich muss dorthin gehen.«

Auf einmal wurde der Polizist sehr ernst. »Nun, dann sollten Sie sich beeilen. Das Museum hat nur eine Stunde am Tag geöffnet, direkt nach der Abendandacht.«

Zinis Tonfall entnahm Sandra, dass das mehr war als nur ein guter Rat.

Das Wasser sprudelte aus den Gullis, als könnte der Bauch der Stadt es nicht mehr halten. Drei Tage Regen hatten die Kanalisation auf eine harte Probe gestellt. Aber damit war es vorerst vorbei.

Jetzt war Wind aufgezogen.

Er war unerwartet aufgefrischt und fegte nun durch die Straßen der Altstadt. Laut und ungestüm hatte er Rom und seine Gassen und Plätze erobert.

Sandra schob sich durch eine unsichtbare Masse, so als kreuzte sie den Weg eines Geisterheeres. Der Wind wollte sie zum Ausweichen zwingen, aber sie setzte ihren Weg unbeirrt fort. Bis sie merkte, dass ihr Handy in der Handtasche klingelte, die sie fest an sich gepresst hielt. Hektisch suchte sie danach und überlegte, was sie Schalber erzählen sollte. Bestimmt war er es, der anrief. Es war nicht einfach gewesen, ihn zu

überreden, in der Wohnung zu bleiben. Sie ahnte schon, was sie erwartete, wenn sie nicht gleich zu ihm zurückkehrte und ihm erzählte, was ihr Gespräch mit Zini ergeben hatte. Doch sie hatte bereits eine Ausrede parat.

Endlich fand sie das Handy in ihrer Handtasche und warf einen Blick auf das Display. Sie hatte sich getäuscht, es war De Michelis.

»Vega, was ist denn das für ein Lärm?«

»Warte kurz!« Sandra suchte in einer Toreinfahrt Schutz, um das Telefonat fortsetzen zu können. »Hörst du mich jetzt?«

»Ja, jetzt ist es besser, danke. Wie geht

es dir?«

»Es gab ein paar interessante Entwicklungen.« Sie erwähnte nicht, dass man auf sie geschossen hatte. »Im Moment kann ich noch nicht viel sagen, aber ich bin dabei, die einzelnen Mosaiksteinchen zusammenzusetzen. David war hier in Rom einer Riesensache auf der Spur.«

»Jetzt spann mich nicht so auf die Folter! Wann kommst du wieder nach Mailand?«

»Ich brauche noch ein paar Tage, vielleicht sogar länger.«

»Ich werde dafür sorgen, dass du mehr Urlaub bekommst.«

»Danke, Ispettore, du bist ein echter Freund! Und, hast du Neuigkeiten für mich?«

»Thomas Schalber.«

»Du hast dich über ihn informiert.«

»Klar. Ich habe mit einem alten Bekannten gesprochen, der bei Interpol war, aber inzwischen in Pension ist. Sehr gesprächig sind die nicht gerade, wenn es um Kollegen geht. Ich konnte ihn schlecht einfach so ausfragen, also musste ich ihn zum Mittagessen einladen und ihm alles erklären. Wie auch immer, es war eine langwierige Angelegenheit.«

De Michelis hatte die schlechte Angewohnheit, sich in Details zu

verlieren. Um die Sache abzukürzen, fragte Sandra: »Was hast du herausgefunden?«

»Mein Freund kennt ihn nicht persönlich, weiß aber aus seiner Zeit bei Interpol, dass Schalber ein harter Hund ist. Er hat nicht viele Freunde und erledigt seine Arbeit am liebsten im Alleingang, was den höheren Etagen missfällt. Andererseits bringt er Resultate. Er ist stur, schwierig im Umgang, aber auf seine Art integer. Er lässt sich von niemandem einschüchtern, vor zwei Jahren hat er intern wegen Verdacht auf Korruption ermittelt. Ich muss nicht extra erwähnen, dass ihn das nicht sehr beliebt gemacht

hat. Er hat Kollegen auffliegen lassen, die sich von Drogenhändlern schmieren ließen. Ein Ausbund an Rechtschaffenheit!«

Die Ironie in De Michelis' Stimme ließ sie aufhorchen. Wieso beschäftigte sich so ein Bulle nun mit den Pönitenziaren? Schalbers Werdegang ließ eher darauf schließen, dass er gegen offensichtliche Ungerechtigkeit vorging. Wieso ermittelte so jemand gegen Priester, die im Grunde ein positives Ziel verfolgten, und das im Sinne der Gerechtigkeit?

»Und was ist dein Eindruck von Schalber, Ispettore?«

»Nach allem, was ich gehört habe, ist

er eine sture Nevensäge. Aber eine, der man vertrauen kann.«

De Michelis' Worte beruhigten Sandra. »Danke, gut zu wissen!«

»Wenn du sonst noch etwas brauchst – ruf einfach an!«

Sie beendete das Gespräch und kämpfte sich mit neuer Kraft vorwärts.

Pietro Zini hatte sie mit einer mysteriösen Botschaft verabschiedet: Der Besuch des *Museums der Seelen im Fegefeuer* war unaufschiebbar. Sandra wusste nicht, was sie dort erwartete, doch sie war sich sicher, dass sie den blinden Polizisten richtig verstanden hatte.

Dort war irgendetwas, und es war

wichtig, dass sie es sah. Und zwar umgehend.

Wenig später stand sie vor der Kirche Sacro Cuore del Suffragio. Der neugotische Stil erinnerte sie auf Anhieb an den Mailänder Dom, auch wenn diese Kirche erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts erbaut worden war. Im Inneren wurde gerade der Lichtritus mit Tauferneuerung gefeiert. Allerdings war der Vespergottesdienst nicht sehr gut besucht. Der Wind rüttelte an den Portalen, drang durch sämtliche Ritzen und pfiff durchs Kirchenschiff.

Sandra entdeckte das Schild zum

Museum der Seelen im Fegefeuer und folgte ihm.

Bald stellte sie fest, dass es sich dabei um eine Sammlung von ungefähr zehn Reliquien handelte, die im Durchgang zur Sakristei in einer Vitrine ausgestellt waren. Das war alles. Es waren ausnahmslos Gegenstände mit Brandspuren: fünf Fingerabdrücke eines angeblich Verstorbenen in einem alten Gebetbuch. Spuren auf einer Kissenhülle, die die gequälte Seele einer toten Nonne 1864 hinterlassen hatte. Oder die auf Tunika und Hemd einer Äbtin, der 1731 der Geist eines Priesters erschienen war.

Als Sandra plötzlich eine Hand auf

ihrer Schulter spürte, machte ihr das keine Angst. Jetzt verstand sie, warum Pietro Zini sie hergeschickt hatte. Sie drehte sich um und sah ihn vor sich.

»Warum suchst du nach mir?«, fragte der Mann mit der Narbe an der Schläfe.

»Ich bin Polizistin«, erwiderte sie sofort.

»Das ist nicht der einzige Grund. Es gibt keine offiziellen Ermittlungen, du handelst auf eigene Faust. Das ist mir bei unserer Begegnung in der Kirche San Luigi dei Francesi klar geworden. Du wolltest mich gestern Abend nicht verhaften, sondern erschießen.«

Sandra sagte nichts darauf, weil er sie

durchschaut hatte.

»Bist du wirklich ein Priester?«, fragte sie.

»Ja«, erwiderte er.

»Mein Mann hieß David Leoni. Sagt dir der Name irgendwas?«

Er überlegte. »Nein.«

»Er war Fotoreporter und ist vor einigen Monaten beim Sturz von einem Gebäude ums Leben gekommen. Er wurde ermordet.«

»Und was hat das mit mir zu tun?«

»Er hat über die Pönitenziare recherchiert und dich an einem Tatort fotografiert.«

Als er das Wort »Pönitenziare« hörte,

zuckte der Priester zusammen. »Und deshalb wurde er umgebracht?«

»Das weiß ich nicht.« Sandra schwieg. »Du hast vorhin mit Zini telefoniert. Warum wolltest du mich treffen?«

»Um dich zu bitten, deine Ermittlungen einzustellen.«

»Das kann ich nicht. Erst muss ich wissen, warum David gestorben ist, und seinen Mörder finden. Kannst du mir dabei helfen?«

Der Mann richtete seine traurigen blauen Augen auf die Vitrine, und zwar auf eine Holztafel, in die ein Kreuz eingebrannt war. »Einverstanden. Aber nur, wenn du das Foto vernichtest, auf

dem ich zu sehen bin, und auch alles andere, was dein Mann über die Pönitenziare herausgefunden hat.«

»Das werde ich, sobald ich eine Antwort auf meine Fragen habe.«

»Weiß noch jemand von uns?«

»Niemand«, log sie. Sie hatte nicht den Mut, ihm von Schalber und Interpol zu erzählen. Denn wenn er erfuhr, dass seine Anonymität in Gefahr war, würde der Pönitenziar vielleicht für immer verschwinden.

»Woher wusstest du, dass ich im Fall Figaro recherchiere?«

»Die Polizei weiß Bescheid, sie hat euer Gespräch belauscht.« Hoffentlich gab sich

der Mann mit dieser vagen Antwort zufrieden. »Aber keine Sorge, sie weiß nicht, mit wem sie es im Einzelnen zu tun hat.«

»Aber du schon.«

»Ich wusste, wie ich euch finden kann. David hat mich zu euch geführt.«

Der Mann nickte. »Mehr gibt es dazu vermutlich nicht zu sagen.«

»Wie kann ich dich erreichen?«

»Ich werde mich bei dir melden.«

Er wandte sich zum Gehen, aber Sandra hielt ihn auf: »Woher soll ich wissen, dass du mich nicht an der Nase herumführst? Wie soll ich dir trauen, wenn ich nicht einmal weiß, wer du bist

und was du tust?«

»Du bist bloß neugierig. Und Neugierige machen sich der Todsünde Hochmut schuldig.«

»Ich will doch nur verstehen!«, rechtfertigte sich Sandra.

Der Priester brachte sein Gesicht ganz nah an die Vitrine mit den absurden Reliquien heran. »Diese Gegenstände zeugen von Aberglauben. Davon, dass die Menschen Einblick in eine Dimension bekommen möchten, die sie nichts angeht. Jeder möchte wissen, was geschieht, wenn seine Zeit auf Erden abgelaufen ist. Ohne zu verstehen, dass jede Antwort neue Fragen aufwerfen würde. Selbst wenn ich

dir erklären würde, was ich tue, würdest du dich damit nicht zufriedengeben.«

»Dann sag mir wenigstens, warum du es tust …«

Der Pönitenziar schwieg ein paar Sekunden. »Es gibt einen Ort, an dem das Reich des Lichts auf das der Finsternis trifft. Dort spielt sich alles ab. Im Reich der Schatten, wo alles schemenhaft, ununterscheidbar, ungewiss ist. Wir sind die Wächter, die diese Grenze verteidigen. Aber manchmal mogelt sich jemand an uns vorbei.« Er drehte sich wieder zu Sandra um. »Dann muss ich ihn in die Finsternis zurückjagen.«

»Vielleicht kann ich dir im Figaro-Fall

weiterhelfen«, sagte sie spontan. Sie sah, dass der Priester wartete. Also holte sie rasch die Akte hervor, die ihr Zini gegeben hatte, und gab sie ihm. »Ich glaube, etwas über den Mord an Giorgia Noni herausgefunden zu haben.«

»Bitte erzähl mir mehr.«

Die Freundlichkeit des Pönitenziars überraschte sie. »Federico Noni ist der einzige Zeuge. Laut seiner Aussage hat der Mörder erst von seiner Schwester abgelassen, als er die Polizeisirene hörte. Erst dann sei er geflohen.« Sandra schlug die Akte auf und zeigte dem Priester ein Foto. »Das sind die Schuhabdrücke Figaros. Sie wurden in der Gartenerde

gefunden, nachdem er durch die Seitentür geflohen war.«

Der Priester beugte sich vor, um den Schuhabdruck in dem Blumenbeet besser erkennen zu können. »Was ist daran so außergewöhnlich?«

»Federico Noni und seine Schwester Giorgia mussten eine Menge Schicksalsschläge verkraften: Erst werden sie von der Mutter im Stich gelassen, dann stirbt der Vater, und schließlich hat Federico einen Unfall. Die Ärzte sagen, dass er bald wieder laufen kann, doch dazu kommt es nicht. Und dann wird auch noch Giorgia ermordet. Ein bisschen viel auf einmal.«

»Und was hat das mit den Schuhabdrücken zu tun?«

»David hat mir gern eine ganz bestimmte Anekdote erzählt. Er war fasziniert von Zufällen, beziehungsweise von Synchronizität, wie Jung es nennt. Er hat so sehr daran geglaubt, dass er einmal nach einer Pechsträhne den Spuren einer Joggerin im Sand gefolgt ist: Er war fest davon überzeugt, dass all die Widrigkeiten nur die Aufgabe hatten, ihn an diesen Strand zu führen. Und dass die Joggerin die Frau seines Lebens wäre.«

»Wie romantisch!«

Dass das nicht zynisch, sondern aufrichtig gemeint war, merkte Sandra an

der Art, wie er sie ansah. Deshalb fuhr sie fort: »David hat sich nur in Bezug auf die Joggerin getäuscht. Der Rest hat gestimmt.«

»Wie meinst du das?«

»Wäre mir diese Geschichte neulich nicht wieder eingefallen, könnte ich dir jetzt nicht die Lösung des Rätsels verraten, das dich so beschäftigt … Wie alle Polizisten bin ich skeptisch, was Zufälle angeht. Wenn David diese Anekdote erzählt hat, habe ich jedes Mal versucht, seine Theorie zu widerlegen, indem ich ihm typische Polizistenfragen stellte: ›Woher hast du gewusst, dass die Abdrücke von einer Frau stammen?‹

Oder: ›Woher hast du gewusst, dass sie gejoggt ist?‹ Daraufhin meinte er, die Füße seien viel zu klein für einen Mann gewesen. Außerdem seien die Spuren am Fußballen tiefer gewesen als an der Ferse: Folglich sei die Person gerannt.«

Letzteres ließ den Priester aufhorchen – genau wie Sandra es sich erhofft hatte. Er betrachtete erneut das Foto aus dem Garten.

Die Schuhabdrücke waren an den Fersen tiefer.

»Er ist nicht geflohen … Er ist ganz gemächlich gegangen.«

Ihm war es also auch aufgefallen! Jetzt war sich Sandra sicher, dass sie sich nicht

getäuscht hatte. »Damit gibt es genau zwei Möglichkeiten: Entweder Federico Noni hat gelogen, als er sagte, der Mörder sei beim Eintreffen der Polizei geflohen …«

»… oder jemand hatte nach dem Mord ausreichend Zeit, den Tatort zu präparieren.«

»Diese Schuhabdrücke wurden absichtlich hinterlassen und können nur eines bedeuten …«

»… Figaro hat dieses Haus niemals verlassen.«

20 Uhr 38

Er musste sich beeilen. Er hatte nicht die Zeit, ein öffentliches Verkehrsmittel zu nehmen, deshalb hatte er ein Taxi angehalten. Er ließ sich unweit des Hauses im Nuovo-Salario-Viertel absetzen und ging den Rest zu Fuß.

Dabei dachte er an die Worte der Polizistin zurück, an ihre Intuition, die sie auf die Lösung gebracht hatte. Obwohl er hoffte, dass sie sich täuschte, war er fest davon überzeugt, dass sich alles genauso zugetragen hatte, wie sie es vermutete.

Der Wind wehte Papier und Plastiktüten vor sich her, die um Marcus

herumwirbelten und ihn bis an sein Ziel begleiteten.

Der Bürgersteig vor Federico Nonis Anwesen war leer. Im Haus brannte keinerlei Licht. Marcus wartete ein paar Minuten, kroch tiefer in seinen Regenmantel hinein und verschaffte sich dann Zutritt zum Haus.

Alles war still. Zu still.

Er beschloss, auf die Taschenlampe zu verzichten, und tastete sich langsam vor.

Keinerlei Geräusch, kein Ton.

Marcus erreichte das Wohnzimmer. Die Rollläden waren heruntergelassen. Er machte eine Lampe neben dem Sofa an, und das Erste, was ihm auffiel, war der

Rollstuhl, der unbenutzt mitten im Zimmer stand.

Jetzt begriff er, wie sich alles abgespielt hatte. Seine Begabung bestand darin, sich in die stumme Seele der Gegenstände einzufühlen und mit ihren unsichtbaren Augen in die Vergangenheit zu schauen. Was er hier vorfand, half ihm, den Satz in der anonymen Mail an Zini zu verstehen.

Er ist nicht so wie du.

Damit war Federico gemeint. Sie waren nicht beide behindert, der junge Mann simulierte bloß.

Aber wo war Figaro jetzt?

So zurückgezogen Federico auch lebte – durch den Haupteingang konnte er das

Haus nicht unbeobachtet verlassen; das hätte einer der Nachbarn sicher mitbekommen. Doch wie stahl er sich dann unbemerkt davon, um Jagd auf seine Opfer zu machen?

Marcus setzte die Durchsuchung fort und näherte sich der Treppe zum oberen Stockwerk. Vor einer Tür unter der Treppe blieb er stehen. Er öffnete sie, sie führte in einen dunklen Vorraum. Er trat ein und stieß gegen etwas, das von der niedrigen Decke hing. Es war eine Lampe. Er streckte die Hand aus, zog an der von der Lampe herabhängenden Schnur und machte sie an.

Er befand sich in einer schmalen

Abstellkammer, die nach Mottenkugeln roch. Hier wurde, wie es aussah, an zwei Kleiderstangen alte Garderobe aufbewahrt. Links hingen die Männer-, rechts die Frauensachen. Eine unheimliche Abfolge leerer Hüllen. Wahrscheinlich hatten sie den verstorbenen Eltern gehört, dachte Marcus. Es gab auch ein Schuhregal mit jeder Menge aufeinandergestapelter Schachteln.

Auf dem Boden fiel ihm ein blaues Kleid und eines mit roten Blumen auf, die von ihren jeweiligen Bügeln gerutscht waren. Vielleicht hatte jemand sie im Vorbeigehen gestreift. Marcus schob die

Bügel zur Seite und entdeckte eine Tür.

Die Abstellkammer war also ein Durchgangsraum!

Marcus öffnete die Tür, zückte seine Taschenlampe und schaltete sie ein. Er beleuchtete einen kurzen Flur mit Wänden, voller Schimmelflecken, von denen der Putz bröckelte. Er ging geradeaus weiter, bis er einen Raum erreichte, in dem sich Kisten und alte Möbel türmten. Der Lichtkegel fiel auf einen Gegenstand auf einem Tisch.

Es war ein Heft.

Marcus griff danach und blätterte es durch. Die Zeichnungen auf den ersten Seiten stammten von einem Kind. Sie

zeigten immer das Gleiche: Frauen, Wunden, Blut. Und eine Schere.

Ein Blatt fehlte, es war eindeutig herausgerissen worden. Marcus war klar, dass es die makabre Kinderzeichnung auf Jeremiah Smiths Dachboden war. Der Kreis hatte sich geschlossen.

Auf den nächsten Seiten sah man, dass sich der Inhalt des Heftes nicht nur auf Kinderzeichnungen beschränkte. Es folgten gekonntere, detailliertere Bilder, die im Lauf der Zeit immer perfekter wurden. Die Frauen waren besser ausgearbeitet, die Wunden wirkten realistischer und grausamer: ein Beweis dafür, dass sich die kranken Phantasien

mit dem Monster weiterentwickelt hatten.

Federico Noni hatte schon immer vom Morden geträumt, allerdings ohne es in die Tat umzusetzen. Wahrscheinlich hatte er zu viel Angst gehabt: Angst davor, im Gefängnis zu landen oder als das Monster wahrgenommen zu werden, das er war. Er hatte die Fassade des ehrgeizigen Sportlers, des sympathischen jungen Mannes und des netten Bruders aufrechterhalten. Auch vor sich selbst.

Bis zu seinem Motorradunfall.

Danach waren sämtliche Hemmungen gefallen. Erst kurz zuvor hatte Marcus von der Polizistin erfahren, dass die Ärzte an eine vollständige Genesung Federico

Nonis geglaubt hatten. Doch dann hatte er die Physiotherapie abgebrochen.

Die Behinderung war die ideale Tarnung. Endlich konnte er seine wahre Natur ausleben.

Als Marcus auf der letzten Seite des Heftes angelangt war, entdeckte er einen alten Zeitungsausschnitt. Er faltete ihn auseinander. Er war über ein Jahr alt und berichtete vom dritten Überfall Figaros. Auf den Artikel hatte jemand mit schwarzem Stift geschrieben: »Ich weiß alles.«

Giorgia!, dachte Marcus sofort. Deshalb hat er sie umgebracht! Und dabei entdeckt, dass ihm sein neues Spiel noch

viel besser gefällt.

Die Gewalttaten hatten kurz nach dem Unfall eingesetzt. Die ersten drei hatten ihm geholfen, sich vorzubereiten. Sie waren eine Art Übung, ein Training, auch wenn das Federico noch gar nicht bewusst war. Eine ganz andere Befriedigung erwartete ihn, eine die noch mehr Erfüllung versprach: Mord.

Der Mord an seiner Schwester war nicht geplant, aber notwendig gewesen. Giorgia hatte alles herausgefunden und war zu einem Hindernis, ja, einer Gefahr geworden. Federico konnte nicht zulassen, dass sie seine kostbare Tarnung auffliegen ließ. Deshalb hatte er sie getötet. Doch es

hatte ihm auch geholfen, zu verstehen.

Jemandem das Leben zu nehmen war viel befriedigender, als ihn einfach nur anzugreifen.

Deshalb hatte er sich danach nicht mehr bremsen können. Die Leiche im Park Villa Glori war der Beweis dafür. Aber er war vorsichtiger vorgegangen, hatte aus seinen Erfahrungen gelernt und das Mädchen vergraben.

Federico Noni hatte alle an der Nase herumgeführt. Angefangen bei dem alten, erblindenden Polizisten. Das Geständnis eines Trittbrettfahrers hatte ihm geholfen, ungeschoren davonzukommen. Den Rest hatten die schlampigen Ermittlungen

erledigt, die auf dem Vorurteil beruhten, dass man dem Täter das Monster ansah.

Marcus ließ das Heft sinken, weil er hinter einer Kommode etwas entdeckt hatte. Eine Eisentür. Er ging auf sie zu und öffnete sie.

Ein Windstoß drang ins Zimmer. Er sah nach draußen und stellte fest, dass es sich um einen weiteren Ausgang handelte, der auf eine verlassene Seitenstraße hinausging. Wenn hier jemand aus- und einging, bekam das niemand mit. Wahrscheinlich war der Ausgang lange nicht mehr genutzt worden, aber für Federico Nonis Zwecke war er perfekt.

Wo war der Figaro jetzt? Wohin war er gegangen? Marcus dröhnte der Kopf.

Hastig zog Marcus die Tür zu und ging zurück ins Wohnzimmer, das er hastig zu durchwühlen begann. Dass er Spuren hinterließ, war ihm egal. Er hatte nur Angst, zu spät zu kommen.

Er stützte sich auf den Rollstuhl. Seitlich gab es eine Tasche. Er steckte die Hand hinein und fand ein Handy.

Er ist schlau!, dachte er. Er hat es hiergelassen, weil er weiß, dass es die Polizei auch im ausgeschalteten Zustand zu ihm führen kann.

Das bekräftigte die Vermutung, dass Federico Noni das Haus verlassen hatte,

um erneut zuzuschlagen.

Marcus kontrollierte die letzten Anrufe. Es gab einen eingehenden Anruf, der etwa anderthalb Stunden zurücklag. Er kannte die Nummer, weil er sie erst am Nachmittag gewählt hatte.

Zini!, dachte er.

Er drückte die Wiederwahltaste und wartete darauf, dass der blinde Polizist dranging. Doch das Klingeln verhallte ohne Reaktion. Marcus legte auf. Von einer furchtbaren Vorahnung erfasst, verließ er fluchtartig das Haus.

21 Uhr 34

Während Sandra sich im Badezimmerspiegel des Interpol-Gästehauses betrachtete, musste sie wieder daran denken, was nach ihrem Treffen mit dem Pönitenziar passiert war.

Sie war fast eine Stunde ziellos durch Rom gelaufen, um ihren Gedanken nachzuhängen. Dass das nach dem Scharfschützenangriff vom Vormittag hochgefährlich war, hatte sie verdrängt. Solange sie unter Menschen war, fühlte sie sich sicher. Anschließend war sie zu Schalber zurückgekehrt. Sie hatte vor der Tür kurz gezögert, bevor sie anklopfte,

weil sie die Reaktion des Beamten – seine Vorwürfe, dass sie so lange weggeblieben war – möglichst lange hinausschieben wollte. Aber schon beim Öffnen der Tür war ihm die Erleichterung anzusehen. Sie war gerührt. Nie hätte sie gedacht, dass er sich wirklich Sorgen um sie machte.

»Gott sei Dank ist dir nichts passiert!« Das war alles, was er sagte.

Mehr nicht. Dabei hatte sie mit einer Million Fragen gerechnet! Doch Schalber gab sich mit einer knappen Schilderung ihres Besuchs bei Zini zufrieden. Sandra gab ihm die Figaro-Akte des alten Polizisten, und der Interpolbeamte suchte darin nach etwas, das sie auf die Spur der

Pönitenziare bringen könnte.

Er fragte sie nicht nach dem Grund für ihre Verspätung. Stattdessen teilte er ihr mit, dass das Abendessen gleich fertig sei. Anschließend ging er in die Küche und machte eine Flasche Wein auf.

Sandra drehte im Badezimmer den Wasserhahn auf, zum sich die Hände zu waschen, und musterte sich ausgiebig im Spiegel. Sie hatte tiefe Augenringe und aufgeplatzte Lippen, weil sie die Angewohnheit hatte, darauf herumzukauen, wenn sie nervös war. Sie fuhr sich mit den Fingern durch ihr zerzaustes Haar und suchte im Badezimmerschränkchen nach einem

Kamm. Sie fand eine Bürste, in der sich Frauenhaare verfangen hatten: Sie waren lang und kastanienbraun. Ihr fiel der BH wieder ein, den sie am Morgen auf der Sessellehne im Schlafzimmer gesehen hatte. Schalber hatte es damit erklärt, dass die Wohnung eine Durchgangsstation sei. Trotzdem war ihr nicht entgangen, wie verlegen er gewesen war. Mit Sicherheit wusste er ganz genau, von wem das Wäschestück stammte. Dabei ging es sie nicht das Geringste an, wenn in dem Bett, in dem sie aufgewacht war, eine andere gelegen hatte. Vielleicht sogar nur wenige Stunden zuvor. Viel mehr gab ihr zu denken, dass Schalber

sich gerechtfertigt hatte. Als ob es sie auch nur im Enferntesten interessierte!

In diesem Moment kam sie sich vor wie ein Vollidiot.

Sie war neidisch, anders konnte sie sich das nicht erklären. Der Gedanke, dass andere Sex hatten, war ihr unerträglich. Gleichzeitig hatte es etwas Befreiendes, dieses Wort auszusprechen, wenn auch nur im Stillen: Sex!, wiederholte sie. Vielleicht, weil es ihr verwehrt war. Auch wenn im Grunde nichts dagegen sprach, wusste sie, dass es so war.

Erneut warf sie sich vor, dass sie ihre Zeit mit solch belanglosen Überlegungen verschwendete. Sie musste praktisch

denken! Sie war schon viel zu lange im Bad – was würde Schalber denken? Sie musste sich beeilen.

Sie hatte dem Priester ein Versprechen gegeben und würde es auch halten: Wenn er ihr half, Davids Mörder zu finden, würde sie sämtliche Spuren vernichten, die zu den Pönitenziaren führten.

Und bis es so weit war, war es das Beste, sie an einem sicheren Ort zu verstecken.

Sie drehte sich zu ihrer Tasche um, die sie mit ins Bad genommen und auf den Klodeckel gestellt hatte. Schnell griff sie nach ihrem Handy und sah nach, ob noch genug Platz auf ihrer Speicherkarte war.

Die Schnappschüsse aus der Kapelle des heiligen Raimund von Peñafort waren noch darauf. Sie wollte sie bereits löschen, änderte ihre Meinung jedoch.

Dort hatte jemand versucht, sie zu töten. Diese Bilder konnten ihr vielleicht dabei helfen, den Attentäter zu ermitteln.

Dann nahm sie die Leica-Fotos aus der Handtasche, auch das von dem Priester mit der Narbe an der Schläfe, das sie Schalber vorenthalten hatte. Sie legte sie auf die Konsole und fotografierte sie nacheinander mit dem Handy ab. Es konnte nicht schaden, eine Kopie davon zu besitzen, nur so für alle Fälle. Sie griff zu einer durchsichtigen Plastikhülle, die

sich luftdicht verschließen ließ, und steckte die fünf Fotos hinein. Anschließend hob sie den Deckel des Toilettenspülkastens und versenkte sie darin.

Seit zehn Minuten saß sie nun schon in der kleinen Küche an dem gedeckten Tisch und sah zu, wie sich Schalber am Herd zu schaffen machte. Er hatte die Hemdsärmel bis zum Ellbogen hochgekrempelt, eine Schürze umgebunden und ein Geschirrtuch über der Schulter liegen. Er pfiff vor sich hin, drehte sich um und riss sie aus ihren Gedanken: »Risotto mit Balsamicoessig,

Meerbarben in Alufolie, dazu ein Salat aus Radicchio und Apfelspalten!«, verkündete er. »Ich hoffe, du magst das!«

»Aber natürlich!«, sagte sie verwirrt. Am Morgen hatte er ihr Rührei gemacht, was ja irgendwie noch jeder hinkriegte. Dieses Menü jedoch ließ auf eine Leidenschaft für gutes Essen schließen. Sandra staunte.

»Du wirst heute Nacht hier schlafen!« Diese Bemerkung duldete keine Widerrede. »Es ist nicht vernünftig, ins Hotel zurückzugehen.«

»Ich glaube nicht, dass mir dort etwas passieren wird. Außerdem sind meine ganzen Sachen noch da.«

»Die holen wir morgen früh. Im Nebenzimmer steht ein bequemes Sofa«, sagte er lächelnd. »Natürlich werde ich darauf schlafen.«

Wenig später war das Risotto fertig, und sie begannen schweigend zu essen. Sandra schmeckte der Fisch ausgezeichnet, und der Wein half ihr, sich zu entspannen. Aber nicht so, wie sie sich seit Davids Tod nach dem Nachhausekommen mit Rotwein betäubte. Das hier war etwas ganz anderes. Dabei war es ihr unvorstellbar erschienen, jemals wieder in netter Gesellschaft ein gutes Essen zu genießen!

»Wer hat dir das Kochen beigebracht?«

Schalber schluckte einen Bissen hinunter und trank von seinem Wein. »Wenn man allein lebt, lernt man so einiges.«

»Warum hast du nie geheiratet? Am Telefon hast du gesagt, du hättest schon ein paarmal daran gedacht …«

Er schüttelte den Kopf. »Heiraten ist nichts für mich. Letztlich ist es eine Frage der Perspektive.«

»Wie meinst du das?«

»Wir alle haben ein ganz bestimmtes Bild vom Leben, von unserer Zukunft. Es erinnert an ein Gemälde, denn es gibt Elemente im Vordergrund und andere im Hintergrund. Letztere sind auch wichtig,

denn sonst gäbe es keine Perspektive, sondern nur ein zweidimensionales, wenig realistisches Bild. Nun, die Frauen in meinem Leben befinden sich eher im Hintergrund. Ich kann nicht ohne sie, aber im Vordergrund müssen sie auch nicht unbedingt stehen.«

»Und wer steht dort? Von dir einmal abgesehen«, stichelte Sandra.

»Meine Tochter.«

Das erstaunte sie. Schalber amüsierte sich über ihr verblüfftes Schweigen.

»Willst du sie sehen?« Er griff nach seinem Portemonnaie und wühlte darin.

»Du willst mir doch nicht weismachen, dass du zu den Vätern gehörst, die mit

einem Foto ihrer Kinder im Geldbeutel herumlaufen! Meine Güte, Schalber, du überraschst mich immer wieder!«, sagte sie ironisch. Doch in Wahrheit war sie aufrichtig gerührt.

Er zeigte ihr das zerknitterte Foto eines Mädchens. Es war aschblond, genau wie er. Es hatte sogar seine grünen Augen.

»Wie alt ist sie?«

»Acht. Ist sie nicht phantastisch? Sie heißt Maria. Sie liebt das Ballett und nimmt Tanzunterricht. Zu Weihnachten und zum Geburtstag wünscht sie sich immer einen Hund. Vielleicht werde ich ihr den Wunsch noch dieses Jahr erfüllen.«

»Siehst du sie oft?«

Schalbers Miene verfinsterte sich kurz. »Sie lebt in Wien. Mit ihrer Mutter verstehe ich mich nicht besonders: Die ist sauer auf mich, weil ich sie nicht geheiratet habe«, sagte er lachend. »Aber sobald ich etwas Zeit habe, hole ich Maria zum Reiten ab. Ich bringe es ihr bei, so wie mein Vater es mir beigebracht hat, als ich in ihrem Alter war.«

»Das ist schön.«

»Jedes Mal, wenn ich sie wiedersehe, habe ich Angst, dass sie sich verändert hat. Dass unsere Beziehung während meiner Abwesenheit abgekühlt ist. Noch ist sie wahrscheinlich zu jung dafür –

aber was ist, wenn sie lieber ihre Freundinnen treffen will? Ich will ihr nicht auf die Nerven gehen.«

»Ich glaube nicht, dass das passieren wird!«, tröstete Sandra ihn. »Normalerweise haben Töchter so ein Verhalten für ihre Mütter reserviert. Meine Schwester und ich waren ganz verrückt nach unserem Vater, obwohl er beruflich viel unterwegs war. Wahrscheinlich gerade deswegen. Wenn er nach Hause kam, waren wir jedes Mal richtig euphorisch.«

Schalber nickte und freute sich über ihre aufmunternden Worte. Sandra stand auf und wollte die Teller abräumen, aber

er hielt sie zurück. »Wieso legst du dich nicht einfach hin? Ich mach das schon!«

»Zu zweit ist das im Nu erledigt.«

»Nein, lass mich das machen, ich bestehe darauf!«

Sandra hielt inne. So viel Aufmerksamkeit verunsicherte sie. Jemand kümmerte sich um sie, und daran war sie nicht mehr gewöhnt. »Als du mich angerufen hast, habe ich dich auf Anhieb gehasst. Nie hätte ich gedacht, dass wir zwei Tage später zusammen zu Abend essen – geschweige denn, dass du mich bekochst!«

»Heißt das, dass du mich jetzt nicht mehr hasst?«

Sandra wurde ganz heiß vor Verlegenheit, und er brach in lautes Gelächter aus.

»Mach dich nur lustig über mich, Schalber!«, sagte sie.

Er hob ergeben die Hände. »Das wollte ich nicht, entschuldige.«

In diesem Moment wirkte er vollkommen aufrichtig und kein bisschen unsympathisch. »Was hast du eigentlich gegen die Pönitenziare?«

Sofort wurde er wieder ernst. »Mach nicht den gleichen Fehler!«

»Wie meinst du das?«

Schalber schien seinen Satz zu bereuen und versuchte den Schaden zu begrenzen:

»Ich habe dir doch schon erklärt, dass das, was sie tun, illegal ist.«

»Tut mir leid, aber das mit der Illegalität überzeugt mich nicht. Da steckt doch mehr dahinter, oder?«

Schalber spielte eindeutig auf Zeit. Dass er bei diesem Thema so wortkarg war, bewies, dass er ihr noch längst nicht alles über die Pönitenziare erzählt hatte.

»Na gut … Es ist kein Geheimnis, aber was ich dir jetzt gleich sagen werde, könnte erklären, warum dein Mann sterben musste.«

Sandra erstarrte. »Sprich weiter!«

»Im Grunde dürfte es diese Pönitenziare gar nicht mehr geben …

Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat die Kirche ihren Orden aufgelöst. In den Sechzigerjahren erhielt die *Paenitentiaria Apostolica* neue Regeln und neue Verantwortliche. Das Archiv der Sünden kam unter Verschluss. Die kriminologischen Priester gaben ihre Arbeit auf. Einige haben sich gefügt, andere nicht. Sie wurden *a divinis* suspendiert, die Unbelehrbaren wurden exkommuniziert.«

»Wie kann es dann sein, dass …«

»Warte, lass mich erst ausreden!«, unterbrach Schalber sie. »Als sie bereits Geschichte zu sein schienen, tauchten die Pönitenziare vor einigen Jahren plötzlich

wieder auf. Deshalb geht man im Vatikan davon aus, dass sich einige von ihnen dem Dekret des Papstes nur scheinbar gebeugt und heimlich weitergemacht haben. Und genau so ist es. Der Anführer dieser kleinen Gruppierung war ein einfacher kroatischer Priester: Luka Devok. Er hat die neuen Pönitenziare ausgebildet. Vielleicht unterstand er seinerseits jemandem aus höheren Kirchenkreisen, der diese Form der Pönitenziarie wieder einführen wollte. Auf jeden Fall war er der einzige Träger einer ganzen Reihe von Geheimnissen. Nur Devok kannte die wahre Identität aller Pönitenziare. Jeder von ihnen war

nur ihm gegenüber verantwortlich und kannte seine Kollegen nicht.«

»Warum sprichst du von ihm in der Vergangenheitsform?«

»Weil Luka Devok tot ist. Er wurde vor etwa einem Jahr in einem Prager Hotelzimmer erschossen. Und dadurch kam die Wahrheit ans Licht. Der Vatikan beeilte sich, den Schaden zu begrenzen, denn die Sache hätte sehr gefährlich und peinlich für ihn werden können.«

»Dass die Kirche Skandale vertuschen will, wundert mich nicht.«

»Aber das ist noch nicht alles: Allein die Vorstellung, dass irgendein hoher Kardinal Devok all die Jahre geschützt

haben könnte, ließ alle erzittern. Wer sich einem Befehl des Papstes widersetzt, führt ein nicht mehr zu reparierendes Schisma herbei.«

»Und wie hat der Vatikan die Situation wieder unter Kontrolle gebracht?«

»Sehr gut!«, sagte Schalber lobend. »So langsam verstehst du, wie das Ganze funktioniert. Sagen wir mal so: Der Vatikan hat Devok sofort durch einen neuen zuverlässigen Mann ersetzt, durch den Portugiesen Padre Augusto Clemente. Er ist noch jung, aber sehr erfahren. Die Pönitenziare sind alle Dominikaner, Clemente dagegen ist Jesuit. Das ist eine andere, deutlich pragmatischere

Denkschule, die weniger zu Sentimentalitäten neigt.«

»Das heißt, dieser Priester ist das aktuelle Oberhaupt der Pönitenziarie.«

»Ja. Aber seine Aufgabe besteht auch darin, herauszufinden, wer die von Padre Devok ernannten Pönitenziare sind, um sie in den Schoß der Kirche zurückzuholen. Bisher hat er nur einen entdeckt: den Mann, den du in der Kirche San Luigi dei Francesi gesehen hast.«

Aber eines verstand Sandra immer noch nicht: »Gut. Der Vatikan möchte also so tun, als hätte es nie einen Regelverstoß gegeben?«

»Genau. Dabei geht es wie immer

darum, eine Spaltung zu verhindern. Was für die Piusbrüder gilt, deren Vertreter schon seit Jahren mit der Kirche verhandeln, um in ihren Schoß zurückkehren zu dürfen, gilt auch für die Pönitenziare.«

»Die Pflicht eines guten Hirten besteht darin, verlorene Schafe nicht im Stich zu lassen, sondern sie in den Stall zurückzubringen«, spottete Sandra. »Und woher weißt du das alles?«

»Ich weiß es eben, genau wie David. Aber wir hatten sehr unterschiedliche Einstellungen zu diesem Thema und haben uns deswegen gestritten. Als ich vorhin sagte, dass du nicht auch den

Fehler machen darfst, zu nachsichtig mit den Pönitenziaren zu sein, habe ich von David gesprochen.«

»Weil du recht hattest und er unrecht?«

Schalber kratzte sich am Kopf. »Weil ihn jemand wegen seiner Rechercheergebnisse umgebracht hat, während ich noch am Leben bin.«

Das war nicht einfach eine respektlose Bemerkung über ihren Mann: Sandra musste zugeben, dass Schalber die Wahrheit sagte. Und sie konnte sie durchaus akzeptieren, ja, mehr noch, sie hatte sogar ein schlechtes Gewissen: Dass dieser schöne Abend Spannungen

zwischen ihnen abgebaut hatte, war allein Schalbers Verdienst. Er hatte ihr nicht nur sehr private Dinge anvertraut, sondern auch alle ihre Fragen beantwortet, ohne eine Gegenleistung zu verlangen. Während sie ihn belogen und ihm ihr Treffen mit dem Pönitenziar verschwiegen hatte.

»Warum hast du mich nicht gefragt, wieso es so lange gedauert hat, bis ich von Zini zurückgekommen bin?«

»Wie bereits gesagt: Ich mag keine Lügen.«

»Hattest du Angst, ich könnte dir nicht die Wahrheit sagen?«

»Fragen sind eine Steilvorlage für

Lügner. Hättest du mir etwas zu sagen gehabt, hättest du es mir längst gesagt. Ich mag es nicht, etwas zu erzwingen. Mir ist lieber, du vertraust mir.«

Sandra wich seinem Blick aus. Sie ging zur Spüle und drehte den Hahn auf, damit das Wasserrauschen die Stille unterbrach. Kurz war sie versucht, ihm alles zu sagen. Schalber stand mehrere Meter hinter ihr. Während sie den Abwasch machte, spürte sie, wie er sich näherte. Er hüllte sie in seinen schützenden Schatten ein. Dann berührte er ihre Hüften und lehnte sich an ihren Rücken. Sandra ließ ihn gewähren. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, und sie

hätte am liebsten die Augen geschlossen. Aber wenn ich das tue, ist es mit meiner Beherrschung vorbei!, dachte sie. Sie hatte Angst, fand aber nicht die Kraft, ihn zurückzuweisen. Er beugte sich über sie, hob die Haare in ihrem Nacken. Sie spürte seinen Atem auf ihrer Haut und legte instinktiv den Kopf zurück, um sich seiner Umarmung hinzugeben. Ihre Hände verharrten unter dem Wasserstrahl. Unwillkürlich ging sie auf die Zehenspitzen. Die Lider gaben nach. Mit geschlossenen Augen und Gänsehaut beugte sie sich zu ihm und suchte nach seinen Lippen.

In den letzten fünf Monaten hatte sie

von Erinnerungen gelebt.

Jetzt vergaß Sandra zum ersten Mal, dass sie Witwe war.

23 Uhr 24

Die Haustür stand offen und klapperte im Wind. Das war kein gutes Zeichen!

Marcus nahm sich die Zeit, Latexhandschuhe überzustreifen, und stieß die Tür auf. Zinis Katzen begrüßten den neuen Gast. Marcus verstand, warum der blinde Polizist sich ausgerechnet mit Katzen umgeben hatte: Sie konnten wie er in völliger Dunkelheit leben.

Marcus sperrte den Sturm aus. Nach dem lauten Tosen rechnete er mit Stille. Stattdessen hörte er ein elektronisches Signal, schrill und in regelmäßigen Abständen, und das ganz in seiner Nähe.

Er ging dem Ton nach. Nach wenigen Schritten entdeckte er ein schnurloses Telefon neben dem Kühlschrank, von dem das Signal kam. Es meldete sich, weil der Akku fast leer war.

Dasselbe Telefon hatte vergeblich geklingelt, als er Zini von Federico Noni aus angerufen hatte. Aber nicht deshalb war der Akku leer: Jemand hatte den Strom abgestellt.

Doch was brachte es Figaro, einem Blinden das Licht abzudrehen?

»Zini!«, rief Marcus, bekam aber keine Antwort.

Also ging er in den Flur, der zu weiteren Zimmern führte. Er musste zur

Taschenlampe greifen, um sich zurechtzufinden. Als er sie eingeschaltet hatte, sah er, dass einige Möbel den Weg verstellten, so als hätte sie jemand als Barrikade benutzt.

Hatte es eine Verfolgungsjagd gegeben?

Marcus versuchte, die Situation zu rekonstruieren. In seiner Blindheit hatte Pietro Zini plötzlich klargesehen: Die anonyme Mail hatte ihn auf die richtige Spur gebracht – vielleicht hatte sie auch nur einen alten Verdacht erhärtet.

Er ist nicht so wie du.

Die Leiche im Park Villa Glori hatte ihm den Beweis geliefert. Und deshalb hatte er Federico Noni angerufen.

Vielleicht hatte es eine Auseinandersetzung gegeben, und der Polizist hatte Figaro gedroht, ihn anzuzeigen.

Aber warum hatte er es dann nicht getan und ihm stattdessen Zeit gegeben, ihn umzubringen?

In diesem Haus hatte Zini versucht zu fliehen. Anscheinend hatte er gegen den ehemaligen Spitzensportler Federico, der, anders als er selbst, sehen konnte, keine Chance gehabt.

Denn dass hier jemand ums Leben gekommen war, stand für Marcus fest.

Die Katzen liefen vor ihm ins Arbeitszimmer. Er wollte es gerade

betreten, als er bemerkte, dass die Tiere beim Hineingehen einen kleinen Sprung machten. Er richtete die Taschenlampe nach unten und sah wenige Zentimeter über dem Boden etwas glänzen.

Es war ein gespanntes Nylonseil, das nur die Katzen im Dunkeln wahrnehmen konnten. Marcus konnte sich dieses Hindernis nicht erklären. Er stieg darüber hinweg und betrat das Zimmer.

Der Wind tobte ums Haus und erzeugte eine Art Sog. Die Taschenlampe erhellte das Arbeitszimmer und verjagte die Schatten, die sich unter die Möbel zurückzogen. Alle bis auf einen.

Aber das war gar kein Schatten,

sondern ein auf dem Boden liegender Mann mit einer Schere in der Hand und einer im Hals. Mit einer Wange lag er in einer dunklen Blutlache. Marcus beugte sich über Federico Noni, der ihn mit leerem Blick ansah und den Mund zu einer schiefen Grimasse verzerrt hatte. Da begriff er, was sich hier tatsächlich abgespielt hatte.

Zini – ein Mann des Gesetzes – hatte die Rache gewählt.

Es war der Blinde gewesen, der Marcus mit der Polizistin zusammengebracht hatte. Während sie im *Museum der Seelen im Fegefeuer* gewesen waren, hatte er einen Plan ausgearbeitet: Er hatte

Federico Noni angerufen und ihm gesagt, dass er die Wahrheit wisse. Doch eigentlich war das eine Einladung gewesen, und Noni war darauf hereingefallen.

In Erwartung seines Besuchs hatte Zini den Hindernisparcours aufgebaut und das Nylonseil gespannt. Indem er den Strom abstellte, sorgte er für gleiche Ausgangsbedingungen: Keiner von beiden würde den anderen sehen können.

Der Polizist hatte sich verhalten wie eine Raubkatze. Und Federico war die Maus, die er fangen wollte.

Zini war größer und außerdem geschickter im Dunkeln. Er kannte seine

Umgebung, wusste, wie er sich bewegen musste. Am Ende hatte er es geschafft, den Sieg davonzutragen. Nachdem er Noni mit der Schnur zu Fall gebracht hatte, hatte er ihn mit der Schere erstochen. Eine Vergeltungsaktion.

Ja, eine Hinrichtung.

Marcus konnte sich nicht vom Anblick der Leiche losreißen. Wieder hatte er einen Fehler begangen. Wieder war er es gewesen, der das letzte Mosaiksteinchen für eine Vergeltungsaktion geliefert hatte.

Er wollte gerade gehen, als ihm auffiel, dass sich die Katzen um die Terrassentür zum Gemüsegarten geschart hatten. Da draußen war etwas!

Marcus riss die Tür auf, und Wind füllte das Zimmer. Die Tiere versammelten sich um den Liegestuhl, auf dem Pietro Zini saß – genau wie damals, als er ihm das erste Mal begegnet war.

Marcus richtete die Taschenlampe auf seine leblosen Augen. Er trug keine Sonnenbrille und machte einen resignierten Eindruck. Eine Hand lag auf seinem Schoß und hielt noch die Pistole in der Hand, mit der er sich in den Mund geschossen hatte.

Eigentlich hätte Marcus sich über Zini ärgern müssen. Im Grunde war er von ihm benutzt, vor allem jedoch auf eine falsche Fährte gelockt worden.

Dieser Junge, Federico Noni, hat bereits genug gelitten. Seit Jahren kann er seine Beine nicht mehr benutzen – ausgerechnet er, ein ehemaliger Leistungssportler! Und dann wurde auch noch seine Schwester brutal ermordet, mehr oder weniger direkt vor seinen Augen. Kannst du dir das auch nur ansatzweise vorstellen? Überleg doch mal, wie machtlos er sich gefühlt haben muss! Wer weiß, welche Schuldgefühle ihn quälen, obwohl er doch gar nichts getan hat.

Der Polizist hätte Federico Noni anzeigen, die Wahrheit ans Licht bringen und dafür sorgen müssen, dass ein

unschuldig in Regina Coeli einsitzender Häftling entlassen wird. Aber Zini war überzeugt, dass Nicola Costa bei seiner Verhaftung kurz davor gestanden hatte, eine Gewalttat zu begehen: Er war nicht nur ein Trittbrettfahrer, sondern ein gefährlicher Psychopath. Die Aufmerksamkeit, die er nach seiner Festnahme bekommen hatte, schmeichelte ihm, dämpfte aber auch seinen Trieb. In ihm steckten mehrere Persönlichkeiten. Die narzisstische hätte die blutrünstige nicht mehr lange in Schach gehalten.

Außerdem war es für Zini auch eine Frage der Ehre: Federico Noni hatte ihn an der Nase herumgeführt, seine

Schwäche ausgenutzt. Aufgrund seiner bevorstehenden Erblindung hatte der Polizist Mitleid mit dem jungen Mann gehabt. Und genau das hatte ihn in die Irre geführt. Dabei lautet die oberste Regel für jeden Polizisten: Misstraue jedem!

Darüber hinaus hatte Federico ein ganz besonders abscheuliches Verbrechen begangen: Er hatte die eigene Schwester ermordet. Dieser junge Mann schreckte vor nichts zurück. Und deshalb hatte er es in Zinis Augen verdient zu sterben.

Marcus schloss die Terrassentür: Wie ein Vorhang verhüllte sie die Szene. Im Arbeitszimmer fiel sein Blick sofort auf

den Computer mit der Brailletastatur. Obwohl der Strom abgestellt war, befand sich der Rechner im Stand-by-Betrieb. Er verfügte über eine unterbrechungsfreie Stromversorgung.

Das hatte etwas zu bedeuten.

Mithilfe der Sprachausgabe hatten sie sich am Nachmittag den Inhalt der anonymen Mail angehört, die Pietro Zini erst vor wenigen Tagen erhalten hatte. Nun war sich Marcus sicher, dass die Nachricht noch weitere Informationen enthielt und dass der Polizist die Sprachausgabe vorzeitig gestoppt hatte.

Deshalb aktivierte Marcus sie erneut, nachdem er die richtige Taste gefunden

hatte. Wieder verlas die kalte, unpersönliche Stimme die verschlüsselten Worte, deren Sinn er inzwischen kannte: »Er-ist-nicht-so-wie-du … Such-im-Park-Villa-Glori.«

Diesen Teil kannte er bereits. Und wie erwartet, kam noch etwas nach: »Der-Jun-ge-hat-dich-an-der-Na-se-he-rum-ge-führt … Bald wirst-du-Be-such-be-kommen.«

Der zweite Teil bezog sich auf Federico Noni und kündigte gleichzeitig Marcus' Besuch bei Zini an.

Aber es waren die letzten Zeilen dieses heruntergeleierten Textes, die ihn zusammenzucken ließen: »Was-ge-we-

sen-ist, wird-wie-der-sein … *c.g. 925-31-073.*«

Wegen der Prophezeiung – *was gewesen ist, wird wieder sein* –, wegen des Aktenzeichens, das ein weiteres ungesühntes Verbrechen betraf – *c.g. 925-31-073* –, vor allem aber wegen der beiden Buchstaben, die diesem Aktenzeichen vorangestellt waren.

Culpa gravis.

Jetzt wusste Marcus Bescheid: *Es gibt einen Ort, an dem das Reich des Lichts auf das der Finsternis trifft. Dort spielt sich alles ab. Im Reich der Schatten, wo alles schemenhaft, ununterscheidbar, ungewiss ist. Wir sind die Wächter, die*

diese Grenze verteidigen. Aber manchmal mogelt sich jemand an uns vorbei. Dann muss ich ihn in die Finsternis zurückjagen.

Derjenige, der Opfer und Täter zusammenbrachte, war Pönitenziar, genau wie er.

EIN JAHR ZUVOR

KIEW

»Der große Traum war ausgeträumt, als wir unsere Ehre gegen ein bisschen Wohlstand eingetauscht haben. Wir haben uns mit einer Hoffnung schlafen gelegt und sind mit einer Nutte aufgewacht, von der wir nicht einmal den Namen kannten.«

Mit diesem einen Satz hatte Dr. Norienko die ganze Perestroika, den Mauerfall, den Zerfall des Sowjetreichs, ja, sogar die neu entstandene Oligarchie

aus Öl- und Gasbaronen zusammengefasst, der Wirtschaft und Politik nichts mehr entgegensetzen konnten. Mit anderen Worten: zwanzig Jahre Sowjetgeschichte.

»Schauen Sie doch nur!«, sagte er und zeigte auf die Titelseite des *Kharkovsky Kurier*: »Alles geht den Bach runter! Und was sagen die dazu? Gar nichts. Was hat uns die Freiheit also letztlich gebracht?«

Nikolai Norienko sah seinen Gast lauernd an. Der nickte, zeigte Interesse, schien seinen Hetztiraden allerdings nicht beizupflichten. Als Nächstes musterte der Psychologe seine verbundene Hand. »Sie sagten, Sie seien Amerikaner, Dr. Foster?«

»Nein, Engländer«, erwiderte der Jäger und versuchte, den Mann von seiner Wunde abzulenken, die ihm die junge Angelina in der psychiatrischen Klinik in Mexiko-Stadt beigebracht hatte.

Das Büro, in dem sie sich gerade aufhielten, lag im zweiten Stock des staatlichen Zentrums für Kinderheilkunde, das sich im Westen Kiews befand. Eine Panoramascheibe bot Ausblick auf einen Park mit Birken, deren Blätter sich schon erstaunlich früh herbstlich verfärbt hatten. Die Einrichtung wurde von Resopal dominiert: Alles war damit beschichtet – vom Schreibtisch bis hin zu den Wänden.

An einer davon waren noch drei dunkle rechteckige Schatten sichtbar. Hier hatten einmal die Porträts von Lenin und Stalin, den Vätern des Vaterlands, sowie das des amtierenden Parteivorsitzenden gehangen. Es roch nach abgestandenem Rauch, und im Aschenbecher vor Norienko türmten sich die Zigarettenstummel. Obwohl er die fünfzig gerade erst überschritten hatte, wirkte er wegen seines ungepflegten Äußeren und des ungesunden Hustens deutlich älter. Er hatte nicht nur mit einer Erkältung, sondern auch mit Groll und Demütigungen zu kämpfen. Der leere Bilderrahmen auf einem Tischchen und

die zusammengefalteten Decken am Ende eines Ledersofas ließen auf eine gescheiterte Ehe schließen. Zu Zeiten des Regimes war er eine Respektsperson gewesen. Jetzt war er nur noch die traurige Parodie eines Staatsfunktionärs mit dem Gehalt eines Müllmanns.

Der Psychologe griff nach dem Blatt mit den gefälschten Referenzen, das ihm der Jäger gegeben hatte, und überflog sie erneut.

»Hier steht, dass Sie an der Universität Cambridge eine Zeitschrift für forensische Psychologie herausgeben. Das ist für Ihr Alter sehr bemerkenswert, Dr. Foster, Kompliment!«

Der Jäger hatte gewusst, dass das sofort Norienkos Interesse wecken würde. Er wollte dem gekränkten Ego des Psychologen schmeicheln, was ihm auch zu gelingen schien. Der legte das Blatt zufrieden weg: »Wissen Sie, das ist schon komisch: Bis zum heutigen Tag war noch niemand hier, um mich zu Dima zu befragen.«

Dank der Ärztin Florinda Valdés war der Jäger auf Norienko gestoßen. Die hatte ihm in Mexiko-Stadt einen Artikel gezeigt, den Norienko 1989 in einer kleinen Psychologiezeitschrift veröffentlicht hatte. Er handelte von einem Kind, von Dimitri Karoliszyn,

genannt *Dima*. Vielleicht hatte der ukrainische Psychologe gehofft, dass der Patient ihm eine neue Karriere ermöglichen würde, während um ihn herum alles zusammenbrach. Aber dazu war es nie gekommen, und die Fallgeschichte war mitsamt seinen Hoffnungen und Ambitionen begraben worden – bis zu diesem Moment.

Jetzt wurde es Zeit, sie wieder auszugraben.

»Sagen Sie, Dr. Norienko, haben Sie Dima persönlich gekannt?«

»Aber natürlich!« Der Psychologe legte die Fingerspitzen zusammen und schaute scheinbar suchend an die Decke.

»Anfangs hat er sich nicht groß von den anderen Kindern unterschieden. Vielleicht war er etwas schwieriger, vor allem aber schweigsamer.«

»Wann war das genau?«

»Im Frühjahr 1986. Damals war unser Zentrum das führende Institut in der ukrainischen Kindererziehung, ja, der gesamten Sowjetunion«, prahlte Norienko. »Wir haben Waisen eine weltweit einzigartige Zukunft geboten. Wir haben sie nicht einfach nur beherbergt wie die Waisenhäuser im Westen.«

»Ihre Methoden waren uns ein Vorbild.«

Norienko schluckte das plumpe

Kompliment. »Nach Tschernobyl bat uns die Regierung in Kiew, Kinder aufzunehmen, die ihre Eltern an die Strahlenkrankheit verloren hatten. Mit großer Wahrscheinlichkeit würden sie ebenfalls krank werden. Unsere Aufgabe bestand darin, sie vorübergehend zu versorgen und nach Verwandten zu suchen, die sich um sie kümmern konnten.«

»Und Dima gehörte auch dazu?«

»Wenn ich mich nicht täusche, kam er ein halbes Jahr nach der Katastrophe zu uns. Er stammte aus Prypjat. Die Stadt liegt in der Sperrzone um das Atomkraftwerk und wurde vollständig

evakuiert. Er war damals acht Jahre alt.«

»War er lange bei Ihnen?«

»Einundzwanzig Monate.« Norienko legte eine Pause ein, runzelte die Stirn, stand dann auf und ging zu einem Aktenschrank. Nach kurzer Suche kehrte er mit einer beigefarbenen Aktenmappe an seinen Schreibtisch zurück. Er blätterte langsam darin. »Wie alle Kinder aus Prypjat war Dimitri Karoliszyn Bettnässer und litt unter extremen Stimmungsschwankungen – eine Folge des Schocks und der gewaltsamen Evakuierung. Deshalb wurde er von mehreren Psychologen betreut. Ihnen erzählte er von seiner Familie: von seiner

Mutter Anja, Hausfrau, und von seinem Vater Konstantin, Techniker im Atomkraftwerk. Er beschrieb ihren gemeinsamen Alltag … Details, die sich im Nachhinein als richtig erwiesen.« Auf den letzten Satz legte er eine besondere Betonung.

»Und was ist dann passiert?«

Bevor Norienko antwortete, zog er eine Zigarette aus der Packung, die er in der Brusttasche seines Hemds aufbewahrte, und zündete sie an.

»Dima hatte nur noch einen lebenden Verwandten, den Bruder des Vaters, Oleg Karoliszyn. Nach einigen Recherchen konnten wir ihn in Kanada ausfindig

machen: Der Mann freute sich, sich um seinen Neffen kümmern zu dürfen. Er kannte Dima nur von den Fotos, die ihm der Vater des Jungen geschickt hatte. Als wir ihm ein aktuelles Bild schickten, konnten wir nicht ahnen, was dann kam. Für uns war das eine reine Formalität.«

»Doch dann behauptete Oleg, das Kind sei nicht sein Neffe.«

»Und trotzdem wusste Dima so einiges über den Onkel, obwohl er ihm nie begegnet war: Anekdoten aus seiner gemeinsamen Kindheit mit dem Vater. Er konnte sich auch an die Geschenke erinnern, die ihm sein Onkel jedes Jahr zum Geburtstag geschickt hatte.«

»Und was haben Sie gedacht?«

»Dass Oleg seine Meinung geändert hat und sich nicht mehr um Dima kümmern wollte. Aber als er uns die Fotos sandte, die ihm sein Bruder über all die Jahre geschickt hatte, trauten wir unseren Augen kaum … Wir hatten es eindeutig mit einer anderen Person zu tun.«

Ein unangenehmes Schweigen entstand. Norienko musterte das ausdruckslose Gesicht seines Gegenübers, um zu ergründen, ob der ihn für verrückt hielt. Doch zum Glück durchbrach er die Stille.

»Vorher haben Sie nie bemerkt, dass …«

»Wir hatten keine Fotos von Dima aus der Zeit, bevor er ins Zentrum kam«, sagte der Psychologe und hob hilflos die Hände. »Die Einwohner Prypjats mussten ihre Häuser überstürzt verlassen und konnten nur das Nötigste mitnehmen. Das Kind kam mit nichts zu uns, besaß nur die Kleider, die es am Leib trug.«

»Und dann?«

Norienko stieß eine dichte Rauchwolke aus. »Es gab nur eine Erklärung: Dieses wie aus dem Nichts gekommene Kind hatte den Platz des echten Dima eingenommen. Aber nicht nur das …«

Die Augen des Jägers begannen zu leuchten, und auch in denen Norienkos

blitzte etwas auf. Der Jäger hätte wetten können, dass es Angst war.

»Diese beiden Kinder hatten nicht nur eine entfernte Ähnlichkeit«, erklärte der Psychologe. »Der echte Dima war kurzsichtig, der andere auch. Beide litten an einer Milchallergie. Oleg sagte uns, dass sein Neffe seit einer unbehandelten Mittelohrentzündung auf dem rechten Ohr nur noch schlecht höre. Wir unterzogen unser Kind Hörtests, ohne ihm vorher etwas von diesem Detail zu erzählen. Es hatte den gleichen Hörfehler.«

»Vielleicht hat es Ihnen nur etwas vorgespielt. Schließlich beruhen Hörtests

auf Angaben des Patienten. Vielleicht wusste Ihr Dima Bescheid.«

»Vielleicht …« Norienko verstummte verlegen. »Einen Monat nach unserer Entdeckung verschwand der Junge.«

»Ist er weggelaufen?«

»Ich würde eher sagen, er … hat sich in Luft aufgelöst.« Das Gesicht des Psychologen verdüsterte sich. »Wir haben wochenlang nach ihm gesucht, ja, sogar die Polizei eingeschaltet.«

»Und was ist mit dem echten Dima?«

»Von ihm fehlt jede Spur, genau wie von seinen Eltern: Dass sie tot sind, wussten wir nur von unserem Dima. Bei dem Chaos, das damals herrschte,

konnten wir seine Angaben unmöglich überprüfen: Alles, was Tschernobyl betraf, wurde geheim gehalten, selbst die banalsten Informationen.«

»Bald darauf haben Sie diesen Artikel geschrieben.«

»Aber niemand hat mir geglaubt.« Norienko schüttelte verbittert den Kopf und wandte den Blick ab, so als schäme er sich. Doch dann schlug er einen anderen Ton an, sah dem Jäger direkt in die Augen und sagte: »Glauben Sie mir, dieses Kind hat sich nicht nur für einen anderen Jungen ausgegeben: In diesem Alter ist das Gehirn noch gar nicht in der Lage, sich so detaillierte Lügen

auszudenken. Nein, aus seiner Sicht war er tatsächlich Dima.«

»Und als der Junge verschwand, hat er da irgendetwas mitgenommen?«

»Nein, aber er hat etwas hiergelassen …«

Norienko beugte sich vor, um eine Schreibtischschublade aufzuziehen. Er wühlte darin, zog ein kleines Stofftier daraus hervor und legte es vor seinem Besucher auf den Tisch.

Es war ein Kaninchen.

Ein hellblaues, schmuddeliges, verschlissenes Kaninchen. Jemand hatte das Stummelschwänzchen geflickt, und ihm fehlte ein Auge. Es lächelte – selig

und gleichzeitig unheimlich.

Der Jäger sah es sich an. »Das scheint mir kein sehr überzeugendes Indiz zu sein.«

»Das sehe ich auch so, Dr. Foster«, gab Norienko zu. Doch in seinen Augen war zu lesen, dass er noch etwas in petto hatte: »Aber Sie ahnen ja nicht, wo wir es gefunden haben.«

Nachdem sie bei Einbruch der Dämmerung ein Stück durch den Park gegangen waren, betrat Norienko vor seinem Kollegen ein anderes Gebäude des Zentrums.

»Hier war einmal der große

Schlafsaal.«

Sie gingen nicht ins Obergeschoss, sondern in den Keller. Norienko betätigte eine Reihe von Schaltern: Neonröhren erhellten einen riesigen Raum. Die Wände waren dunkel und feucht, und an der Decke verliefen alle möglichen Leitungen. Viele davon waren defekt und nur notdürftig repariert.

»Kurz nach Verschwinden des Kindes hat eine Reinigungskraft eine interessante Entdeckung gemacht.« Er verriet nicht, um was es sich handelte, so als wolle er sich nachher umso mehr am Erstaunen des jungen Kollegen weiden. »Ich wollte, dass dieser Ort genauso bleibt, wie wir

ihn vorgefunden haben. Fragen Sie mich nicht, warum. Irgendwie hatte ich das Gefühl, es könnte uns eines Tages weiterhelfen. Außerdem kommt so gut wie niemand hierher.«

Sie liefen durch einen hohen, schmalen Flur, von dem mehrere Stahltüren abgingen. Dahinter dröhnten Heizkessel. Schließlich erreichten sie einen zweiten Saal, der als Abstellraum für alte Möbel genutzt wurde: Hier gammelten Betten und Matratzen vor sich hin. Norienko schlüpfte zwischen ihnen hindurch und forderte den Kollegen auf, ihm zu folgen.

»Wir sind gleich da!«, verkündete er.

Sie bogen um die Ecke und befanden

sich in einem engen, stickigen Abstellraum unter einer Treppe. Dort war es dunkel, aber Norienko erhellte den Raum mit seinem Taschenfeuerzeug, das er als Raucher stets bei sich trug.

Im Schein der schwachen Flamme trat sein Gast einen Schritt vor und konnte kaum fassen, was er da sah.

Es sah aus wie ein riesiges Insektennest.

Der Jäger verspürte Ekel, trat jedoch näher und spähte durch das dichte Netz aus kleinen Holzstückchen. Sie waren durch bunte Stofffetzen, Seile, Klammern und Reißzwecken miteinander verbunden und mithilfe von eingeweichtem

Zeitungspapier zusammengekittet. Eine äußerst akribische Bastelarbeit.

Und das Versteck eines Kindes.

Der Jäger hatte ebenfalls Verstecke gebaut, als er noch klein gewesen war. Aber das hier war etwas ganz anderes.

»Das Stofftier befand sich dort drin«, sagte Norienko und sah, wie sich sein Gast zu dem schmalen Eingangsloch vorbeugte und etwas auf dem Boden berührte. Er stellte sich hinter ihn und sah, wie dieser einen Kranz aus dunklen Flecken untersuchte.

Für den Jäger war das eine unglaubliche Offenbarung.

Getrocknetes Blut. Die gleichen Spuren

hatte er auch im Haus von Jean Duez in Paris gefunden.

Der falsche Dima war der Verwandlungskünstler!

Aber er durfte sich seine Aufregung auf keinen Fall anmerken lassen, deshalb fragte er ausweichend: »Haben Sie irgendeine Erklärung für diese Flecken hier?«

»Ehrlich gesagt, nein …«

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich eine Probe nehme?«

»Nein, nicht im Geringsten.«

»Ich würde auch gern das Stoffkaninchen mitnehmen. Vielleicht stammt es aus der Vergangenheit des

falschen Dima.«

Norienko zögerte: Er versuchte herauszufinden, ob sich der Kollege tatsächlich so sehr für seinen Fall interessierte. Wahrscheinlich wäre das seine letzte Chance, zur alten Größe zurückzufinden.

»Ich gehe davon aus, dass die Sache nach wie vor von wissenschaftlichem Interesse ist. Man sollte ihr unbedingt nachgehen«, fügte der Jäger noch hinzu, um ihn zu überzeugen.

Bei diesen Worten glomm in den Augen des Psychologen eine naive Hoffnung auf, aber auch so etwas wie ein stummer Hilfeschrei: »Was sagen Sie

dazu: Wir könnten einen neuen Artikel schreiben, vielleicht sogar als Autorenteam?«

Norienko konnte ja nicht ahnen, dass er wohl den Rest seines Lebens in diesem Zentrum zubringen würde.

Der Jäger drehte sich um und lächelte. »Aber natürlich, Dr. Norienko. Ich werde noch heute Abend nach England zurückkehren und Ihnen meine Notizen so bald wie möglich zukommen lassen.«

In Wahrheit hatte er etwas ganz anderes vor: Er würde dorthin reisen, wo alles begonnen hatte. Nach Prypjat, um Dimas Spuren zu folgen.

ZWEI TAGE ZUVOR

6 Uhr 33

Der Tote sagte: »Nein.«

Dieser Ausruf blieb im Grenzbereich zwischen Träumen und Wachen. Marcus kam aus der Vergangenheit, hatte es aber geschafft, in die Gegenwart zu gelangen, bevor sich das Tor zwischen den beiden Welten schloss und er erneut wach war.

Er hatte laut und bestimmt gerufen, aber auch voller Angst, schließlich stand er einer Pistolenmündung gegenüber.

Dabei wusste er ganz genau, dass der Schrei ihm nichts nützen würde. Er hatte nur getan, was alle taten, die von einer Waffe bedroht wurden. Nein! – dieses Wort war die letzte, vergebliche Barriere gegen das Unvermeidliche. Die flehentliche Bitte eines Menschen, der wusste, dass es keinen Ausweg mehr gab.

Marcus griff nicht sofort zu dem Stift, mit dem er Teile seines Traums an die Wand neben seinem Feldbett schrieb. Denn was er diesmal gesehen hatte, würde er nie mehr vergessen.

Er hatte den Mann ohne Gesicht, der auf ihn und Devok geschossen hatte, klar vor Augen gehabt. In seinen früheren

Träumen war er nur ein Schatten gewesen, eine nebulöse Gestalt, die sich auflöste, sobald er sie ansah. Doch jetzt wusste er etwas Wichtiges über seinen Mörder: Er hatte die Hand gesehen, mit der er die Pistole hielt.

Er war Linkshänder. Das war ein Hoffnungsschimmer: Vielleicht konnte sich Marcus an diesem ausgestreckten Arm entlanghangeln und eines Tages dem Mann in die Augen sehen, der ihn dazu verdammt hatte, nach seiner verlorenen Identität zu suchen.

Er musste an Federico Noni und die Zeichnungen in dem Schulheft denken, die er bei ihm zu Hause gefunden hatte.

Sie beschrieben die Geburt eines Monsters. Dass die Gewaltphantasien bis in die Kindheit zurückreichten, verstörte Marcus. Das Chaos, das er zu entwirren versuchte, enthielt einen roten Faden, eine Frage: gut oder böse, niederträchtig oder mitfühlend – wurde man so geboren oder vom Leben erst dazu gemacht? Wie konnte das Böse im Herzen eines Kindes dermaßen aufblühen? Wie war es davon infiziert worden?

Es gab diverse Ereignisse, die sicher alle Spuren in Federicos Psyche hinterlassen hatte: die Mutter, die ihn im Stich ließ. Der viel zu frühe Tod des Vaters. Aber das war nicht wirklich überzeugend. Viele

Kinder machten Schlimmeres durch und wurden als Erwachsene trotzdem nicht zu Mördern.

Marcus war klar, dass all diese Gedanken auch mit ihm selbst zu tun hatten. Die Amnesie hatte zwar seine Erinnerungen gelöscht, nicht aber seine Vergangenheit. Was war vorher geschehen? Federicos Heft enthielt vielleicht den Hinweis auf eine Antwort: Jedem Menschen war etwas angeboren, das ihm nicht unbedingt bewusst war und das nichts mit seinen Erfahrungen oder seiner Kindheit zu tun hatte. Ein Impuls, der uns stärker definierte als unser Name oder unser Aussehen.

Eine der ersten Lektionen, die Marcus in seiner Ausbildung gelernt hatte, war, nicht auf Äußerlichkeiten hereinzufallen. Clemente hatte ihm den Fall Ted Bundy vorgelegt. Dieser Serienmörder war nach außen hin ein unglaublich sympathischer Mensch gewesen. Er hatte eine Freundin, und seine Freunde beschrieben ihn als liebenswert und großzügig. Dennoch hatte er achtundzwanzigmal gemordet. Kurz bevor er als gnadenloser Mörder entlarvt worden war, hatte Bundy noch eine Medaille bekommen, weil er ein Mädchen vor dem Ertrinken gerettet hatte.

Wir befinden uns ständig in einem

Kampf, dachte Marcus. Aus dem Fall Bundy hatte er gelernt, dass die Seite, auf die man sich schlägt, nicht von Anfang an feststeht. Und dass der einzige Richter wir selbst sind, indem wir immer wieder aufs Neue entscheiden, ob wir nun unserem positiven oder negativen Impuls folgen.

Das galt für Täter, aber auch für Opfer.

So gesehen waren die letzten drei Tage äußerst lehrreich gewesen. Monica – die Schwester eines der Mädchen, die Jeremiah Smith ermordet hatte –, Raffaele Altieri und Pietro Zini hatten alle an einem Scheideweg gestanden und eine Entscheidung gefällt. Man hatte ihnen die Wahrheit offenbart, aber auch

Gelegenheit gegeben, zwischen Verzeihen und Vergeltung zu wählen. Monica hatte sich für Ersteres entschieden, die beiden anderen hatten die zweite Möglichkeit gewählt.

Und dann war da noch die Polizistin, die nach dem Mörder ihres Mannes suchte. Doch wonach suchte sie wirklich – nach der erlösenden Wahrheit oder nach einer Gelegenheit, den Täter zu bestrafen? Marcus hatte den Namen David Leoni noch nie gehört. Wenn die Frau recht hatte, war er ermordet worden, während er Nachforschungen über die Pönitenziare anstellte. Er hatte ihr versprochen, den Fall zu lösen, denn er

fürchtete, sie könnte ebenfalls Teil des Racheplans sein, auch wenn er noch nicht wusste, inwiefern. Im Grunde hatte er ihr dieses Versprechen nur gegeben, um Zeit zu gewinnen. Und weil er spürte, dass es eine Verbindung zu den anderen Fällen gab.

Alle, die bisher in die Sache verwickelt waren, hatten ein Unrecht erlitten, das ihr Leben unwiderruflich verändert hatte. Das Böse hatte nicht einfach nur zugeschlagen, sondern auch seine Saat hinterlassen. In einigen Fällen war sie aufgegangen und hatte das Leben der Betroffenen vollkommen vergiftet. Wie ein heimlicher Parasit hatte sich das Böse

von Hass und Groll ernährt und seinen Wirt verändert. Und genau das machte die Verwandlung perfekt: Menschen, die sonst nie auf die Idee gekommen wären, jemanden zu töten, mussten einen schweren Verlust verkraften. Und das machte sie selbst zu Tätern.

Dabei konnte Marcus die Opfer, die sich nicht mit der Wahrheit begnügten, sondern auch strafen wollten, verstehen. Er hatte viel mit ihnen gemeinsam.

Er drehte sich zur Wand neben dem Feldbett um und las sich die beiden letzten Anmerkungen durch, die er sich zu der Szene in dem Prager Hotelzimmer notiert hatte.

»Berstendes Glas.« »Drei Schüsse.« Er ergänzte sie durch das Wort »Linkshänder«.

Was würde er tun, wenn er sich Devoks Mörder gegenübersähe? Dem Mann, der versucht hatte, ihn umzubringen, und der ihm das Gedächtnis geraubt hatte? Würde er das Richtige tun? Kann man jemandem verzeihen, der für seine Taten niemals büßen muss? So gesehen konnte er diejenigen, die auf eine Tat reagierten, indem sie selbst ein Verbrechen begingen, nicht wirklich verurteilen.

Diesen Menschen war eine enorme Macht gegeben worden. *Und derjenige,*

der das getan hatte, war ein Pönitenziar.

Als Marcus das klar geworden war, hatte er nicht mehr gewusst, was er denken sollte: Einerseits hatte er es als Verrat empfunden. Andererseits hatte es ihn enorm erleichtert zu wissen, dass er mit seinem dunklen Drang nicht allein war. Auch wenn er noch nicht wusste, was sein Kollege bezweckte – allein dass hinter jedem gelösten Fall ein Gottesmann steckte, ließ ihn wieder für Lara hoffen.

Er wird sie nicht sterben lassen!, redete er sich ein.

Trotzdem spürte Marcus, dass ihm die Ermittlungen zunehmend entglitten. Die

Studentin, die von Jeremiah Smith entführt worden war, hätte eigentlich seine oberste Priorität sein müssen. Stattdessen dachte er kaum noch an sie. Er hatte sich von den Ereignissen überrollen lassen und darauf vertraut, dass der Urheber des Ganzen noch etwas mit dem Mädchen vorhatte. Doch wie passte die neueste Botschaft des geheimnisvollen Pönitenziars aus der E-Mail an Pietro Zini dazu:

Was gewesen ist, wird wieder sein.

Was, wenn das alles nur den Zweck hatte, dass er Lara fast rettete, aber in letzter Minute doch versagte? Mit diesen Schuldgefühlen würde er anschließend

weiterleben müssen. Wie würde sein neues Gedächtnis das verkraften?

Ich muss der Sache auf den Grund gehen, mir bleibt keine andere Wahl. Aber ich muss es schaffen, bevor der Kreis sich schließt. Nur so kann ich ihr Leben retten!, dachte Marcus.

Zunächst gab es allerdings ein dringenderes Problem, um das er sich kümmern musste.

C.g. 925-31-073.

Das Aktenzeichen, mit dem die Mail endete, verwies auf ein weiteres ungesühntes Verbrechen. Blut war vergossen worden, ohne dass jemand dafür hatte büßen müssen. Und irgendwo

da draußen stand jemand vor der Entscheidung, Opfer zu bleiben oder zum Mörder zu werden.

Zwei Monate nach Beginn seiner neuerlichen Ausbildung hatte Marcus Clemente über das Archiv ausgefragt. Nachdem er schon so viel darüber gehört hatte, wollte er wissen, wann er es besuchen dürfe. Eines späten Abends stand sein Freund dann vor der Tür seiner Dachwohnung in der Via dei Serpenti und sagte: »Es ist so weit.«

Marcus ließ sich durch Rom führen, ohne Fragen zu stellen. Den ersten Teil der Strecke hatten sie mit dem Wagen

zurückgelegt, dann ging es zu Fuß weiter. Nach einer Weile erreichten sie ein altes Gebäude im Zentrum. Clemente forderte ihn auf, ihm in den Keller zu folgen. Dann war er vor ihm durch einen langen, freskierten Flur gegangen, bis sie vor einer kleinen Holztür standen. Mit einem mulmigen Gefühl sah Marcus zu, wie Clemente sie aufsperrte. War er wirklich schon reif dafür? Auf einmal schien es ihm viel zu leicht, dort hineinzugelangen. Seit er das erste Mal vom Archiv gehört hatte, machte es ihm Angst. Im Lauf der Jahrhunderte waren diesem Ort faszinierende, aber auch beunruhigende Namen gegeben worden: die Bibliothek

des Bösen. Das Gedächtnis des Teufels. Marcus hatte sich unter diesem Ort daher eine Vielzahl verschlungener Gänge vorgestellt, voller Regale mit sorgfältig katalogisierten Beständen: ein Labyrinth, das so groß war, dass man sich leicht darin verlaufen konnte oder wahnsinnig wurde, wenn man las, was es enthielt. Doch nachdem Clemente die Tür geöffnet hatte, machte Marcus nur ein verständnisloses Gesicht.

Er stand vor einem kleinen fensterlosen Raum mit nackten Wänden, einem Stuhl und einem Tisch. Auf Letzterem lag eine Akte. Clemente bat ihn, sich zu setzen und sie durchzulesen. Es handelte sich um

die Beichte eines Mannes, der elf Morde begangen hatte. Die Opfer waren ausnahmslos kleine Mädchen gewesen. Den ersten Mord hatte er mit zwanzig begangen, danach hatte er es nicht mehr geschafft, mit dem Töten aufzuhören. Er konnte sich selbst nicht erklären, welch dunkle Macht seine todbringenden Hände führte. Er verspürte einfach nur den unerklärlichen Drang, die furchtbare Tat zu wiederholen.

Ein Serienmörder. Marcus fragte Clemente, ob er das Morden am Ende eingestellt habe.

»Ja«, konnte ihn der Freund beruhigen. Allerdings lagen die Taten mehr als

tausend Jahre zurück.

Auch an den folgenden Abenden brachte Clemente ihn in diesen Raum und legte ihm jeweils einen neuen Fall vor. Schon bald fragte sich Marcus, warum er ihn dazu immer an diesen Ort führte: Hätte er die Akten nicht genauso gut auf dem Dachboden lesen können? Die Antwort war einfach: Diese Isolation war notwendig, damit Marcus eine wichtige Lektion ganz von selbst lernte.

»Das Archiv bin ich!«, sagte er eines Tages zu Clemente.

Der bestätigte ihm, dass die Beweise für das Böse nicht nur an einem geheimen Ort aufbewahrt wurden, sondern dass das

Archiv auch aus den Pönitenziaren selbst bestand: Jeder kannte einen anderen Teil davon auswendig und nahm ihn mit hinaus in die Welt.

Dabei hatte Marcus nach Devoks Tod und bis zu dem Abend bei Zini geglaubt, der Einzige zu sein.

Während er durch das jüdische Ghetto zum Portikus der Octavia hinter der großen Synagoge lief, ließ ihm dieser Gedanke keine Ruhe. Im alten Rom hatte dort einst der Tempel der Juno Regina gestanden, anschließend der von Jupiter Stator. Die Ruinen überspannte ein moderner Steg aus Stahl und Holz, der auch eine gute Sicht auf den Circus

Flaminius bot.

Clemente hielt sich mit beiden Händen am Geländer fest. Er wusste längst Bescheid.

»Wie heißt er?«, fragte Marcus.

Der junge Priester drehte sich nicht um, die Frage hatte ihn überrumpelt.

»Das wissen wir nicht.«

Doch diesmal gab sich Marcus nicht mit so einer lächerlichen Antwort zufrieden. »Wieso kennt ihr die Identität des Pönitenziars nicht?«

»Ich habe nicht gelogen, als ich dir sagte, dass nur Padre Devok eure Namen und Gesichter kannte.«

»Wann hast du dann gelogen?«, trieb

Marcus ihn in die Enge, weil er spürte, dass Clemente ein schlechtes Gewissen hatte.

»All das hat lange vor Jeremiah Smith angefangen.«

»Ihr wusstet also, dass jemand Geheimnisse aus dem Archiv verrät!« Darauf hätte er auch selbst kommen können.

»›Was gewesen ist, wird wieder sein.‹ Du wolltest wissen, was das bedeutet? Prediger Kapitel 1, Vers 9.«

»Seit wann gibt es diese Enthüllungen?«

»Seit Monaten. Es hat schon viel zu viele Tote gegeben, Marcus! Das tut der

Kirche nicht gut.«

Clementes Worte machten ihn traurig. Er hatte geglaubt, all ihre Bemühungen gälten Lara. Stattdessen war alles ganz anders. »Das interessiert euch also: Ihr wollt nur das Leck im Archiv stopfen. Verhindern, dass wir zur Verantwortung gezogen werden, wenn diese Anstiftung zur Selbstjustiz publik wird. Und Lara, was ist mit Lara? Ist sie nur ein dummer Zwischenfall und ihr Tod nur ein unvermeidlicher Kollateralschaden?« Er war wütend.

»Du wurdest hinzugezogen, um das Mädchen zu retten.«

»Das stimmt nicht!«, fuhr ihm Marcus

über den Mund.

»Was diese Pönitenziare getan haben, verstieß gegen die Beschlüsse der Kirchenoberen. Ihr wurdet eures Amtes enthoben, euer Orden wurde abgeschafft. Aber einer wollte weitermachen.«

»Devok.«

»Er war der Meinung, dass es falsch ist aufzuhören. Und dass die Pönitenziare eine wichtige Aufgabe erfüllen. Das Wissen über das Böse, das wir dem Archiv entnehmen können, sollte auch weiterhin zur Verfügung stehen. Devok war von seiner Mission überzeugt. Du und andere Priester habt ihn bei diesem wahnsinnigen Unterfangen unterstützt.«

»Warum kam er nach Prag, um nach mir zu suchen? Was wollte er dort?«

»Das weiß ich nicht – wirklich nicht!«

Marcus ließ seinen Blick über die Ruinen des römischen Kaiserreichs schweifen. Allmählich begriff er seine Rolle. »Immer wenn der Pönitenziar ein Geheimnis lüftet, hinterlässt er Spuren für seine Kollegen. Er will gestoppt werden. Ihr habt mich nur deshalb neu ausgebildet, damit ich ihn finde. Laras Verschwinden war nur ein Vorwand. Auf diese Weise konntet ihr mich einbeziehen, ohne dass ich Verdacht schöpfe. Doch in Wahrheit ist sie euch völlig egal … und ich bin euch auch egal.«

»Das stimmt nicht! Wie kannst du nur so etwas sagen!«

Marcus trat auf Clemente zu, sodass er ihm in die Augen sehen musste. »Wäre das Archiv nicht in Gefahr gewesen, hättet ihr mich ohne Gedächtnis in diesem Krankenhausbett liegen lassen!«

»Nein. Wir hätten dich mit Erinnerungen versorgt, damit du weiterleben kannst. Ich bin nach Prag gefahren, weil Devok dort umgekommen ist. Bei dieser Gelegenheit habe ich erfahren, dass er nicht allein war, als er erschossen wurde. Ich wusste nicht, wer bei ihm gewesen war. Ich wusste nur, dass ein Unbekannter mit einer Amnesie

im Krankenhaus liegt.«

Anfangs hatte sich Marcus diese Geschichte immer wieder erzählen lassen, um sich seiner Identität zu versichern: Clemente hatte im Hotelzimmer in seinen Sachen gesucht und dort einen vatikanischen Diplomatenpass mit einer falschen Identität sowie seine Notizen gefunden. Eine Art Tagebuch, in dem Marcus alles, was ihn betraf, in groben Zügen festgehalten hatte. Vielleicht weil er nicht wollte, dass im Falle seines Todes nur eine namenlose Leiche übrig blieb. Diesem Tagebuch hatte Clemente entnommen, wer er war. Bestätigt hatte sich das jedoch erst, als Marcus ihn nach

seiner Entlassung aus dem Krankenhaus zum Schauplatz eines noch nicht lange zurückliegenden Verbrechens geführt hatte. Marcus war allein durch die Besichtigung des Tatorts in der Lage gewesen, ihm ziemlich genau zu schildern, was dort passiert war.

»Ich habe mich mit dieser Information an meine Vorgesetzten gewandt«, fuhr Clemente fort. »Sie wollten, dass ich die Sache auf sich beruhen lasse. Doch ich habe nicht lockergelassen, weil ich der Meinung war, dass du genau der Richtige bist, der uns weiterhelfen kann. Am Ende konnte ich sie davon überzeugen. Doch du wurdest nie einfach nur benutzt, wenn dir

das Sorgen macht: Du bist für uns eine Riesenchance.«

»Wenn es mir gelingt, den verräterischen Pönitenziar zu finden – was wird dann aus mir?«

»Dann wirst du endlich frei sein, verstehst du das nicht? Aber nicht, weil das irgendjemand dann so verfügt: Du kannst sofort aussteigen, wenn du das willst. Es hängt allein von dir ab. Niemand zwingt dich, zu bleiben. Aber ich weiß, dass du wissen willst, wer du wirklich bist. Und was du jetzt tust, hilft dir, genau das herauszufinden. Wenn du ehrlich bist, musst du das zugeben.«

»Aber danach sind diese Pönitenziare

endgültig Geschichte. Und diesmal werdet ihr dafür sorgen, dass es auch so bleibt.«

»Es gibt einen Grund, warum der Orden abgeschafft wurde.«

»Und der wäre?«, hakte Marcus nach. »Los, sag schon!«

»Es gibt Dinge, die weder ich noch du verstehen können. Beschlüsse, die Vorgesetzte getroffen haben und die ganz bestimmten Erfordernissen geschuldet sind. Unsere Pflicht als Gottesmänner besteht darin, zu gehorchen, ohne Fragen zu stellen. Wir müssen darauf vertrauen, dass man an höherer Stelle weiß, was für uns gut ist.«

Schwalben flatterten zwischen den antiken Säulen umher und zwitscherten in der frischen Morgenluft. Der Tag hatte mit Sonnenschein begonnen, aber die funkelnde Pracht passte nicht zu Marcus' düsterer Stimmung. So unschlüssig er auch war – die Vorstellung, anders zu leben, schreckte ihn nicht. Seit er von seiner Begabung erfahren hatte, hatte er sich verpflichtet gefühlt. So als sei es seine Aufgabe, eine Lösung für das Böse zu finden. Doch jetzt zeigte ihm Clemente eine Alternative auf. Andererseits hatte er recht: Was er da tat, half ihm weiter. Wenn er Lara finden und den Pönitenziar stoppen konnte, hatte er es verdient,

gehen zu dürfen. Anschließend wäre das akzeptabel.

»Was soll ich tun?«

»Finde heraus, ob das Mädchen noch am Leben ist, und rette es!«

Die einzige Möglichkeit, das zu tun, bestand darin, den Spuren des Pönitenziars zu folgen, so viel wusste Marcus. »Es ist ihm gelungen, Fälle zu lösen, die bei uns als ungeklärt galten. Er ist gut.«

»Das bist du auch! Sonst wärest du nicht auch auf die Lösungen gekommen. Du bist wie er!«

Marcus wusste nicht, ob er diesen Vergleich tröstlich oder eher beängstigend

finden sollte. Trotzdem, er musste weitermachen bis zum bitteren Ende.
»Diesmal lautet das Aktenzeichen *c.g. 925-31-073*.«

»Dieser Fall wird dir nicht gefallen!«, warnte ihn Clemente und zog eine Akte unter seinem Regenmantel hervor.
»Jemand ist tot, aber wir wissen nicht, um wen es sich handelt. Sein Mörder hat das Verbrechen gebeichtet, aber wir kennen seinen Namen nicht.«

Marcus nahm Clemente die Aktenmappe ab, die ihm extrem leicht und dünn vorkam. Er schlug sie auf und sah, dass sie nur ein handbeschriebenes Blatt enthielt.

»Was ist das?«

»Die Sündenbeichte eines Selbstmörders.«

7 Uhr 40

Sandra wurde davon wach, dass jemand über ihre Wange strich. Sie schlug die Augen auf und erwartete, Schalber neben sich vorzufinden. Doch sie war allein. Trotzdem hatte sie die Berührung deutlich gespürt.

Ihr Gefährte dieser seltsamen Nacht war bereits aufgestanden. Sie hörte die Dusche rauschen. Gut so! Sandra wusste nicht, ob sie ihm so begegnen wollte. Noch nicht. Sie brauchte erst etwas Zeit für sich. Denn jetzt, am helllichten Tag, fühlte sich alles ganz anders an als gestern im Bett. Ohne Rücksicht auf

persönliche Schamgefühle drang die Sonne durch die Rollläden und beleuchtete ihre auf dem Boden verstreute Unterwäsche, ihre Kleider, die am Fußende zusammengeknautschte Bettdecke und ihren nackten Körper.

»Ich bin nackt«, sagte sie leise vor sich hin, so als würde ihr das erst in diesem Moment richtig klar.

Zuerst gab sie dem Wein die Schuld. Doch das allein war keine Erklärung. Frauen haben nie einfach nur so Sex, dachte sie. Männer schon: Sobald sie Gelegenheit dazu haben, greifen sie zu. Frauen brauchen eine gewisse Vorbereitungsphase. Sie wollen gepflegt

sein, gut riechen. Selbst wenn es so aussieht, als hätten sie einen spontanen One-Night-Stand, haben sie ihn in Wirklichkeit geplant. Obwohl Sandra nicht ahnen konnte, dass ihr eine solche Begegnung bevorstand, hatte sie sich nie gehen lassen. Sie hatte immer auf ihr Äußeres geachtet.

Doch jetzt schämte sich Sandra. Was, wenn Schalber dachte, sie sei leicht zu haben? Sie fürchtete sich vor seinem Urteil. Aber nicht ihretwegen, sondern wegen David. Hatte Schalber Mitleid mit ihm, weil er herausgefunden hatte, wie bereitwillig seine Witwe mit einem anderen ins Bett gegangen war?

Plötzlich merkte sie, dass sie nach einem Grund suchte, Schalber zu hassen. Dabei war er so einfühlsam gewesen, so sanft. Von einem Ausbruch spontaner Leidenschaft konnte keine Rede sein. Rein äußerlich hatte er ihr von Anfang an gefallen. Vielleicht war sie deshalb so wütend. Es war so klischeehaft: Was sich neckt, das liebt sich. Sie kam sich vor wie fünfzehn. Jetzt fehlte nur noch, dass sie den Neuen mit David verglich. Das war alles völlig lächerlich. Also schob sie ihre Gedanken beiseite und überwand sich, endlich aufzustehen. Sie hob ihre Unterwäsche auf und schlüpfte hastig hinein, bevor Schalber aus der Dusche

kam.

Sie setzte sich aufs Bett und wartete, dass das Bad frei würde. Unter dem warmen Wasserstrahl würde sie wieder zu sich kommen.

Sie liebte David immer noch. Dabei lag die Betonung auf »noch«. Schon seit einiger Zeit hatte sich dieses Wörtchen heimlich in ihre Gedanken an David eingeschlichen und damit vorweggenommen, was irgendwann zwangsläufig passieren würde: Alles ändert sich, alles verwandelt sich, und irgendwann würden sich auch ihre Gefühle ändern. Was würde sie wohl in zwanzig, dreißig Jahren für David

empfinden? Sie war jetzt neunundzwanzig Jahre alt und würde ihren Lebensweg fortsetzen, obwohl seiner zu Ende war. Sie würde immer zurückblicken, doch ihr Mann würde immer kleiner werden. Ihre gemeinsame Zeit war intensiv gewesen, aber nicht lange genug, wenn man bedachte, wie viel Zeit noch vor ihr lag. Sie war eine Witwe, aber noch längst nicht zu alt, sich einem Mann hinzugeben.

Sie hatte Angst, David zu vergessen. Deshalb klammerte sie sich so verzweifelt an ihre Erinnerungen. David und sie hatten sich oft geliebt, aber zweimal war es etwas ganz Besonderes gewesen.

Das allererste Mal, nach ihrer dritten Verabredung, im Auto auf dem Weg nach Hause. Sie hatten am Straßenrand gehalten und waren auf dem Rücksitz übereinander hergefallen, so als hätten sie geahnt, dass ihre gemeinsame Zeit begrenzt war.

Das zweite Mal, wenige Monate bevor ihr Mann ermordet wurde, war in vierlerlei Hinsicht nicht anders gewesen als sonst. Sie hatten so ihre Rituale, die vorsahen, dass sie sich den ganzen Abend lang Komplimente machten. Sie ließ zu, dass er ihr immer näher kam, schob die Belohnung aber immer weiter hinaus. Das war nicht nur irgendein Spielchen, um

das Liebesleben aufregender zu gestalten, sondern ihre Art, ein Versprechen zu bekräftigen: das Versprechen, dass sie sich nie als selbstverständlich betrachten würden.

An jenem Tag war etwas vorgefallen. David war von einer monatelangen Reise zurückgekehrt und konnte nicht ahnen, was in seiner Abwesenheit geschehen war. Und sie hatte sich nicht das Geringste anmerken lassen. Sie hatte einfach das Ritual befolgt, das damit endete, dass sie sich liebten.

Sie hatte nie darüber geredet, mit niemandem. Sie verbat sich sogar, daran zu denken. David hatte nie davon

erfahren, denn hätte sie es ihm gebeichtet, hätte er sie verlassen, davon war sie überzeugt. Es gab ein Wort für ihre Schuld, doch sie hatte es nie ausgesprochen.

»Es war eine Sünde«, sagte sie nun zu sich selbst. Dann warf sie einen Blick auf die geschlossene Badezimmertür. Und letzte Nacht?, fragte sie sich. Wie sollte sie sich jetzt verhalten? Mit einem Mal fühlte sie sich furchtbar befangen. Um sich abzulenken, sah sie auf die Uhr. Sie war seit zwanzig Minuten wach, und Schalber war noch immer im Bad. Sie hörte nach wie vor die Dusche rauschen, merkte aber erst jetzt, wie monoton das

Rauschen klang. Das Geräusch war konstant, so als treffe das Wasser auf keinerlei Widerstand.

Sandra sprang auf und stürzte zur Badezimmertür. Die Klinke ließ sich leicht herunterdrücken. Eine Dampfwolke hüllte sie ein. Sie versuchte, sie mit der Hand wegzuwedeln, und warf einen Blick auf die Duschkabine: Hinter dem opaken Glas war kein Schatten zu sehen. Sie riss die Tür auf.

Das Wasser lief, aber niemand stand darunter.

Es gab nur einen Grund für Schalber, sich solch eines Tricks zu bedienen. Sandra drehte sich abrupt zur Toilette

um. Sie hob den Deckel des Spülkastens und sah, dass die Plastikhülle, die sie dort versteckt hatte, noch da war. Sie holte sie heraus, um ihren Inhalt zu überprüfen. Statt Davids Beweisfotos enthielt sie eine Fahrkarte nach Mailand.

Sandra setzte sich auf den feuchten Boden und raufte sich die Haare. Ihr war zum Weinen zumute. Sie verbot sich die Frage, ob die Zuneigung, die sie in der vergangenen Nacht gespürt hatte, in Wirklichkeit Teil des Betrugs gewesen war. Stattdessen dachte sie wieder an den Abend, als David und sie sich geliebt hatten, obwohl sie ihm etwas verheimlichte. Lange hatte sie versucht,

dieses Geheimnis zu verdrängen, aber jetzt hörte es nicht auf, sie zu quälen.

Ja, ich habe gesündigt!, gab sie zu. Und Davids Tod war meine Strafe.

Sie versuchte, Schalber auf dem Handy zu erreichen. Aber die Roboterstimme, die ihr mitteilte, der Anschluss sei vorübergehend nicht erreichbar, machte alle ihre Hoffnungen zunichte. Er war für sie nicht mehr zu sprechen, da war sie sich sicher. Doch sie hatte keine Zeit, sich Vorwürfe zu machen, sie musste handeln.

Sie hatte eine Abmachung mit dem Priester mit der Narbe an der Schläfe. Aber jetzt, da Schalber das Foto von ihm besaß, konnte er ihn leicht identifizieren.

Würde er den Priester verhaften, wäre das für sie das Aus. Die Spur, die zum Mörder ihres Mannes führte, endete bei dem dunklen Foto. Der Pönitenziar war also ihre letzte Hoffnung.

Sie musste ihn warnen, bevor es zu spät war.

Doch sie wusste nicht, wie sie ihn erreichen konnte. Gleichzeitig konnte sie nicht warten, bis sich der Pönitenziar von sich aus meldete, wie er es versprochen hatte. Sie musste dringend etwas unternehmen.Villeicht gab es Neuigkeiten im Figaro-Fall.

Im *Museum der Seelen im Fegefeuer* hatte sie dem Priester am Vorabend einen

Hinweis gegeben. Er hatte ihr zugehört und war sofort mit den Worten davongeeilt, er müsse sich beeilen, bevor es zu spät sei.

Sandra ging in die Küche und schaltete das kleine Fernsehgerät auf der Kommode ein. Nachdem sie mehrmals hin und her geschaltet hatte, landete sie bei einer Nachrichtensendung. Die Moderatorin berichtete, dass im Park Villa Glori die Leiche einer bisher noch nicht identifizierten jungen Frau gefunden worden sei. Dann kam sie auf weitere Gräueltaten zu sprechen und nannte die Namen zweier Toter in Trastevere: Federico Noni und Pietro Zini.

Sandra traute ihren Augen kaum. Welche Rolle hatte sie bei alldem gespielt? War sie in irgendeiner Weise für die Todesfälle verantwortlich? Als sie von der Abfolge der Ereignisse erfuhr, beruhigte sie sich wieder: Während dieses Drama seinen Lauf nahm, hatte sie sich gerade mit dem Pönitenziar unterhalten. Er war also auch nicht dabei gewesen, als es passierte.

Der Fall Figaro galt als abgeschlossen. Er konnte sie also nicht mehr zu den Pönitenziaren führen.

Sie war frustriert, wusste nicht, wo sie anfangen sollte.

Moment mal!, dachte sie. Woher hatte

Schalber noch mal gewusst, dass die Pönitenziare sich mit dem Fall Figaro beschäftigt hatten?

Er hatte in einer Villa vor den Toren Roms, die gerade von der Polizei durchsucht wurde, Wanzen installiert und die Pönitenziare, als sie dort waren, abgehört.

Welche Villa war das gewesen? Und was hatte die Pönitenziare dorthin geführt?

Sandra nahm ihr Handy aus der Tasche und rief die Nummer an, die ganz oben auf ihrer Anrufliste stand. Nach dem sechsten Läuten ging De Michelis dran.

»Was kann ich für dich tun, Vega?«

»Ispettore, ich brauche noch mal deine Hilfe.«

»Dafür bin ich ja da.« Er war guter Laune.

»Weißt du zufällig, ob unsere Kollegen in den letzten Tagen eine Villa in Rom durchsucht haben? Es muss ein wichtiger Fall sein.«

»Ja, liest du denn keine Zeitungen?«

Sie war sprachlos. »Was ist mir entgangen?«

»Dort ist ein Serienmörder gefasst worden. Ein gefundenes Fressen für die Medien, das müsstest du doch mitbekommen haben!«

Offensichtlich hatte sie etwas verpasst. »Klär mich auf!«

»Ich habe nicht viel Zeit.« Im Hintergrund waren Stimmen zu hören. Offensichtlich hatte sich De Michelis ein wenig abgesondert, um ungestört telefonieren zu können. »Also: Es geht um einen gewissen Jeremiah Smith, vier Opfer in sechs Jahren. Vor ein paar Tagen hatte er einen Herzinfarkt. Es kommt ein Krankenwagen, und noch während des Rettungseinsatzes stellt sich heraus, dass er ein Mörder ist. Er liegt im Krankenhaus, ist aber so gut wie tot.«

Sandra wurde nachdenklich. »Verstehe. Ich muss dich um einen Gefallen bitten.«

»Noch einen?«

»Diesmal um einen besonders großen.«

De Michelis murmelte irgendetwas, das sie nicht verstand. Dann sagte er: »Raus mit der Sprache …«

»Ich brauche einen Dienstbefehl für diesen Fall.«

»Das soll wohl ein Scherz sein?«

»Ist dir lieber, ich ermittle ohne Auftrag? Du weißt, dass ich das tun würde.«

De Michelis überlegte kurz. »Irgendwann wirst du mir das alles erklären, versprochen? Damit ich mich nicht länger wie ein Idiot fühle, dass ich dir einen solchen Vertrauensvorschuss

gebe.«

»Versprochen.«

»Gut, ich faxe dir den Befehl in einer Stunde ins Präsidium in Rom. Ich muss mir eine glaubwürdige Begründung ausdenken, aber mir wird schon was einfallen. Schließlich habe ich viel Phantasie.«

Dann legte er auf. Sandra war wieder im Spiel. Sie riss die Zugfahrkarte, die Schalber ihr anstelle der Fotohinweise hinterlassen hatte, in winzige Stücke und verstreute sie überall in der Wohnung. Sie war fest davon überzeugt, dass sie sich nie wiedersehen würden, und es tat ihr weh. Sie vermied es, daran zu denken,

und überlegte, was sie als Nächstes tun musste: Sie würde zum Präsidium gehen und den Dienstbefehl abholen. Anschließend würde sie sich die Akte zum Fall Jeremiah Smith geben lassen. Sie würde sie genauestens durchlesen und sich auf ihre Intuition verlassen. Denn wenn sich die Pönitenziare für diesen Fall interessierten, war er alles andere als abgeschlossen.

8 Uhr 01

Marcus saß an einem der langen Tische der Caritas-Mensa. An den Wänden hingen Kreuze und Poster mit Bibelzitaten. Ein penetranter Geruch nach Brühe und Frittierfett breitete sich im Refektorium aus. Um die Zeit am Vormittag waren die Obdachlosen, die regelmäßig hierherkamen, schon längst gegangen. In der Küche wurde bereits das Mittagessen vorbereitet. Zum Frühstück stand man hier normalerweise schon ab fünf Schlange. Um sieben waren alle wieder draußen, außer es regnete oder war kalt. Marcus wusste, dass sich viele

von ihnen nicht mehr lange in geschlossenen Räumen aufhalten konnten und jede Unterbringung ablehnten. Selbst wenn es nur für eine Nacht war. Das galt vor allem für die, die eine Weile im Gefängnis oder in der Psychiatrie verbracht hatten. Der vorübergehende Freiheitsentzug hatte dazu geführt, dass sie sich im normalen Leben nicht mehr zurechtfanden.

Hier hieß Don Michele Fuente sie mit einem aufrichtigen Lächeln willkommen und versorgte sie mit warmen Mahlzeiten und menschlicher Wärme. Marcus sah zu, wie er seinen Mitarbeitern Anweisungen gab, damit sie auf den erneuten Ansturm

Verzweifelter vorbereitet waren, der ihnen in wenigen Stunden bevorstand. Im Vergleich zu diesem Priester und seiner Mission fühlte er sich nur wie ein halber Geistlicher.

Als Don Michele einen Moment Zeit hatte, setzte er sich Marcus gegenüber. »Padre Clemente hat mir Ihren Besuch angekündigt. Er hat nur gesagt, dass Sie ebenfalls Priester sind und dass ich Sie nicht nach Ihrem Namen fragen soll.«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, dann …«

»Es macht mir nichts aus!«, beruhigte ihn der Priester. Er war untersetzt, hatte rote Pausbacken und einen Talar voller

Krümel und Fettflecken. Er war um die fünfzig, hatte kleine Hände und ungekämmtes Haar. Er trug eine schwarze runde Brille, abgelaufene Nike-Turnschuhe und eine Plastikuhr, auf die er immer wieder blickte.

»Sie haben vor drei Jahren jemandem die Beichte abgenommen«, sagte Marcus.

»Nun, ich habe so einige Beichten abgenommen.«

»An diese dürften Sie sich noch erinnern können. Man spricht nicht jeden Tag mit einem Selbstmordkandidaten.«

Don Michele wirkte nicht weiter überrascht, strahlte jedoch keine Herzlichkeit mehr aus. »Ich habe den

Wortlaut der Beichte ordnungsgemäß notiert und sie an die Pönitenziarie weitergeleitet. Ich konnte ihn nicht von seinen Sünden freisprechen, denn was er mir gebeichtet hat, war furchtbar.«

»Ich habe die Zusammenfassung gelesen, würde die Sache aber gern noch mal aus Ihrem Mund hören.«

»Warum?« Die Frage klang flehend, der Priester wollte nur ungern darüber sprechen.

»Es ist wichtig für mich, dass ich mir einen unmittelbaren Eindruck verschaffe. Ich muss sämtliche Nuancen dieser Unterredung kennen.«

Don Michele schien sich einen Ruck zu

geben. »Es war elf Uhr abends, wir wollten gerade schließen. Ich weiß noch, dass mir der Mann aufgefallen war, weil er schon den ganzen Abend auf der gegenüberliegenden Straßenseite gestanden hatte. Er schien all seinen Mut zusammennehmen zu müssen, um hereinzukommen. Nachdem der letzte Gast die Mensa verlassen hatte, rang er sich endlich dazu durch. Er kam direkt auf mich zu und bat mich, ihm die Beichte abzunehmen. Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen. Er trug einen dicken Mantel und einen Hut und legte beides nicht ab, so als hätte er es eilig. Auch unser Gespräch fand in aller Eile statt. Er

suchte weder Trost noch Verständnis, sondern wollte sich nur von dieser Last befreien.«

»Und was hat er genau gesagt?«

Der Priester kratzte sich den grauen, ungepflegten Bart. »Ich begriff sofort, dass er eine Verzweiflungstat im Sinn hatte: Gestik und Stimme wirkten gequält, er meinte es ernst. Der Mann wusste, dass es für das, was er vorhatte, keine Vergebung gibt. Aber er war nicht gekommen, um um Vergebung für eine Sünde zu bitten, die er noch gar nicht begangen hatte.« Der Priester schwieg einen Moment. »Er bat nicht um Vergebung für seine Selbstmordabsichten,

sondern für einen Mord.«

Don Michele Fuente war Straßenpriester und kam als solcher ständig mit den weniger schönen Seiten des Lebens in Berührung. Dennoch konnte Marcus sein Unbehagen in diesem Fall gut verstehen, schließlich war ihm eine Todsünde anvertraut worden. »Wen hatte er getötet und warum?«

Der Priester nahm die Brille ab und putzte sie mit seinem Talar. »Das hat er mir nicht gesagt. Als ich ihn danach fragte, wich er mir aus und meinte, es sei besser, ich wisse nichts davon, um nicht in Gefahr zu geraten. Er wollte nur, dass ich ihm die Absolution erteile. Als ich ihm

sagte, dass mir das als einfacher Priester wegen der Schwere seiner Schuld verwehrt sei, traf ihn das schwer. Er bedankte sich und verschwand ohne ein weiteres Wort.«

So knapp und unkonkret diese wenig aufschlussreiche Zusammenfassung auch war – mehr stand Marcus nicht zur Verfügung.

Beichten von Mördern wurden von der Pönitenziarie separat aufbewahrt. Als er das erste Mal im Archiv gewesen war, hatte ihn Clemente gewarnt: »Vergiss nicht, dass das, was du hier liest, kein Verhörprotokoll aus einer Polizeidatenbank ist. Dabei gewährt die

Objektivität noch einen gewissen Schutz. Bei uns ist die Beschreibung des Tathergangs rein subjektiv, schließlich kennen wir ihn nur aus der Perspektive des Mörders. Manchmal identifiziert man sich sogar mit ihm. Lass nicht zu, dass dich das Böse an der Nase herumführt! Vergiss nicht, dass es nur eine Illusion ist, denn sonst kann es gefährlich werden.«

Als Marcus sich die Beichten durchgelesen hatte, staunte er über die Details. Jede dieser Schilderungen enthielt etwas, was mit der Tat selbst nichts zu tun haben schien: Ein Mörder erinnerte sich beispielsweise an die roten Schuhe seines Opfers, und auch das hatte der

Priester aufgeschrieben. Dieses Detail war völlig irrelevant und würde keinerlei Einfluss auf das Urteil haben. Trotzdem wirkte es inmitten all der furchtbaren Gewalttaten wie eine Art Fluchtweg, eine Art Notausgang. Rote Schuhe: Für einen kurzen Moment unterbrach ein Farbfleck den Erzählfluss und erlaubte dem Leser, wieder zu Atem zu kommen. In Don Micheles Zusammenfassung fehlte so ein Detail. Daher vermutete Marcus, dass der Priester nicht alles gesagt hatte. »Sie wissen, wer der Beichtende war, stimmt's?«

Der Priester zögerte eine Idee zu lange, und Marcus war sich nun sicher, dass er

sich nicht getäuscht hatte. »Ich habe ihn ein paar Tage später in der Zeitung gesehen.«

»Aber als Sie die Beichte weitergeleitet haben, haben Sie seinen Namen nicht eingefügt.«

»Ich habe mich mit dem Bischof beraten, der der Ansicht war, ich solle ihn weglassen.«

»Warum?«

»Weil ihn alle für einen guten Menschen gehalten haben«, sagte der Priester lapidar. »Er hat in Angola ein großes Krankenhaus gebaut, in einem der ärmsten Länder der Welt. Der Bischof hat mich überzeugt, dass es nichts bringt, das

Andenken eines großen Wohltäters zu beschmutzen. Stattdessen sollte er weiterhin als Vorbild gelten. Uns stehe es schließlich nicht zu, über ihn zu richten.«

»Wie hieß er?«, hakte Marcus nach.

Der Priester seufzte. »Alberto Canestrari.«

Er spürte, dass der Priester noch mehr wusste, wollte aber nicht weiter in ihn dringen. Er musterte ihn schweigend und wartete, dass er von sich aus mehr sagte.

»Da wäre noch etwas«, fügte Don Michele kleinlaut hinzu. »In den Zeitungen stand, er wäre eines natürlichen Todes gestorben.«

Alberto Canestrari war nicht nur ein weltberühmter Chirurg gewesen, ein Vorzeigemediziner und Vorreiter seiner Zunft: Er war vor allem ein Menschenfreund.

Das sah man an den Verdienstorden, die in seiner Praxis in der Via Ludovisi an den Wänden hingen, aber auch an dem, was in den gerahmten Zeitungsartikeln stand. Sie handelten von seinen zahlreichen Erfindungen, mit denen er die Chirurgietechnik vorangetrieben hatte, oder priesen seine Großzügigkeit, weil er sein Können auch Drittweltländern zur Verfügung gestellt hatte.

Sein größtes Vermächtnis war der Bau

eines riesigen Krankenhauses in Angola, in dem er höchstpersönlich operierte.

Dieselben Zeitungen, die ihn gefeiert hatten, brachten auch die Nachricht von seinem plötzlichen Tod aus natürlicher Ursache.

Marcus hatte sich in die einstige Praxis eingeschlichen. Sie lag im dritten Stock eines vornehmen Palazzo, in direkter Nähe der Via Veneto. Er musterte kurz die Hinterlassenschaften und das lächelnde Gesicht des fünfzigjährigen Arztes auf den üblichen Fotos, die ihn mit verschiedenen Prominenten, aber auch mit Patienten zeigten. Viele davon waren Afrikaner, die ihm ihre Genesung und in

einigen Fällen sogar das Leben verdankten. Sie waren seine große Familie. Da er sich ganz seinem Beruf verschrieben hatte, war der Chirurg nicht verheiratet gewesen.

Hätte Marcus den Mann anhand dieser Anhäufung lobender Adjektive beurteilen müssen, hätte er ihn zweifellos als guten Christenmenschen bezeichnet. Aber das konnte auch nur Fassade sein: Aus Erfahrung wusste er, dass man nicht vorschnell urteilen durfte – und schon gar nicht angesichts dessen, was der Chirurg kurz vor seinem Tod bei seiner letzten Beichte gesagt hatte.

Die Öffentlichkeit wusste nicht, dass

Alberto Canestrari Selbstmord begangen hatte.

Marcus konnte sich nicht vorstellen, dass dem angekündigten Selbstmord ein natürlicher Tod gefolgt war. Da steckt etwas anderes dahinter!, dachte er.

Die Praxis bestand aus einem großen Warteraum, einer Rezeption und aus einem Zimmer mit einem großen Mahagonischreibtisch und edel eingebundenen Medizinbüchern in Regalen an den Wänden. Eine Schiebetür verbarg einen kleinen Untersuchungsraum, der eine Liege, medizinische Instrumente und einen Schrank mit Arzneimitteln enthielt. Doch

zuerst sah sich Marcus im Sprechzimmer um. Dort standen Ledersofas und der Drehsessel, in dem der Chirurg, den Medien zufolge, tot aufgefunden worden war.

Warum bin ich hier?, fragte er sich.

Wenn dieser Mann tatsächlich gemordet hatte, war die Sache längst erledigt, und Marcus hätte sich eigentlich nicht mehr damit beschäftigen müssen: Der Mörder war tot, sodass der geheimnisvolle Pönitenziar keine Vergeltungsaktion mehr in die Wege leiten konnte. Aber wenn er ihn bis hierher geführt hatte, musste an diesem Ort eine wichtige Wahrheit zu finden

sein.

Eins nach dem anderen!, ermahnte sich Marcus. Zunächst einmal musste er sich an die Fakten halten, und das Erste, was auffiel, war der Selbstmord.

Canestrari hatte weder Frau noch Kinder. Nach seinem Tod war ein Erbstreit zwischen seinen Nichten und Neffen entbrannt. Deshalb war die Praxis, um die ebenfalls gestritten wurde, in den letzten drei Jahren unangetastet geblieben. Sämtliche Fenster waren verriegelt, und jeder Einrichtungsgegenstand war von einer dicken Staubschicht bedeckt. Von dem gleichen Staub, der in dem Licht

schwebte, das durch die Fensterläden fiel. Obwohl der Ort unverändert war, wirkte er nicht wie ein Tatort. Fast sehnte sich Marcus nach einem richtigen Verbrechensschauplatz voller Spuren, denen man nachgehen konnte. In dem Chaos, das das Böse anrichtete, war es einfacher, Auffälligkeiten zu erkennen. Die scheinbare Ordnung, die dieser Ort ausstrahlte, machte alles nur komplizierter. Sie war eine Herausforderung, der er ganz anders begegnen musste. Er musste sich in Alberto Canestrari hineinversetzen.

Was ist mir am wichtigsten?, fragte er sich. Der Ruhm reizt mich, ist aber kein

Muss. Leider wird man nicht dadurch populär, dass man Leben rettet oder als Wohltäter auftritt. Der Beruf also. Doch meine Begabung ist für andere wichtiger als für mich. Das ist es also auch nicht, was mir wirklich am Herzen liegt.

Die Lösung kam wie angeflogen, noch während Marcus die Wand musterte, die den Arzt feierte. Der gute Name! Der war wirklich wichtig. Mein Ruf ist mein kostbarster Besitz.

Weil ich davon überzeugt bin, ein guter Mensch zu sein.

Marcus setzte sich in Canestraris Sessel, stützte das Kinn in die Hand und stellte sich die eine, wesentliche Frage.

Wie kann ich mich umbringen und alle Welt glauben machen, dass ich eines natürlichen Todes gestorben bin?

Das, wovor sich der Chirurg am meisten fürchtete, war ein Skandal. Nie hätte er zugelassen, dass sein Ruf besudelt wurde. Deshalb musste er sich etwas ausdenken. Marcus war sich sicher, der Lösung des Rätsels ganz nah zu sein.

Sie befindet sich in Reichweite!, dachte er. Dann drehte er den Sessel so, dass er das Bücherregal im Blick hatte.

Einen natürlichen Tod zu simulieren, durfte für jemanden, der mit den Geheimnissen des Lebens vertraut war, nicht allzu schwer sein. Bestimmt gab es

da eine ganz einfache, über jeden Verdacht erhabene Methode. Und anschließend würde niemand ermitteln, niemand nachhaken: Immerhin war hier ein hoch angesehener Mann gestorben.

Marcus stand auf und begann, sich die Titel der Bücher anzusehen. Er brauchte eine Weile, bis er fand, was er suchte.

Es handelte sich um ein Lexikon der Gifte und verzeichnete solche, die in der Natur vorkamen, aber auch künstlich hergestellte.

Marcus blätterte es durch und überflog die Einträge zu Arsen und Antimon, Belladonna und Nitrobenzin, Phenacetin und Chloroform. Er informierte sich über

die tödliche Dosis der Wirkstoffe, ihre Anwendungsgebiete und Nebenwirkungen. Bis er auf den Eintrag stieß, der ihm die Antwort lieferte.

Succinylcholin.

Ein Muskelrelaxans, das für Narkosezwecke benutzt wurde.

Canestrari war Chirurg, somit durfte es ihm bestens bekannt gewesen sein. In dem Lexikoneintrag wurde es als eine Art synthetisches Curare-Gift beschrieben, da es die Patienten für die Dauer des Eingriffs lähmte und dadurch gefährliche Zuckungen oder unwillkürliche Bewegungen verhinderte.

Während Marcus sich die

Eigenschaften des Mittels durchlas, gelangte er zu dem Schluss, dass Canestrari eine Dosis von einem Milligramm genügt haben musste, um seine Atemmuskulatur zu lähmen. Nach wenigen Minuten war er erstickt. Ihm selbst mussten sie wie eine Ewigkeit vorgekommen sein – ein grausamer Tod, keiner, um den man ihn beneidete. Aber dafür sehr effizient, da die Lähmung unwiderruflich war. Hatte er sich den Wirkstoff erst einmal gespritzt, gab es keinen Weg zurück.

Aber der Chirurg hatte ihn auch noch aus einem anderen Grund ausgewählt.

Marcus staunte, dass die

Haupteigenschaft von Succinylcholin die war, dass es sich toxikologisch nicht nachweisen ließ. Ganz einfach, weil es aus Succinyl und Cholin bestand – beides Substanzen, die ganz natürlich im Körper vorkamen. Somit würde es keine Zweifel an einem natürlichen Tod geben. Kein Gerichtsmediziner würde auf die Idee kommen, nach einer winzigen Einstichstelle zu suchen, beispielsweise zwischen den Zehen.

Damit war der gute Ruf gerettet.

Tja … aber was war mit der Spritze?, dachte Marcus. Wo war sie geblieben?

Marcus nahm sich vor, dem auf den Grund zu gehen. Als er auf Clementes

Dossier gewartet hatte, hatte er im Internet gelesen, dass eine Arzthelferin die Leiche des Chirurgen gefunden hatte, und zwar frühmorgens, kurz bevor die Praxis aufmachte. Vielleicht hatte sie den peinlichen Beweis für einen unnatürlichen Tod verschwinden lassen.

Aber darauf hatte sich Canestrari nicht verlassen können, dachte Marcus. Er musste fest davon ausgegangen sein, dass jemand die Spritze beseitigen würde. Warum?

Marcus sah sich in dem Zimmer um, in dem sich der berühmte Mediziner umgebracht hatte. Die Praxis war sein Lebensmittelpunkt gewesen. Aber das war

nicht der Grund, warum er sie als Todesort ausgewählt hatte, sondern weil er sich sicher sein konnte, dass hier jemand seinen Plan vollenden würde. Jemand, der ein Interesse daran hatte, die Spritze verschwinden zu lassen.

Er hat es hier getan, weil er wusste, dass er beobachtet wurde.

Marcus sprang auf und suchte das Zimmer ab. Wo konnten sie sie versteckt haben? In der Elektrik!, lautete die Antwort.

Er ging zum Lichtschalter an der Wand und sah, dass sich daneben ein kleines Loch befand. Also nahm er den Brieföffner vom Schreibtisch, um den

Schalter zu entfernen. Erst lockerte er die Schrauben, dann riss er ihn regelrecht von der Wand.

Ein Blick genügte, und schon hatte er das Kabel einer Sendestation entdeckt, das mit den elektrischen Leitungen zusammengewickelt war.

Wer auch immer die Mikrokamera installiert hatte, verstand etwas von seinem Job.

Aber wenn jemand die Arztpraxis zum Zeitpunkt von Canestraris Selbstmord beobachtet hatte, warum war das Gerät dann drei Jahre später noch da? Marcus begriff, dass er in großer Gefahr schwebte. Seine Anwesenheit war

bestimmt längst bemerkt worden.

Sie haben mich gewähren lassen, bis sie wussten, wer ich bin. Aber jetzt werden sie gleich hier sein.

Er musste sofort verschwinden und wollte schon zum Ausgang rennen, als er ein Geräusch aus dem Flur hörte. Vorsichtig spähte er über die Schwelle und sah einen grobschlächtigen Kerl in Anzug und Krawatte, der vor lauter Kraft kaum laufen konnte. Marcus zog sich unbemerkt zurück. Sein einziger Fluchtweg wurde ihm von diesem Schrank von einem Menschen versperrt.

Er sah sich um, wobei sein Blick auf die Schiebetür zum Untersuchungsraum fiel.

Vielleicht konnte er sich darin verstecken. War der Mann erst im Sprechzimmer, hatte er die Möglichkeit, ihm zu entwischen. Er war der Beweglichere, er musste nur schnell genug sein.

Der Mann erreichte die Schwelle, blieb stehen und suchte nach dem Eindringling. Sein Kopf drehte sich langsam auf dem dicken Hals. Zwei winzige Augen erkundeten das Halbdunkel, ohne etwas zu erkennen. Dann bemerkte er die Schiebetür zum Nebenraum. Er ging darauf zu und steckte zwei dicke Finger in den Spalt. Mit einem Ruck zog er sie auf und drang in den Untersuchungsraum ein. Zu spät

bemerkte er, dass er leer war: Hinter ihm schloss sich rasch die Tür.

Marcus war froh, dass er seinen Plan in letzter Minute geändert hatte. Er hatte sich unter Canestraris Schreibtisch versteckt, und als der Mann in die Falle gegangen war, war er darunter hervorgesprungen, um ihn einzusperren. Die Schiebetür wackelte, weil von innen dagegengetreten wurde. Marcus ließ den Griff los und rannte davon. Schon im Flur hörte er die Schritte des brutalen Kerls hinter sich. Marcus schaffte es hinaus auf den Treppenabsatz und knallte die Praxistür hinter sich zu, um seinen Verfolger aufzuhalten. Doch viel nutzte

ihm das nicht. Er floh die Treppe hinunter, als ihm einfiel, dass der Mann vielleicht einen Komplizen hatte, der den Eingang im Auge behielt. Als er einen Notausgang entdeckte, beschloss er, ihn zu benutzen. Die Treppe war extrem schmal und die Stufen kurz: Er musste mehrere auf einmal nehmen, um seinen Vorsprung nicht zu verlieren. Doch der Kerl war schneller als gedacht und hatte ihn fast eingeholt. Die drei Stockwerke, die sie noch vom Erdgeschoss trennten, kamen ihm endlos vor. Hinter der letzten Tür lag seine Rettung. Doch als er sie aufriss, fand er sich nicht auf der Straße, sondern in einer Parkgarage wieder. Am

Ende des riesigen Raums sah er einen Aufzug, dessen Türen sich gerade öffneten. Aber anstatt ihm eine neue Fluchtmöglichkeit zu bieten, gaben sie einen zweiten Mann in Anzug und Krawatte frei, der ihn erkannte und auf ihn zurannte. Zwei Verfolger konnte er unmöglich abschütteln. Er war jetzt schon außer Atem und wusste, dass er nicht mehr lange durchhalten würde. Er lief die Rampe für die Fahrzeuge hinauf und wurde beinahe von einem ihm entgegenkommenden Auto erfasst, dessen Fahrer laut hupte. Als Marcus das Erdgeschoss erreichte, hatten seine Verfolger ihn fast eingeholt. Doch

plötzlich blieben sie stehen.

Vor ihnen befand sich ein menschlicher Schutzschild aus chinesischen Touristen.

Marcus hatte sie benutzt, um unbemerkt zu verschwinden. Von einer dunklen Ecke aus sah er seinen Verfolgern die Enttäuschung an. Sie beugten sich vor und rangen mühsam nach Luft.

Wer waren die beiden? Wer hatte sie geschickt? Und was hatte derjenige mit Alberto Canestraris Tod zu tun?

11 Uhr

Sandra stellte sich den Wachtposten am Tor der Villa von Jeremiah Smith vor – den Dienstausweis um den Hals und den Dienstbefehl von De Michelis in der Hand. Die Beamten kontrollierten ihre Befugnisse und tauschten erfreute Blicke. Sandra hatte das Gefühl, dass sich die Männerwelt auf einmal wieder für sie interessierte. Und sie wusste auch, warum: Die mit Schalber verbrachte Nacht hatte sie von ihrem Trauerschleier befreit. Sie ertrug die Prozedur mit gespielter Resignation, bis die Beamten sie durchließen – nicht ohne sich dafür zu

entschuldigen, dass sie sie so lange aufgehalten hatten.

Sie ging die Auffahrt zum Wohnsitz von Jeremiah Smith hinauf. Der Garten war verwildert, Unkraut überwucherte die großen Blumenschalen. Hie und da waren steinerne Nymphen und Venusfiguren zu sehen, einige davon ohne Gliedmaßen. Efeu rankte sich um einen Brunnen, das darin stehende Wasser hatte sich grünlich verfärbt. Das Haus war wie ein im Lauf der Zeit ergrauter Felsblock. Eine breite Treppe führte zum Eingang hinauf und wand sich dann weiter nach oben. Anstatt die Fassade zu schmücken, schien sie sie wie ein Sockel

zu stützen.

Sandra stieg die zum Teil bröckelnden Stufen empor. Kaum hatte sie das Haus betreten, war jegliches Tageslicht verschwunden: Die dunklen Flurwände hatten es verschluckt. Ein seltsames Gefühl überkam sie, als befände sie sich in einem schwarzen Loch, das alles verschlang. Wer hier hineingeriet, würde nie mehr herauskommen.

Die Spurensicherung war noch nicht fertig, aber das meiste war bereits erledigt. Die Kollegen waren gerade dabei, die Möbel zu untersuchen. Sie zogen Schubladen heraus, kippten ihren Inhalt auf den Boden und gingen ihn durch. Sie

kontrollierten die Sofapolster und nahmen Kissenfüllungen heraus. Jemand suchte die Wände mit einem Stethoskop nach Hohlräumen ab, die als Versteck dienen konnten.

Ein großer magerer Mann in einem auffälligen Anzug gab Hundeführern Anweisungen und schickte sie in den Garten. Er bemerkte sie und gab ihr ein Zeichen, dass sie kurz warten solle. Sandra nickte und blieb im Eingangsbereich stehen. Polizisten und Hunde verließen das Haus, wobei die Tiere in Richtung Garten zerrten. Dann kam ihr der Mann entgegen.

»Ich bin Commissario Camusso.« Er

gab ihr die Hand. Der Mann trug einen purpurfarbenen Anzug und ein gestreiftes Hemd in ähnlichen Farben, eine gelbe Krawatte rundete seine Erscheinung ab. Der perfekte Dandy.

Sandra ließ sich von der exzentrischen Erscheinung ihres Kollegen nicht ablenken, auch wenn sie sie in all der Finsternis beinahe als wohltuend empfand. »Vega.«

»Ich weiß, wer Sie sind, ich wurde bereits informiert. Herzlich willkommen.«

»Ich möchte Sie nicht bei der Arbeit stören.«

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen! Wir sind hier fast fertig. Der

Zirkus wird seine Zelte gegen Nachmittag abbrechen: Ich fürchte, die Hauptvorstellung haben Sie verpasst.«

»Ihr habt Jeremiah Smith und Beweise, dass er für die vier Morde verantwortlich ist. Was sucht ihr denn noch?«

»Wir wissen nicht, wo sein ›Spielzimmer‹ war. Die Mädchen wurden nicht hier ermordet. Er hat sie alle einen Monat lang gefangen gehalten. Es gab keine sexuelle Gewalt. Er hat sie gefesselt, aber es gab keine Folterspuren an den Leichen. Nach dreißig Tagen hat er ihnen die Kehle durchgeschnitten, und das war's. Aber dafür hat er ein ruhiges Plätzchen gebraucht, wo er ungestört tun

und lassen konnte, was er wollte. Wir haben gehofft, hier auf einen Hinweis zu stoßen, der uns zu seinem Gefängnis führt – doch leider vergeblich. Und wonach suchen Sie?«

»Mein Vorgesetzter, Ispettore De Michelis, möchte, dass ich einen detaillierten Bericht über Serienmörder anfertige. Etwas Derartiges kommt schließlich nur sehr selten vor. Für uns Spurensicherungstechniker ist das eine hervorragende Weiterbildungsmöglichkeit.«

»Verstehe«, sagte der andere gelangweilt, ohne nachzuhaken.

»Was macht denn die Hundestaffel

noch hier?«

»Die Leichenspürhunde drehen eine Runde durch den Garten: Vielleicht finden sie ja irgendetwas. Weil es in den letzten Tagen so viel geregnet hat, ging es nicht früher. Trotzdem bezweifle ich, dass sie etwas Interessantes wittern werden. Die Erde ist feucht und sondert zu viele Gerüche ab. Die Tiere sind regelrecht berauscht davon und können sich nicht mehr konzentrieren.« Der Commissario gab einem seiner Untergebenen ein Zeichen, der ihm daraufhin eine Mappe überreichte. »Hier, für Sie! Da steht alles drin, was wir über Jeremiah Smith wissen. Die Mappe enthält Berichte,

Profile des Serienmörders und seiner vier Opfer sowie sämtliche Tatortfotos. Wenn Sie eine Kopie davon haben wollen, müssen Sie die extra anfordern. Diese Mappe brauche ich wieder.«

»Einverstanden. Ich werde sie nicht lange benötigen«, erwiderte Sandra und nahm sie entgegen.

»Das wäre dann alles, oder? Sie dürfen sich hier frei bewegen. Ich glaube nicht, dass Sie Begleitung brauchen.«

»Ich komme zurecht, danke.«

Der Commissario gab ihr Schuhüberzieher und Latexhandschuhe. »Gut, also dann viel Spaß!«

»Ja, hier herumzulaufen, macht

wirklich gute Laune!«

»Man kommt sich vor wie ein Kind, das auf einem Friedhof Verstecken spielt.«

Sandra wartete, bis Camusso gegangen war. Dann griff sie zu ihrem Handy, weil sie das Haus fotografieren wollte. Sie schlug die Mappe auf und überflog den obersten Bericht. Darin stand, wie man auf den Serienmörder gestoßen war. Sandra konnte kaum glauben, dass es sich tatsächlich so abgespielt hatte.

Sie ging in das Zimmer, in dem das Rettungsteam den sterbenden Jeremiah Smith gefunden hatte.

Mit dem Wohnzimmer war die Spurensicherung längst fertig, Sandra war

also allein. Sie sah sich um und versuchte, sich die Szene vorzustellen: Die Rettungskräfte treffen ein und sehen den Mann am Boden liegen. Sie versuchen, ihn wiederzubeleben, aber sein Zustand lässt es nicht zu. Sie stabilisieren ihn, um ihn abtransportieren zu können, dabei bemerkt eine Person – die Ärztin des Teams – einen Gegenstand im Zimmer.

Einen roten Rollschuh mit goldenen Schnallen.

Sie heißt Monica, und ihre Schwester fiel einem Serienmörder zum Opfer, der seit sechs Jahren Mädchen entführt und tötet. Der Rollschuh hat ihrer Zwillingsschwester gehört. Der andere

steckte noch am Fuß der Leiche, als sie gefunden wurde. Monica begreift, dass sie dem Mörder gegenübersteht. Der Pfleger, der sie begleitet, kennt ihre Geschichte, wie alle im Krankenhaus. Sandra wusste genau, wie so etwas lief, bei der Polizei war es genauso: Die Kollegen werden zu einer Art Ersatzfamilie, denn nur so kann man das Leid und die Ungerechtigkeit, mit der man jeden Tag konfrontiert wird, aushalten. Solche Beziehungen gehen mit einem ganz eigenen Regelkodex einher, man verbrüdert sich gewissermaßen.

Deshalb hätten Monica und der Pfleger zulassen können, dass Jeremiah Smith einfach krepiert. Verdient hätte er es mit

Sicherheit. Er befindet sich in einem hoffnungslosen Zustand, niemand kann ihnen vorwerfen, nicht alles versucht zu haben. Trotzdem beschließen sie, ihn am Leben zu erhalten. Besser gesagt, *sie* beschließt, ihn zu retten.

Sandra war sich sicher, dass es so gelaufen war. Und damit war sie nicht die Einzige, auch wenn niemand daraüber sprach.

Das Schicksal war hier einen seltsamen Weg gegangen. Der Zufall hatte dermaßen perfekt gewaltet, dass ein anderer Ablauf kaum denkbar war. So etwas kann man unmöglich planen!, dachte Sandra. Trotzdem gab es Dinge,

die für sie keinen Sinn ergaben.

Jeremiah Smiths Tätowierung.

Auf seinem Brustkorb waren die Worte »Töte mich!« zu lesen. Die Akte enthielt nicht nur ein Foto davon, sondern auch ein medizinisches Gutachten. Darin stand, dass er sich die Tätowierung selbst beigebracht hatte, was auf eine sadomasochistische Veranlagung schließen ließ. Gleichzeitig passte die Aufforderung erstaunlich gut zu der Entscheidung, vor die Monica sich gestellt sah.

Sandra machte ein paar Fotos vom Wohnzimmer. Von Jeremiah Smiths Sessel, von der zerbrochenen Milchschale

auf dem Boden, dem alten Fernseher. Als sie damit fertig war, bekam sie einen klaustrophobischen Anfall. Sosehr sie den Anblick von Gräueltaten gewohnt war – angesichts all dieser alltäglichen Gegenstände erschien ihr der Tod unerträglich konkret und obszön.

Das Gefühl wurde so unerträglich, dass sie das Haus so schnell wie möglich verlassen musste.

Es gibt Gegenstände, die die Toten noch an die Welt der Lebenden ketten. Man muss sie finden und sie davon erlösen.

Ein Haarband, ein Korallenarmband, ein Schal … Und ein Rollschuh.

Sandra sah sich die Liste mit den Fetischgegenständen an, die die Polizei im Haus von Jeremiah Smith gefunden hatte: Alles Gegenstände, die eine Verbindung zwischen ihm und den Opfern herstellten, ja, die die Mädchen gewissermaßen ausmachten.

Sandra ruhte sich auf einer steinernen Gartenbank aus. Kurz zuvor war sie an den Kollegen vorbei ins Freie geflohen. Es tat gut, hier zu sitzen und sich von der Morgensonne wärmen zu lassen. Die Bäume bogen sich im Wind, und ihr Blätterrauschen klang wie ein Lachen.

Vier Opfer in sechs Jahren!, dachte Sandra. Alle wiesen einen sauberen

Schnitt am Kehlkopf auf. Wie ein Lächeln, das ihnen mit dem Messer in den Hals geritzt worden war.

Monicas Schwester hieß Teresa. Sie war einundzwanzig und ging gern Rollschuh laufen. Sie verschwand an einem ganz normalen Sonntagnachmittag. In Wahrheit war das Rollschuhlaufen nur ein Vorwand: Sie war in einen Jungen verliebt und wollte sich mit ihm treffen. Teresa hatte an der Rollschuhbahn auf ihn gewartet, doch an jenem Tag war er nicht gekommen. Vielleicht hatte Jeremiah sie ausgewählt, als sie allein am Tisch des Getränkekiosks saß. Er hatte sie unter einem Vorwand angesprochen und

auf ein Getränk eingeladen. Die Spurensicherung hatte in einem Glas Orangenlimonade Rückstände von K.-o.-Tropfen gefunden. Einen Monat später hatte Jeremiah sie wieder freigegeben und Teresas Leiche am Fluss abgelegt. Sie trug dieselben Kleider wie am Tag ihres Verschwindens.

Alle Kellner des Fast-Food-Lokals konnten sich noch an das hellblaue Samtband erinnern, mit dem Melania, dreiundzwanzig, ihr hellblondes Haar zusammenband. Die Kellnerinnenuniform war wenig elegant, doch sie legte Wert auf ihr Äußeres. Sie peppte sie mit diesem Accessoire aus den Fifties auf. An dem

Nachmittag, an dem sie entführt wurde, war sie gerade auf dem Weg zur Arbeit gewesen. An einer Bushaltestelle wurde sie das letzte Mal gesehen. Dreißig Tage später tauchte ihre Leiche auf einem Parkplatz auf. Sie war bekleidet, aber das Haarband war verschwunden.

Die siebzehnjährige Vanessa war fitnesssüchtig und ging jeden Tag zum Spinning. Sie ließ keine Stunde ausfallen, nicht einmal, wenn sie sich krank fühlte. Zum Zeitpunkt ihres Verschwindens war sie erkältet. Ihre Mutter hatte sie noch gebeten, die Stunde ausnahmsweise mal ausfallen zu lassen. Als sie merkte, dass es zwecklos war, hatte sie ihr wenigstens

einen schützenden Wollschal mitgegeben. In diesem Fall war das Narkosemittel einem Mineraldrink beigemischt gewesen.

Cristina hasste ihr Korallenarmband, aber das wusste nur ihre Schwester. Sie war es auch gewesen, die sein Fehlen bemerkt hatte, als sie Cristina in der Leichenschauhalle identifizierte. Ihr Freund hatte es ihr geschenkt, deshalb trug Cristina es trotzdem. Sie waren beide achtundzwanzig und wollten heiraten. Vielleicht war sie deshalb ein bisschen angespannt. Wegen der anstrengenden Hochzeitsvorbereitungen hatte sie nach einer effektiven Entspannungsmethode gesucht und sie im Alkohol gefunden. Sie

begann schon morgens zu trinken und machte bis abends damit weiter, allerdings ohne sich richtig zu besaufen. Niemand hatte bemerkt, dass das allmählich zu einem Problem wurde. Niemand außer Jeremiah Smith. Er hatte ihr nur in die Bar folgen müssen, um zu sehen, dass sie eine besonders leichte Beute war.

Cristina war das letzte Opfer des Serienmörders gewesen.

Sämtliche Opferprofile waren anhand von Aussagen von Freunden und Verwandten der Mädchen erstellt worden. Sie hatten private Details beigesteuert, die die nüchternen Fakten

ergänzten. Damit die Mädchen so wahrgenommen wurden, wie sie wirklich waren.

Nämlich als Menschen und nicht als Gegenstände!, dachte Sandra. Denn jetzt waren Gegenstände an ihre Stelle getreten: ein Haarband, ein Korallenarmband, ein Schal und ein Rollschuh. Eines blieb Sandra rätselhaft, als sie die Profile durchlas: Die vier Mädchen waren eigentlich gut gewappnet gewesen. Sie hatten Familie, Freunde, Vorbilder, waren nicht vollkommen naiv. Und trotzdem hatten sie sich von einem so unscheinbaren Mann wie Jeremiah Smith ansprechen lassen. Von einem nicht

sehr attraktiven Fünfzigjährigen, der es geschafft hatte, sie auf ein Getränk einzuladen und anschließend zu überwältigen. Warum hatten sie sich mit ihm abgegeben? Smith war am helllichten Tag in Aktion getreten und hatte ihr Vertrauen gewonnen. Wie hatte er das angestellt?

Eine Frage, die ihr die Fetischgegenstände auch nicht beantworten konnten. Sandra klappte die Aktenmappe zu, hob den Kopf und ließ sich von der leichten Brise liebkosen. Auch in ihrem Leben gab es einen solchen Gegenstand: eine grauenhafte smaragdgrüne Krawatte, die sie an David

denken ließ.

Bei dem Gedanken daran musste sie lächeln. Diese Krawatte war sogar noch hässlicher als die des Commissario. David hatte nie elegante Anzüge getragen, er fand das affig.

»Du solltest dir einen Frack anschaffen!«, hatte sie gern gestichelt. »Stepptänzer tragen so was, Fred.« Jedenfalls besaß er nur diese eine Krawatte. Als die Bestatter von ihr wissen wollten, in welcher Garderobe er beerdigt werden sollte, war sie aus allen Wolken gefallen. Nie hätte sie sich träumen lassen, mit neunundzwanzig so eine Entscheidung fällen zu müssen. Sie

musste etwas heraussuchen, das typisch für David war. Verzweifelt wühlte sie in seinen Sachen und entschied sich schließlich für eine Safarijacke, ein blaues Hemd, eine khakifarbene Hose und Turnschuhe. Denn so hatten ihn alle in Erinnerung. Erst da fiel ihr auf, dass die smaragdgrüne Krawatte verschwunden war. Sie konnte sie nirgendwo entdecken und stellte die ganze Wohnung auf den Kopf. Sie musste sie unbedingt finden. Gut möglich, dass sie verrückt geworden war, aber sie hatte schon David verloren. Einen weiteren Verlust konnte sie einfach nicht verkraften, und sei es nur der einer grauenhaften smaragdgrünen Krawatte.

Eines Tages fiel ihr wieder ein, wo sie steckte. Ganz plötzlich, als sie schon gar nicht mehr daran gedacht hatte. Wie hatte sie das nur vergessen können!

Die Krawatte war der einzige Beweis für das eine Mal, dass sie ihren Mann belogen hatte.

Unweit der Villa von Jeremiah Smith überkam Sandra plötzlich das Gefühl, die warme Sonne gar nicht verdient zu haben. Sie schlug die Augen auf und spürte den Blick eines steinernen Engels. Mit seiner stummen Reglosigkeit erinnerte er sie daran, dass sie etwas zu beichten hatte. Und dass wir nicht immer die Gelegenheit haben, unsere Fehler

wiedergutzumachen.

Was, wenn der Schütze in der Kapelle des heiligen Raimund von Peñafort sie tatsächlich getötet hätte? Dann wäre sie mit dieser schweren Gewissenslast gestorben. Anhand von welchem Gegenstand hätten sich Freunde und Verwandte wohl an sie erinnert? Doch egal, welcher es auch war, er hätte nicht die Wahrheit über sie erzählt. Nämlich die, dass sie Davids Liebe gar nicht verdiente, weil sie ihn betrogen hatte.

Die Mädchen, die Jeremiah entführt hat, haben sich sicher gefühlt, dachte Sandra. Genau wie ich, als ich diese Kirche betreten habe. Und deshalb sind

sie gestorben. Er konnte sie töten, weil sie so voller Lebenslust waren. Denn die hat verhindert, dass sie sahen, was sie erwartete.

Hinter dem Engel entdeckte Sandra die Kollegen von der Hundestaffel, die mit ihren Tieren gerade ein Stück Garten absuchten. Aber es war genau so, wie Camusso gesagt hatte: Die Tiere wirkten unkonzentriert, weil sie von so vielen Gerüchen überwältigt wurden. Der Commissario hatte behauptet, dass es sich um eine reine Routineuntersuchung handele: »Vielleicht finden sie ja irgendetwas«, so seine Worte. Doch inzwischen hatte Sandra ein Gespür

dafür, wenn ein Kollege versuchte, sie abzulenken. Die Hundestaffel einzusetzen, war eine Vorsichtsmaßnahme, zu der die Polizei griff, wenn sie fürchtete, einen Fehler zu machen. Um sich gegen spätere Vorwürfe zu schützen.

Ausgerechnet in diesem Moment tauchte der Commissario hinter ihr auf. »Alles in Ordnung?«, fragte er. »Ich habe gesehen, wie Sie aus der Villa gerannt sind, und da dachte ich …«

»Ich musste dringend an die frische Luft«, fiel ihm Sandra ins Wort.

»Haben Sie etwas Interessantes entdeckt? Sie wollen schließlich nicht mit leeren Händen zu Ihrem Vorgesetzten

zurückkehren.«

Der Kollege wollte bestimmt bloß höflich sein, doch Sandra nutzte die Gelegenheit: »Mir ist tatsächlich etwas aufgefallen, das ich seltsam finde. Vielleicht können Sie mir da weiterhelfen …«

Der Commissario musterte sie verblüfft. »Worum geht es!«

Sandra fiel die Besorgnis in seinem Blick auf. Sie öffnete die Mappe und zeigte auf die vier Opferprofile. »Mir ist aufgefallen, dass der Mörder ungefähr alle anderthalb Jahre zugeschlagen hat. Wenn man bedenkt, dass diese Zeit bei seiner Entdeckung fast abgelaufen war,

und weiß, dass er die Mädchen nicht hier gefangen gehalten hat, könnte er doch bereits erneut zugeschlagen haben.« Sie wurde ernst: »Wie Sie sicherlich wissen, spielen solche Zeitspannen eine wichtige Rolle für Serienmörder. Geht man von den drei Phasen Genese, Vorbereitung und Ausführung aus, würde ich sagen, dass sich Jeremiah in der letzten Phase befunden hat, als er den Herzinfarkt erlitt.«

Der Commissario war sprachlos.

»Deshalb frage ich mich, ob nicht vielleicht irgendwo eine Gefangene darauf wartet, gerettet zu werden.«

Sie schwieg und sah, wie bedrückt

Camusso wirkte.

»Das könnte sein«, sagte der Commissario widerwillig.

Da begriff Sandra, dass sie mit ihren Vermutungen nicht die Einzige war. »Ist ein weiteres Mädchen verschwunden?«

Camusso erstarrte. »Sie wissen doch, wie so was läuft, Kollegin Vega! Wir dürfen nichts rauslassen, weil sonst Gerüchte entstehen, die unsere Ermittlungen behindern könnten.«

»Wovor haben Sie Angst? Davor, dass die Medien Druck auf Sie ausüben? Vor der öffentlichen Meinung? Vor Ihren Vorgesetzten?«

Der Commissario spielte auf Zeit. Doch

als er merkte, dass seine Kollegin so schnell nicht lockerlassen würde, gab er schließlich zu: »Vor einem Monat ist eine Architekturstudentin verschwunden. Anfangs sprach vieles dafür, dass sie freiwillig untergetaucht ist.«

»Meine Güte!« Sandra konnte kaum fassen, dass sie mit ihrer Vermutung ins Schwarze getroffen hatte.

»Es ist genau so, wie Sie sagen: Vom Zeitlichen her kommt es hin. Wir haben allerdings keine Beweise, nur einen Verdacht. Aber stellen Sie sich vor, es kommt raus, dass wir die Sache nicht ernst genug genommen haben, bevor dieser Jeremiah Smith aufgetaucht ist!«

Sandra konnte ihren Kollegen keinen Vorwurf machen. Manchmal stand die Polizei enorm unter Druck und machte deswegen unverzeihliche Fehler.

»Wir suchen nach ihr«, versicherte ihr Camusso hastig.

Und da seid ihr nicht die Einzigen!, dachte Sandra, die endlich verstanden hatte, welche Rolle die Pönitenziare in dieser Geschichte spielten.

Die steinerne Engelsstatue warf ihren Schatten auf den Commissario.

»Wie heißt die Studentin?«

»Lara.«

Der Nemisee hatte eine Oberfläche von knapp anderthalb Quadratkilometern. Er lag in den Albaner Bergen im Süden von Rom und war eigentlich ein Kratersee. Jahrhundertelang erzählte man sich die Legende, dass auf seinem Grund zwei riesige Schiffswracks lägen: reich geschmückte schwimmende Paläste, die einst für Kaiser Caligula gebaut wurden. Fischer aus der Gegend fanden immer mal wieder Teile davon. Doch erst im neunzehnten Jahrhundert, als man das Wasser teilweise ablassen konnte, gelang es nach mehreren Versuchen, die Schiffe

zu bergen. Während des Zweiten Weltkriegs verbrannten sie jedoch in dem Museum, das sie beherbergte. Die Schuld gab man deutschen Soldaten, aber beweisen ließ sich das bis heute nicht.

Diese Informationen standen in einer Touristenbroschüre, die Clemente ihm im üblichen Briefkasten hinterlegt hatte. Zwischen den Seiten steckte ein kurzes Dossier über den Chirurgen Alberto Canestrari. Nichts Besonderes, mit Ausnahme einer kurzen Notiz, die Marcus dazu gebracht hatte, einen kleinen Ausflug zu unternehmen. Während er nun in einem Linienbus saß und am See entlangfuhr, dachte er über die

einzigartige Wechselbeziehung zwischen Vulkanlandschaft und Feuer nach.

Ironischerweise war auch die Klinik, die Canestrari in Nemi besessen hatte, durch Brandstiftung zerstört worden. Die Täter waren nach wie vor auf freiem Fuß.

Hustend und schwarze Rauchwolken ausspuckend, erklomm der Bus mühsam die schmale Panoramastraße. Durchs Fenster konnte Marcus das in Schutt und Asche gelegte Gebäude erkennen, von dem aus man nach wie vor einen beneidenswerten Ausblick auf die Umgebung hatte.

An einer Haltebucht stieg Marcus aus und ging den Rest zu Fuß weiter. Er

schritt durch ein Tor, neben dem immer noch ein Schild mit dem Namen der Klinik hing. Inzwischen war es dermaßen mit Efeu überwuchert, dass es beinah unlesbar war. Marcus bog in eine Allee ein, die durch ein Wäldchen führte. Die Vegetation hatte sich ungehindert ausgebreitet und das Gebiet zurückerobert. Die vom Feuer zerstörte Klinik bestand aus zwei Stockwerken und einem Kellergeschoss. Früher war das Gebäude sicher einmal eine Ferienvilla gewesen, die aufwendig umgebaut worden war.

Das war also Alberto Canestraris kleines Reich!, dachte Marcus und

musterte den verrußten Bau. Hier hatte der Mann, der sich für einen guten Menschen hielt, Leben gerettet.

Marcus durchquerte das, was noch von einem Eisentor übrig geblieben war, und betrat den Flur. Das Innere des Hauses war genauso gespenstisch wie das Äußere. Die von den Flammen angenagten Säulen, die das Atrium säumten, waren beängstigend dünn, und es war kaum vorstellbar, dass sie überhaupt noch in der Lage waren, die Last des Gewölbes zu tragen. Der Boden war an einigen Stellen aufgeplatzt, und in den Rissen wucherte Unkraut. In der Decke klaffte ein Loch, durch das man ins

Obergeschoss sehen konnte. Vor ihm lag eine sich gabelnde Treppe.

Marcus begann seinen Rundgang im Obergeschoss. Hier sah es aus wie in einem Hotel: Einzelzimmer mit allem Komfort. Was von der Einrichtung noch übrig war, war luxuriös. Canestraris Klinik musste äußerst rentabel gewesen sein. Er lief durch drei Operationssäle. Vor allem hier hatte das Feuer gewütet und bis auf ein paar chirurgische Instrumente und andere Metallgegenstände alles zum Schmelzen gebracht. Das Erdgeschoss war in einem ähnlichen Zustand. Die Flammen hatten von einem Raum auf den nächsten

übergegriffen; ihre flüchtigen Schatten waren an den Wänden zu erkennen.

Zum Zeitpunkt des Brandes hatte die Klinik leer gestanden: Mit Canestrari waren auch die Patienten verschwunden. Denn was sie hierhergetrieben hatte, waren Hoffnung und der feste Glaube an die Fähigkeiten des Chirurgen.

Je mehr Marcus darüber nachdachte, desto überzeugender erschien ihm der Gedanke, dass die Klinik nach dem Selbstmord des Arztes zerstört worden war, weil jemand befürchtete, sie könnte etwas Kompromittierendes enthalten. Von demjenigen, der auch die Mikrokameras in Canestraris Praxis installiert und die

beiden Gorillas auf ihn angesetzt hatte. Sie hatten nicht ausgesehen wie gewöhnliche Kriminelle, sondern elegante dunkle Anzüge getragen, also musste es sich um Profis handeln.

Marcus hoffte, dass das Feuer etwas Entscheidendes verschont hatte. Im Grunde ging er fest davon aus, denn ansonsten hätte sich der andere Pönitenziar nicht weiter mit dem Fall beschäftigt.

Wenn er auf die Wahrheit gestoßen ist, werde auch ich sie finden!

Im Keller stand Marcus vor einem Raum, in dem laut Türschild die Klinikabfälle gelagert wurden, bis die

Entsorgungsunternehmen kamen, um sie abzuholen. Er trat ein und fand sich zwischen den Containern wieder, von denen das Feuer die meisten zum Schmelzen gebracht hatte. Der Boden bestand aus kleinen blauen Majolikafliesen. Wegen der Hitzeentwicklung war die Glasur bei vielen abgeplatzt. Andere waren vollkommen schwarz geworden.

Nur eine nicht.

Marcus kniete sich hin, um sie näher zu betrachten. Sie sah aus, als hätte sie jemand entfernt, gereinigt und wieder an ihre ursprüngliche Position in der Zimmerecke zurückgelegt. Er merkte, dass

sie nicht festgeklebt war, und hob sie an.

Die Fliese verdeckte eine tiefe Nische, die jenseits der Wand weiterging. Er tastete darin herum und zog schließlich eine Metallkassette mit einer Längsseite von etwa dreißig Zentimetern hervor.

Sie war unverschlossen. Marcus klappte den Deckel auf. Er begriff nicht gleich, was er da vor sich hatte. Es dauerte eine Weile, bis ihm dämmerte, dass das längliche weißliche Ding darin ein Knochen war.

Er nahm ihn heraus und betrachtete ihn, befühlte ihn mit beiden Händen. Seiner Form und Größe nach handelte es sich um einen menschlichen

Oberarmknochen. Aus irgendeinem Grund schien dieses Wissen in ihm vorhanden zu sein, auch wenn er nicht sagen konnte, aus welcher Vergangenheit es stammte. Doch er achtete nicht weiter darauf, weil ihm bewusst wurde, dass er noch etwas über diesen Knochen wusste.

An den Kalkablagerungen konnte man erkennen, dass das Opfer die Pubertät noch nicht erreicht hatte.

Hatte Alberto Canestrari das Leben eines Kindes auf dem Gewissen? Marcus war so betroffen, dass ihm die Luft wegblieb und seine Hände zitterten. Er merkte, dass er an seine Grenzen kam. Egal, auf welche Probe ihn Gott stellen

wollte – das war eindeutig zu viel. Er wollte sich gerade bekreuzigen, als ihm ein Detail auffiel.

Mit einem spitzen Gegenstand war ein winziger Schriftzug in den Knochen geritzt worden, ein Name: *Astor Goyash.*

»Tut mir leid, aber der gehört mir.«

Marcus drehte sich um und sah die Pistole in der Hand des Mannes. Er erkannte ihn wieder: Es war der Gorilla in Anzug und Krawatte, der wenige Stunden zuvor versucht hatte, ihn in Canestraris Praxis zu überwältigen.

Damit hatte Marcus nicht gerechnet. Und die Tatsache, dass die nächsten bewohnten Häuser kilometerweit entfernt

waren und er sich in einem verlassenen Gebäude mitten im Wald befand, machte die Situation auch nicht besser. Er würde hier sterben, da war er sich sicher.

Aber er wollte nicht schon wieder sterben.

Irgendwie fühlte sich die Szene vertraut an: Er hatte schon einmal Angst vor einer Pistole empfunden. Und zwar in dem Hotelzimmer in Prag, an dem Tag, an dem Devok ermordet wurde. Die Angst weckte Erinnerungen, und plötzlich wusste Marcus: Er und sein Lehrer waren nicht einfach nur anwesend gewesen. Es hatte ein Handgemenge gegeben. Und er hatte sich gegen den dritten Mann zur

Wehr gesetzt, gegen den linkshändigen Schützen.

Marcus streckte dem Gorilla den Oberarmknochen entgegen, sprang dabei jedoch plötzlich auf und warf sich auf ihn. Weil sein Widersacher damit nicht gerechnet hatte, verlor er das Gleichgewicht. Er wich instinktiv zurück und stolperte über einen der Abfallbehälter. Dabei ging er zu Boden und verlor die Pistole.

Marcus hob die Waffe auf und bedrohte nun den anderen damit. Ein bisher unbekanntes Gefühl erfasste ihn, das er nicht kontrollieren konnte: Hass. Er zielte auf den Kopf des Mannes. Er

erkannte sich selbst nicht wieder, denn er wollte einfach nur abdrücken. Dass er es doch nicht tat, lag an den Worten des Mannes.

»Komm runter!«, rief er.

Marcus begriff, dass der Komplize vom Vormittag ebenfalls da war. Er sah zur Treppe: Ihm blieben nur wenige Sekunden. Der Oberarmknochen lag nah bei dem Gestürzten. Ihn wieder an sich zu nehmen, war zu riskant, denn dabei hätte er entwaffnet werden können. Da Marcus nicht mehr die Kraft hatte, zu schießen, floh er.

Er rannte die Treppe hinauf, ohne aufgehalten zu werden, und eilte dann

zum Hinterausgang. Nachdem er das Haus verlassen hatte, warf er einen kurzen Blick auf die Waffe, die er nach wie vor umklammert hielt. Er warf sie weg.

Der einzige Fluchtweg führte über den Hügel. Er kletterte hinauf und konnte nur hoffen, dass die Bäume eine Verfolgung erschwerten. Das Einzige, was er hörte, war sein eigenes Keuchen. Nach einer Weile stellte er fest, dass ihm niemand folgte. Doch ihm blieb keine Zeit, sich zu wundern, denn nur wenige Zentimeter von seinem Kopf entfernt schlug eine Kugel ein.

Er war zur menschlichen Zielscheibe

geworden.

Marcus rannte weiter und ging hinter den Sträuchern in Deckung. Seine Füße versanken im Boden, und beinahe wäre er nach hinten gefallen.

Bis zur Straße waren es nur noch wenige Meter. Er hangelte sich die Böschung hinauf. Weitere Schüsse. Fast hatte er es geschafft. Er zog sich an einer Wurzel hoch und spürte Asphalt. Vorsichtshalber blieb er auf dem Bauch liegen, um nicht entdeckt zu werden. Dabei merkte er, dass seine rechte Seite blutete. Es konnte sich nur um einen Streifschuss handeln, denn er spürte keine Schmerzen. Doch wenn er nicht bald von

hier wegkam, würden sie ihn einholen.

Ein Licht blendete ihn. Es war die Sonne, die sich in der Stoßstange eines sich nähernden Wagens spiegelte. Hinter dem Lenkrad erkannte er ein vertrautes Gesicht.

Es war Clemente mit seinem alten Panda. Der hielt und rief: »Los, steig ein!«

Marcus gehorchte. »Was machst du denn hier?«

»Als du mir erzählt hast, dass du in der Arztpraxis angegriffen worden bist, habe ich beschlossen, dich lieber im Auge zu behalten«, sagte Clemente und trat aufs Gas. »Ich habe einen verdächtigen Wagen vor der Klinik gesehen und wollte gerade

die Polizei rufen.« In diesem Moment bemerkte er die Wunde an Marcus' Seite.

»Alles gut!«, beruhigte ihn Marcus.

»Bist du dir sicher?«

»Ja«, log er, denn gar nichts war gut.

Aber das lag nicht an der Kugel, die ihn gestreift hatte. Es war ihm gelungen, eine weitere Begegnung mit dem Tod zu überleben. Allerdings hatte er diesmal keinen neuen Gedächtnisverlust erlitten, sondern etwas über sich erfahren, was ihm ganz und gar nicht gefiel: Er war in der Lage, zu töten. Sofort wechselte er das Thema: »Ich habe einen Oberarmknochen in der Klinik gefunden. Wahrscheinlich stammt er von einem Kind.«

Clemente schwieg, schien aber erschüttert zu sein.

»Ich musste ihn auf der Flucht zurücklassen.«

»Mach dir deswegen keine Sorgen! Hauptsache, du konntest dich in Sicherheit bringen.«

»In den Knochen war ein Name eingeritzt«, sagte Marcus. »Astor Goyash. Wir müssen herausfinden, wer das war.«

Clemente starrte ihn an: »Wer das *ist*, meinst du wohl. Er lebt und ist mit Sicherheit kein Kind mehr.«

13 Uhr 39

Die erste Lektion, die Sandra Vega gelernt hatte, war, dass Häuser niemals lügen.

Deshalb hatte sie beschlossen, sich in Laras Wohnung in der Via dei Coronari umzuschauen. Sie hoffte, so wieder Kontakt zu dem Pönitenziar mit der Narbe an der Schläfe aufnehmen zu können, weil sie wissen wollte, ob das Mädchen tatsächlich Jeremiah Smiths viertes Opfer war.

Sie kann noch am Leben sein!, dachte sie, wollte sich aber lieber nicht ausmalen, was Lara gerade durchmachte. Deshalb distanzierte sie sich innerlich von ihr.

Sie würde die Wohnung fotografisch dokumentieren.

Schade, dass sie ihre Canon-Reflex nicht dabeihatte. Wieder einmal würde sie sich mit dem Handy begnügen müssen. Ich sehe, was mein Objektiv sieht.

Sie hatte mit dem Gedanken gespielt, die Fotos aus der Kapelle des heiligen Raimund von Peñafort zu löschen, um wieder Platz auf ihrer Handyspeicherkarte zu schaffen. Im Grunde brachte es nichts, sie zu behalten, da der Ort in keinem Zusammenhang zu dem Fall stand. Aber dann hatte sie es sich anders überlegt: Sie waren eine

mahnende Erinnerung an den Tag, an dem sie dem Tod gerade noch mal von der Schippe gesprungen war. Sie würde diese Erfahrung hüten wie einen Schatz, um nicht wieder in eine Falle zu tappen.

Kaum hatte sie die Wohnung in der Via dei Coronari betreten, schlug ihr ein abgestandener, modriger Geruch entgegen. Hier musste dringend mal gelüftet werden. Sie hatte keinen Schlüssel gebraucht, um sich Zutritt zu verschaffen, denn nachdem die Angehörigen des Mädchens eine Vermisstenanzeige aufgegeben hatten, war die Tür von der Polizei aufgebrochen worden. Etwas Auffälliges hatten die

Beamten an Laras letztem Aufenthaltsort nicht entdecken können. Dass sie in der Wohnung gewesen war, bezeugten zumindest ihre Freunde, die sie am Abend ihres Verschwindens nach Hause gebracht hatten. Und aus dem Einzelverbindungsnachweis ihres Telefonanschlusses ging hervor, dass die Studentin von hier aus zwei Anrufe getätigt hatte, und zwar kurz vor dreiundzwanzig Uhr.

Sandra prägte sich dieses Detail gut ein: Wenn Lara entführt worden war, dann erst danach, also bei Dunkelheit. Und das widersprach Jeremiah Smiths Vorgehensweise, der stets tagsüber

zugeschlagen hatte. In Laras Fall hat er seine Taktik geändert!, dachte sie. Und dafür muss er einen guten Grund gehabt haben.

Sandra stellte ihre Tasche ab und griff zu ihrem Handy. Sie aktivierte die Fotofunktion und begann zu knipsen. Dabei hielt sie sich strikt ans Polizeihandbuch und nannte zuallererst ihre Personalien, so als hätte sie ihr Aufnahmegerät samt Headset dabei. Dann folgten das Datum und die Adresse, an der sie sich befand. Und während sie ihre Umgebung dokumentierte, beschrieb sie in allen Einzelheiten, was sie sah.

»Die Wohnung erstreckt sich über zwei

Etagen. Im Erdgeschoss befindet sich das Wohnzimmer mit Küchenzeile. Die Einrichtung ist schlicht, aber angemessen. Eine typische Studentenwohnung – mit dem einzigen Unterschied, dass diese hier auffallend ordentlich ist.« Ein bisschen zu ordentlich vielleicht.

Sie machte mehrere Fotos von ihrer Umgebung. Als sie sich umdrehte, um die Eingangstür aufzunehmen, entdeckte sie etwas, das sie erstarren ließ.

»Es gibt zwei Verriegelungsmöglichkeiten: Eine besteht aus einer Kette, die nur von innen vorgelegt und wieder entfernt werden kann. Beim Aufbrechen der Tür ist auch

sie zerstört worden.«

Hatten die Kollegen sie nicht bemerkt? Aber Lara war aus dieser Wohnung entführt worden. Das ergab keinen Sinn.

Sandra konnte es kaum erwarten, das Rätsel zu lösen, durfte sich aber jetzt nicht ablenken lassen. Sie prägte sich die Unstimmigkeit ein und machte anschließend mit dem Obergeschoss weiter.

Die zweite Lektion, die Sandra Vega gelernt hatte, war, dass auch Häuser starben, genau wie Menschen.

Aber Lara war nicht gestorben, versuchte sie, sich selbst einzureden.

Eines fiel Sandra sofort auf: Wenn die

Studentin im Schlaf von Jeremiah überrascht und entführt worden war, hatte er sich die Zeit genommen, das Bett zu machen und einen Rucksack mit Kleidung sowie ihr Handy mitzunehmen. Es sollte also so aussehen, als wäre Lara freiwillig untergetaucht. Dem widersprach nur die von innen vorgelegte Türkette. Offenbar hatte Jeremiah ausreichend Zeit gehabt, seine Spuren zu verwischen. Aber wie war er herein- und wieder herausgekommen, wenn die Tür von innen verschlossen gewesen war?

Sie dokumentierte rasch hintereinander den Teddy zwischen den Kissen, die Kommode mit dem Foto der Eltern, den

Schreibtisch mit der unfertigen Zeichnung von einer Brücke und die Architekturbände im Regal.

Das Zimmer wies eine auffällige Symmetrie auf. Das ist wahrscheinlich typisch für Architekten, dachte Sandra. Ich weiß, dass du etwas vor mir versteckst, Mädchen. Wenn dieses Monster dich ausgesucht hat, dann weil es dich kannte. Verrate mir, welche Spur du für mich zurückgelassen hast, damit ich euch finden kann!

Während Sandra sich ein Signal Laras herbeisehnte, beschrieb sie auch weiterhin alles, was sie sah. Ihr fiel weiter nichts Ungewöhnliches auf, nur die penible

Ordnung. Dann schaute sie sich ihre Handyaufnahmen noch einmal an und hoffte, dass ihr irgendein Detail ins Auge stechen würde.

Unter dem Schreibtisch stand ein Papierkorb voller benutzter Kleenex-Tücher.

Die Ordnung, die in dieser Wohnung herrschte, ließ darauf schließen, dass Lara ziemlich pedantisch war. Fast zwanghaft pedantisch. Sandras Schwester war genauso. Manche ihrer Ticks machten sie wahnsinnig: Zum Beispiel musste das Zigarettensymbol auf dem Zigarettenanzünder im Auto stets waagerecht stehen, und ihre

Nippesfiguren mussten der Größe nach aufgereiht sein. Man hätte meinen können, ihr Leben hinge davon ab. Lara war genauso: Die Symmetrie, die Sandra auf Anhieb aufgefallen war, war kein Zufall. Deshalb fand sie es merkwürdig, dass der Papierkorb nicht geleert worden war. Sandra legte das Handy weg und beugte sich vor, um sich den Inhalt genauer anzusehen. Zwischen gebrauchten Taschentüchern und alten Notizen entdeckte sie einen zusammengeknüllten Zettel. Sie faltete ihn auseinander. Es war der Kassenbeleg einer Apotheke.

»Fünfzehn Euro neunzig«, las Sandra,

doch der Artikel stand nicht darauf. Der Kauf war einige Wochen vor Laras Verschwinden getätigt worden.

Sandra stellte das Fotografieren vorübergehend ein und begann, die Schubladen zu kontrollieren. Sie suchte nach dem Medikament, das zu diesem Kassenzettel passte, konnte jedoch keinerlei Arzneimittel entdecken. Mit dem Kassenzettel in der Hand ging sie nach unten ins Bad.

Es war ein kleiner Raum mit einer Kammer für Besen und Putzmittel. Der Spiegel verbarg ein Badezimmerschränkchen. Sandra öffnete es: Die Medikamente wurden getrennt

von den Kosmetikartikeln aufbewahrt. Sie zog eines nach dem anderen hervor und kontrollierte den aufgedruckten Preis. Anschließend legte sie sie ins Waschbecken.

Bisher war nichts dabei gewesen, was fünfzehn Euro neunzig kostete.

Doch Sandra wusste, dass diese Information wichtig war. Sie beeilte sich – wenn auch mehr aus Nervosität als aus einer echten Notwendigkeit heraus. Als sie alle Medikamente durchgesehen hatte, stützte sie sich mit beiden Händen aufs Waschbecken und versuchte, ihre Angst zu verdrängen. Sie atmete tief durch, stieß die Luft aber gleich wieder aus, weil die

Luftfeuchtigkeit hier höher war als im Rest der Wohnung. Obwohl das Klo sauber wirkte, zog sie ab, um das darin stehende Wasser wegzuspülen. Dann drehte sie sich um, mit der Absicht, nach oben zurückzukehren. Erst da fiel ihr der Kalender an der Tür auf.

Nur eine Frau kann verstehen, warum eine andere Frau einen Kalender im Bad braucht, dachte sie.

Sie nahm ihn vom Nagel und blätterte zurück. Auf allen Kalenderblättern waren mehrere Tage hintereinander rot eingekringelt, und zwar in einem ziemlich regelmäßigen Abstand.

Aber auf der letzten Seite fehlten diese

Anzeichnungen.

»Mist!«, rief Sandra.

Sie hatte es von Anfang an gewusst. Im Grunde hätte sie diesen Beweis gar nicht mehr gebraucht. Lara hatte den Kassenbeleg in den Papierkorb geworfen, es dann aber nicht mehr geschafft, ihn zu leeren. Zwischen dem Beleg und den Kleenextüchern hatte aber noch etwas anderes gelegen. Etwas, das eine besondere Bedeutung für die Studentin hatte und von dem man sich nicht so leicht trennt.

Ein Schwangerschaftstest.

Jeremiah hat ihn mitgenommen, als er

Lara entführt hat, dachte Sandra.

War das der nächste Fetischgegenstand nach dem Haarband, dem Korallenarmband, dem roten Schal und dem Rollschuh?

Sandra lief im Wohnzimmer mit ihrem Handy auf und ab: Sie wollte Commissario Camusso von ihrer Entdeckung berichten. Vielleicht würde die Nachricht von Laras Schwangerschaft den Ermittlungen einen neuen Schub geben. Aber sie verschob das Telefonat und fragte sich, was sie noch übersehen hatte.

Die von innen verschlossene Tür gab ihr die Antwort.

Sie bedeutete, dass Lara ihre Wohnung nicht auf diesem Weg verlassen hatte. Also musste sie beweisen, dass Jeremiah das Mädchen auf andere Weise aus der Wohnung gebracht hatte.

Was habe ich übersehen?

Die dritte Lektion, die sie gelernt hatte, war, dass Häuser einen Geruch hatten.

Welchen Geruch hatte dieses Hauses? Es roch feucht, dachte Sandra sofort, das war ihr schon beim Betreten der Wohnung aufgefallen. Doch besonders stark war dieser Eindruck im Bad gewesen. Das konnte an den Rohren liegen. Allerdings hatte sie kein Leck entdecken können, das den penetranten

Geruch erklärte. Sie kehrte in das kleine Bad zurück, machte das Licht an und sah sich um. Sie kontrollierte den Abfluss von Dusche und Waschbecken, betätigte noch einmal die Toilettenspülung. Alles schien tadellos zu funktionieren.

Sie beugte sich vor, da der Geruch vom Boden aufzusteigen schien. Aufmerksam musterte sie die Mosaikfliesen unter ihren Füßen und entdeckte, dass eine am Rand angeschlagen war, so als wäre sie mit etwas hochgestemmt worden. Sandra sah sich um, griff zu der Schere auf der Konsole und steckte sie in den Spalt. Zu ihrer Überraschung gelang es ihr, ein Stück Boden anzuheben. Sie legte es

beiseite und betrachtete, was es verbarg.

Unter ihr befand sich eine Falltür, die jemand offen gelassen hatte.

Die modrige Luft kam von dort. Steinstufen führten zu einem unterirdischen Tunnel hinab. Doch das genügte nicht, um zu beweisen, dass Jeremiah durch diesen Tunnel verschwunden war. Sie brauchte eine endgültige Bestätigung, und um sich diese zu beschaffen, gab es nur eine Möglichkeit.

Sandra nahm all ihren Mut zusammen und stieg hinab.

Am Fuß der Treppe zog sie ihr Handy aus der Tasche und beleuchtete damit

beide Seiten des Tunnels. Von rechts schien ein Luftzug zu kommen, und sie meinte, ein dumpfes Dröhnen zu hören.

Sie lief los und achtete sorgfältig darauf, wohin sie trat. Der Boden war rutschig, und wenn sie stürzte, konnte sie sich ernsthaft verletzen. Hier wird mich ganz bestimmt niemand suchen!, dachte sie, um diese Möglichkeit weit von sich zu weisen.

Nachdem sie etwa zwanzig Meter zurückgelegt hatte, nahm sie einen Lichtschein wahr, der einen Ausgang ankündigte. Der führte direkt auf den Tiber hinaus. Der Fluss war wegen der vielen Niederschläge stark angestiegen.

Das brackige Wasser riss alles Mögliche mit sich. Hier kam sie nicht weiter, ein Metallgitter versperrte ihr den Weg. Zu kompliziert für Jeremiah!, dachte Sandra. Also musste sie in die Gegenrichtung gehen. Mithilfe des Lichts aus ihrem Handy kehrte sie um und ging an der Steintreppe vorbei, die in Laras Bad führte. Schon bald stellte sie fest, dass sich der Tunnel in einem regelrechten Tunnellabyrinth verlor.

Sandra sah nach, ob sie Empfang hatte, und rief auf dem Präsidium an. Nach wenigen Minuten verband man sie mit Commissario Camusso.

»Ich bin in der Wohnung der

Studentin. Es ist genau so, wie ich es befürchtet habe: Jeremiah hat sie entführt.«

»Welchen Beweis haben Sie dafür?«

»Ich habe den Fluchtweg gefunden: Es gibt eine versteckte Falltür im Bad.«

»Diesmal ist unser Monster mit besonderer Umsicht vorgegangen«, sagte der Polizist fast schon lobend. Aber da Sandra nichts darauf erwiderte, ahnte er, dass sie ihm noch nicht alles gesagt hatte: »Und sonst?«

»Lara ist schwanger.«

Camusso schwieg. Sandra wusste, was jetzt in ihm vorging. Die Verantwortung wuchs: Nun mussten zwei Opfer gerettet

werden.

»Hören Sie, Commissario: Bitte schicken Sie sofort jemanden vorbei.«

»Ich komme selbst«, verkündete der Mann. »Mitsamt Verstärkung.«

Sandra beendete das Telefonat und wollte gerade den Rückweg antreten. Wie auf dem Hinweg beleuchtete sie mit dem Handy den rutschigen Boden. Wahrscheinlich war sie vorher zu sehr in Gedanken gewesen und hatte die zweite Fußspur deshalb nicht bemerkt.

Hier unten war jemand bei ihr!

Wer auch immer das war, versteckte sich jetzt in dem Tunnelstück vor ihr. Sandra war wie gelähmt vor Angst. In der

kalten Tunnelluft bildete ihr Atem dichte Wolken. Sie griff zur Pistole, als sie merkte, dass sie selbst eine ideale Zielscheibe abgab, falls ihr Verfolger bewaffnet war.

Mit Sicherheit ist er bewaffnet!, dachte Sandra. Es wird der Schütze aus der Kirche sein!

Sie konnte sich umdrehen und auf die Steintreppe zurennen. Oder aufs Geratewohl in die Dunkelheit schießen, um dem anderen zuvorzukommen. Doch beides war hochgefährlich. Inzwischen spürte sie auch den hypnotischen Sog eines Augenpaars, meinte, einen vollkommen leeren Blick zu fühlen. Als

sie die Stimme des Mörders gehört hatte, die *Cheek to Cheek* sang, hatte sie genau das Gleiche empfunden.

Das war das Ende.

»Frau Vega, sind Sie hier unten?«, ertönte da eine Stimme hinter ihr.

»Ja, ich bin hier!«, schrie Sandra schrill. Es war die Angst, die ihre Stimme kippen, ja, fast lächerlich klingen ließ.

»Ich bin eine Kollegin: Wir waren ganz in der Nähe auf Streife, Commissario Camusso schickt uns.«

»Bitte holen Sie mich hier raus!« Ohne dass es ihr bewusst war, schlug sie einen flehenden Ton an.

»Wir sind im Bad und kommen gleich

zu Ihnen.«

In diesem Moment hörte Sandra Schritte, die sich in die entgegengesetzte Richtung entfernten.

Das Augenpaar, das ihr eine Todesangst eingejagt hatte, ergriff die Flucht.

14 Uhr 03

Sie waren in einer der Stafettenwohnungen der Pönitenziarie, die zu den in ganz Rom verstreuten Vatikanbesitztümern gehörten. Hier gab es einen Erste-Hilfe-Koffer und einen internetfähigen Computer.

Clemente hatte ihm frische Kleidung und Tramezzini mitgebracht, damit er wieder zu Kräften komme. Marcus nähte sich gerade mit nacktem Oberkörper vor dem Badezimmerspiegel die Wunde mit Nadel und Faden – noch so eine Fähigkeit, an deren Vorhandensein er sich nicht mehr erinnert hatte. Wie immer

vermied er es, sich im Spiegel zu betrachten, und konzentrierte sich ganz auf sein Tun.

Nach der an der Schläfe war das nicht erst seine zweite Narbe.

Er war noch an anderen Stellen gezeichnet. Die Amnesie verhinderte, dass er in seinem Gedächtnis nach Erinnerungen suchen konnte, also hatte er seinen Körper inspiziert: nach Spuren kleinerer Verletzungen wie die rosa Kerbe am Knöchel oder die der Schnittwunde in der Ellenbeuge. Vielleicht war er als Kind mit dem Fahrrad gestürzt oder hatte als Erwachsener einen banalen Haushaltsunfall gehabt. Leider hatten sie

keine weiteren Erinnerungen zutage gefördert. Es war traurig, keine Vergangenheit zu haben. Dem Kind, dessen Knochen er gefunden hatte, war dagegen die Zukunft verwehrt worden. Wenn man so wollte, waren sie beide gestorben, nur dass Marcus' Tod besonders bizarr war, weil er umgekehrt vonstattenging.

Auf der Fahrt von Canestraris Klinik zu ihrem Unterschlupf hatte Clemente ihn über Astor Goyash informiert.

Der Bulgare machte krumme Geschäfte, war siebzig Jahre alt und lebte seit etwa zwanzig Jahren in Rom. Er verdiente sein Geld mit Immobilien, aber

auch mit Prostitution. Er hatte alles andere als einen guten Ruf, denn er arbeitete mit dem organisierten Verbrechen zusammen und betrieb Geldwäsche.

»Was hat so jemand wohl mit Alberto Canestrari zu tun?«, fragte Marcus nun, der sich das Ganze einfach nicht erklären konnte.

Sein Freund reichte ihm Watte und Desinfektionsmittel und überlegte laut: »Sollten wir uns nicht zuallererst fragen, wer diesen Knochen dort hinterlegt hat?«

»Das war unser geheimnisvoller Pönitenziar!«, sagte Marcus voller Überzeugung. »Als er sich nach

Canestraris Beichte des Falls angenommen hat, hat er die Überreste des Jungen im Sondermüll gefunden. Vielleicht hat es der Chirurg einfach nicht über sich gebracht, sie zu entsorgen. Zum Glück hat der Pönitenziar Astor Goyashs Namen in den Oberarmknochen eingeritzt und ihn so versteckt, dass er gefunden werden könnte. Das hat auch verhindert, dass er bei dem Klinikbrand zerstört wurde.«

»Versuchen wir, den Fall zu rekonstruieren!«, schlug Clemente vor. »Also … Canestrari tötet ein Kind. An dem Mord ist auch ein Schwerkrimineller beteiligt: Astor Goyash. Warum, wissen

wir noch nicht.«

»Der Bulgare traut Canestrari nicht: Der Arzt ist psychisch labil und könnte Fehler machen. Also behält Goyash ihn im Auge: deshalb die Mikrokameras in Canestraris Praxis.«

»Der Selbstmord des Chirurgen muss ein Alarmsignal für den Bulgaren gewesen sein.«

»Daher haben seine Männer kurz darauf die Klinik in Brand gesteckt – in der Hoffnung, so sämtliche Beweise für den Mord an dem Jungen zu vernichten. Vorher haben sie bereits die Spritze verschwinden lassen, mit der Canestrari sich den tödlichen Wirkstoff verabreicht

hat, um zu verhindern, dass die Polizei Ermittlungen anstellt.«

»Ganz genau«, stimmte ihm Marcus zu. »Aber damit ist die große Frage, was einen berühmten Wohltäter mit einem Kriminellen verbindet, immer noch nicht beantwortet.«

Clemente reagierte ausweichend: »Ehrlich gesagt, kann ich da keinerlei Verbindung erkennen. Wie du schon richtig gesagt hast: Die beiden stammen aus vollkommen unterschiedlichen Welten.«

»Und trotzdem gibt es irgendeinen roten Faden, der vom einen zum anderen führt.«

Clemente versuchte sich erneut in Überzeugungsarbeit: »Hör mal, Marcus, für Lara wird die Zeit knapp. Vielleicht solltest du diesen Fall zurückstellen und dich lieber auf die Suche nach der Studentin konzentrieren.«

Marcus wunderte sich über die Aufforderung. Er gab vor, sich ganz auf die Verarztung seiner Wunde zu konzentrieren, und musterte dabei verstohlen Clementes Gesicht im Spiegel. »Vielleicht hast du recht, das habe ich mir auch schon gedacht. Zum Glück bist du zur Klinik gekommen: Hättest du mich nicht aufgelesen, hätten mich die beiden Gorillas umgebracht.«

Als er das sagte, schaute sein Freund zu Boden.

»Du behältst mich generell im Auge, stimmt's?«

»Wie kommst du denn darauf?« Clemente brauste auf, doch seine Entrüstung wirkte gespielt.

Marcus glaubte ihm kein Wort, drehte sich um und sah ihm direkt in die Augen. »Was geht hier vor? Was verheimlichst du mir?«

»Nichts.«

Clemente war eindeutig in der Defensive, und Marcus überlegte, warum das so war. »Don Michele Fuente leitet die Beichte des zukünftigen Selbstmörders

Alberto Canestrari weiter, lässt den Namen des Beichtenden allerdings auf die Bitte des Bischofs hin weg. Was wollt ihr hier geheim halten? Wer in der Kirchenhierarchie will diese Sache vertuschen?«

Clemente blieb stumm.

»Wusst' ich's doch!«, sagte Marcus. »Das verbindende Element zwischen Canestrari und Astor Goyash ist Geld, nicht wahr?«

»Der Chirurg machte nicht gerade den Eindruck, in Geldnöten zu sein«, wandte der andere wenig überzeugend ein.

Marcus spürte, dass Clemente in Erklärungsnot war. »Das Wichtigste für

den Arzt war sein Ruf. Er hielt sich für einen guten Menschen.«

Clemente begriff, dass er ihm nicht länger etwas vormachen konnte. »Canestrari hat in Angola eine großartige Klinik gebaut, deren Existenz wir nicht gefährden wollen.«

Marcus nickte. »Mit welchem Geld hat er das getan? Mit dem von Goyash, stimmt's?«

»Das wissen wir nicht.«

»Aber wahrscheinlich war es so.« Marcus war außer sich vor Wut. »Das Leben eines Kindes im Tausch gegen Tausende von geretteten Leben.«

Clemente hatte dem nichts mehr

entgegenzusetzen. Sein Schüler hatte alles herausgefunden.

»Also entscheiden wir uns für das kleinere Übel. Aber wenn wir das tun, folgen wir der Logik des Chirurgen, der diesen schändlichen Pakt eingegangen ist.«

»Diese Logik hat uns nicht zu interessieren. Aber das Leben Tausender Menschen sehr wohl.«

»Und was ist mit dem Kind? War sein Leben gar nichts wert?« Marcus musste eine Pause einlegen, um sich zu beherrschen. »Und der Gott, in dessen Namen wir handeln? Was sagt der wohl dazu?« Dann sah er Clemente an:

»Irgendjemand wird dieses einzigartige Leben rächen, wie es der geheimnisvolle Pönitenziar vorgesehen hat. Wir können tatenlos zusehen oder versuchen, etwas dagegen zu unternehmen. Entscheiden wir uns für Ersteres, machen wir uns der Beihilfe zum Mord schuldig.«

Clemente wusste, dass Marcus recht hatte, trotzdem zögerte er. Nach einer Weile beendete er das Schweigen. »Wenn Astor Goyash glaubt, Canestraris Praxis noch drei Jahre nach dessen Selbstmord beschatten zu müssen, dann nur, weil er Angst hat, dass sein Name in die Sache hineingezogen wird«, gab er zu, um dann hinzuzufügen: »Es gibt also ein

Beweisstück, das ihn mit dem Mord in Verbindung bringt.«

Marcus lächelte: Der Freund hatte sich auf seine Seite geschlagen und würde ihn nicht im Stich lassen. »Wir müssen herausfinden, wer das tote Kind war«, sagte er schnell. »Und ich weiß auch schon, wie wir das anstellen können.«

Sie gingen ins Nebenzimmer, wo der Computer stand. Nachdem sie sich ins Internet eingewählt hatten, rief Marcus die Seite der Polizei auf.

»Wo willst du suchen?«, fragte Clemente hinter ihm.

»Der geheimnisvolle Pönitenziar bietet

die Möglichkeit zur Rache. Also gehen wir mal davon aus, dass das junge Opfer aus Rom stammt.«

Er klickte die Seite mit den Vermisstenanzeigen an und scrollte dort zu den Minderjährigen. Gesichter von Kindern und Teenagern tauchten auf, und es waren bedrückend viele. Erfahrungsgemäß steckten in vielen Fällen Sorgerechtsstreitigkeiten dahinter, und die Kinder waren von einem Elternteil entführt worden. Dann lag die Lösung auf der Hand, und ihr Name würde bald wieder von dieser Liste verschwinden. Genauso oft handelte es sich um jugendliche Ausreißer. Eine

solche Angelegenheit endete meist nach wenigen Tagen mit einer Familienzusammenführung und einer Standpauke. Aber einige Minderjährige waren schon seit Jahren veschwunden und würden so lange auf dieser Liste bleiben, bis sich herausstellte, was ihnen zugestoßen war. Sie lächelten auf verschwommenen oder sehr alten Fotos, und ihre Blicke kündeten von geraubter Unschuld. In einigen Fällen hatte die Polizei Phantombilder dazugestellt, die zeigten, wie sie sich im Lauf der Zeit entwickelt haben könnten. Doch die Hoffnung, dass diese Kinder noch lebten, war äußerst gering. Ihr Foto auf dieser

Webseite war oft nur der Ersatz für einen Grabstein – eine Art, ihrer zu gedenken.

Marcus und Clemente gingen nach dem Ausschlussprinzip vor und konzentrierten sich auf Minderjährige, die vor drei Jahren aus Rom verschwunden waren. Davon gab es genau zwei: ein Junge und ein Mädchen. Sie lasen sich die dazugehörigen Profile durch.

Filippo Rocca war nach der Schule spurlos verschwunden. Seine Freunde hatten nichts bemerkt. Er war damals zwölf Jahre alt und lachte fröhlich in die Kamera. Dabei zeigte sich, dass ihm ein Schneidezahn fehlte. Er trug die Kitteluniform einer kirchlichen Schule,

darunter Jeans, einen orangefarbenen Pulli, ein hellblaues Polohemd und Turnschuhe. Seinen Ranzen zierten Pfadfinder-Anstecknadeln und ein Abzeichen seiner Lieblingsfußballmannschaft.

Alice Martini war zehn Jahre alt, hatte lange blonde Zöpfe und trug eine rosafarbene Brille. Sie war verschwunden, als sie mit ihrem Vater, ihrer Mutter und ihrem kleinen Bruder einen Vergnügungspark besucht hatte. Sie trug ein weißes Sweatshirt mit Bugs-Bunny-Motiv, eine kurze Hose und Segeltuchschuhe. Ein Luftballonverkäufer hatte sie zuletzt in der Nähe der

Toilettenhäuschen gesehen, wo sie sich mit einem Mann mittleren Alters unterhielt. Aber er hatte nur einen kurzen Blick auf ihn geworfen und der Polizei keine genauere Beschreibung liefern können.

Marcus recherchierte weiter. Er ging auf die Seiten von Tageszeitungen, die damals über die beiden Vermisstenfälle berichtet hatten. Sowohl Filippos als auch Alices Eltern hatten an die Öffentlichkeit appelliert. Sie waren in Talkshows aufgetreten und hatten Interviews gegeben, um das Interesse an dem Fall wachzuhalten. Aber die Ermittlungen waren in beiden Fällen im Sande

verlaufen.

»Glaubst du, eines dieser Kinder ist das, wonach wir suchen?«, fragte Clemente.

»Gut möglich. Mir wäre allerdings lieber, es käme nur eines infrage. Uns läuft die Zeit davon! Bisher hat der Pönitenziar alles so kalkuliert, dass jeden Tag ein Racheakt verübt wurde: Zuerst findet die Schwester eines der Opfer den sterbenden Jeremiah Smith und erfährt so die Wahrheit. Am Abend darauf tötet Raffale Altieri seinen Vater, der zwanzig Jahre zuvor den Mord an seiner Mutter in Auftrag gegeben hat. Gestern hat Pietro Zini Federico Noni umgebracht – einen

Serientäter, der seine eigene Schwester ermordet hat, um sie zum Schweigen zu bringen, und anschließend noch ein Mädchen, das er im Park Villa Glori vergrub. Ist dir aufgefallen, wie genau der Pönitenziar in den letzten beiden Fällen die Zeit vorgegeben hat? Er hat uns jedes Mal nur wenige Stunden gegeben, um die Kettenreaktion zu begreifen, die er in Gang gesetzt hat, und ihr Einhalt zu gebieten. Und diesmal wird es nicht anders sein. Deshalb müssen wir uns beeilen: Noch heute Abend wird jemand versuchen, Astor Goyash zu töten.«

»Es wird nicht leicht sein, an Goyash heranzukommen. Du hast die Gorillas

gesehen, die für ihn arbeiten. Ohne Leibwächter geht der nie aus dem Haus.«

»Wie dem auch sei, ich brauche deine Hilfe, Clemente!«

»Ich soll dir helfen?«, fragte der andere erstaunt.

»Ich kann mich nur um die Familie eines der verschwundenen Kinder kümmern. Du musst die des anderen übernehmen. Wir benutzen den Anrufbeantworter, um uns zu verständigen: Sobald einer von uns etwas Auffälliges entdeckt, spricht er dem anderen eine Nachricht auf.«

»Was soll ich tun?«

»Such die Martinis, ich kümmere mich

um die Eltern von Filippo Rocca.«

Ettore und Camilla Rocco wohnten in Ostia, in einem Bungalow, der direkt auf den Strand hinausging. Es war ein schönes Haus, das von Ersparnissen finanziert worden war.

Die Roccos waren eine »ganz normale Familie«.

Schon oft hatte Marcus versucht zu verstehen, was das eigentlich bedeutete. Es war ein Begriff, der viele kleine Träume und lang gehegte Erwartungen umfasste. Sie bildeten einen Schutzpanzer gegen die Widrigkeiten des Lebens und waren gleichzeitig ein Glücksversprechen.

Manche Menschen wollten einfach nur in Ruhe und Frieden leben, sich treu bleiben. Das war ihr Pakt mit dem Schicksal, den sie Tag für Tag erneuerten.

Ettore Rocca war Handelsvertreter und als solcher häufig unterwegs. Seine Frau Camilla war Sozialarbeiterin bei einer Familienberatungsstelle. Sie verausgabte sich für andere, obwohl sie selbst Hilfe gebrauchen konnte.

Das Ehepaar hatte beschlossen, ans Meer zu ziehen, weil das Leben in Ostia ruhiger und billiger war. Jeden Tag pendelte es zur Arbeit nach Rom, aber der Aufwand war überschaubar.

Als Marcus sich Zutritt zu ihrem Haus

verschaffte, fühlte er sich erstmals wie ein Eindringling. Tür und Fenster waren vergittert, aber er konnte das Hauptschloss problemlos knacken und die Tür anschließend hinter sich zuziehen. Er stand in einer Wohnküche, Weiß und Blau waren die vorherrschenden Farben. Es gab nur wenige Möbel, und alles war im Marinestil gehalten. Der Esstisch bestand aus Schiffsplanken, darüber hing eine Bootslampe. Die Wand schmückte ein altes Ruderblatt, in das eine Uhr eingelassen war, und auf einem Sims lag eine Muschelsammlung. Der Sand drang durch sämtliche Ritzen und knirschte unter den Schuhsohlen. Marcus suchte

nach Hinweisen, die der Pönitenziar hinterlassen hatte. Als Erstes ging er zum Kühlschrank, an dem er einen Zettel entdeckt hatte. Er klemmte unter einem Magneten in Gestalt eines Krebses und war eine Nachricht Ettore Roccas an seine Frau.

Wir sehen uns in zehn Tagen. Ich liebe dich.

Der Mann war also beruflich unterwegs. Allerdings konnte das auch eine Notlüge sein. Vielleicht bereitete er sich gerade darauf vor, Goyash zu töten. Um seine Frau zu schützen, hielt er sie aus der Sache raus. Er gönnte sich eine Vorbereitungszeit von einer Woche, in

einem Motel außerhalb der Stadt. Aber Marcus durfte sich nicht auf bloße Vermutungen verlassen, er brauchte Beweise. Also fuhr er damit fort, sich im Wohnraum umzusehen. Dabei fiel ihm etwas auf.

Die Gegenstände strahlten keinerlei Schmerz aus.

Vielleicht war es naiv zu glauben, Filippos Verschwinden habe eine sichtbare Lücke im Leben der Eltern hinterlassen. Eine klaffende Wunde, die schon den Einrichtungsgegenständen anzusehen war, sodass man sie nur berühren musste, damit sie anfingen, zu bluten. Doch von dem Zwölfjährigen fehlte hier jede Spur:

Es gab weder Fotos noch andere Erinnerungsstücke. Möglicherweise bestand der Schmerz ja genau aus dieser Abwesenheit und konnte nur von den Eltern wahrgenommen werden. Dann verstand er: Als er den kleinen Filippo und die anderen Kinder auf der Polizei-Webseite betrachtet hatte, hatte er sich gefragt, wie es war, mit so etwas leben zu müssen. Das war etwas ganz anderes als der Tod eines Kindes. Verschwand jemand spurlos, blieben furchtbare Zweifel. Zweifel, die sich überall einnisteten und alles vergifteten. Für Stunden. Tage. Jahre. Ohne, dass sie jemals zerstreut wurden. Im Vergleich

dazu war es einfacher, die Gewissheit zu haben, dass das eigene Kind nicht mehr lebte.

Der Tod zerstörte die schönsten Erinnerungen, tränkte sie mit Schmerz und machte sie unerträglich. Der Tod warf sich zum Herrscher über die Vergangenheit auf. Aber Zweifel waren noch schlimmer, weil sie auch die Zukunft zerstörten.

Marcus betrat Ettores und Camillas Schlafzimmer. Auf den Kissen des Ehebetts lagen die jeweiligen Schlafanzüge. Die Tagesdecke war glatt gestrichen, die Pantoffeln standen genau parallel. Hier war alles an seinem Platz.

So als könnte die Ordnung den Schmerz lindern, das durch die Tragödie hervorgerufene Chaos zähmen, die Umgebung kontrollieren, den Gegenständen ihre Normalität zurückgeben, damit sie einen beruhigen, einem weismachen, dass alles in Ordnung ist.

Und in diesem Idyll entdeckte er endlich auch Filippo.

Er lachte aus einem Bilderrahmen, zusammen mit seinen Eltern. Er war nicht vergessen worden. Auch er hatte seinen Platz: auf der Kommode unter einem Spiegel. Marcus wollte das Zimmer gerade verlassen, als sein Blick an einem

Gegenstand hängen blieb, und er merkte, dass er sich getäuscht hatte.

Auf Camillas Nachttisch stand ein Babyfon.

Dafür gab es nur eine Erklärung: Es sollte den Schlaf eines Kindes überwachen.

Überrascht ging Marcus zum Nebenzimmer. Die Tür war geschlossen. Als er sie öffnete, sah er, dass es einst Filippo gehört hatte. Neben seinem Bett stand jetzt eine Wiege. Der Platz war gerecht aufgeteilt. Es gab Poster von seiner Lieblingsfußballmannschaft, einen Schreibtisch für die Schulaufgaben, aber auch einen Wickeltisch, einen

Schaukelstuhl, jede Menge Kleinkindspielzeug und eine Spieldose mit kleinen Bienen, die einen Kreis bildeten und sich an den Händen hielten.

Filippo wusste es zwar noch nicht, aber er hatte einen kleinen Bruder oder eine kleine Schwester bekommen.

Das Leben ist das Einzige, was gegen den Schmerz hilft, dachte Marcus. Jetzt begriff er, was die Roccas dazu veranlasst hatte, sich die Zukunft zurückzuerobern, sie dem Dickicht aus Zweifeln zu entreißen. Doch das reichte nicht, ihn zu überzeugen: Würde diese Familie ihr wiedergefundenes Glück aufs Spiel setzen, nur um Vergeltung zu üben? Wie würde

sie auf die Nachricht reagieren, dass ihr Erstgeborener tot war? Vorausgesetzt, Filippo war tatsächlich Canestraris Opfer.

Marcus wollte das Haus gerade verlassen und Camilla Rocca bei ihrer Beratungsstelle abpassen, um sie für den Rest des Tages zu beschatten, als er Motorenlärm hörte. Er schob den Vorhang beiseite und sah einen Kleinwagen, der soeben in der Einfahrt gehalten hatte. Darin saß die Sozialarbeiterin.

Da es zu spät für ihn war, das Haus noch zu verlassen, suchte er fieberhaft nach einem Versteck. Er fand ein Zimmer, das als Bügel- und Abstellraum diente,

stellte sich hinter die Tür und wartete. Er hörte den Schlüssel im Schloss. Camilla, die das Haus betrat und die Tür hinter sich zuzog. Das Klirren, als sie den Schlüsselbund ablegte. Absätze, die über den Boden klapperten. Die Frau zog die Schuhe aus und ließ einen nach dem anderen fallen. Marcus beobachtete sie durch den Türspalt. Sie lief barfuß und hatte mehrere Papiertüten bei sich. Sie war einkaufen gewesen und früher als sonst nach Hause gekommen. Aber ihren Sohn oder ihre Tochter hatte sie nicht dabei. Sie betrat den Bügelraum, um ein neues Kleid aufzuhängen. Nur eine Tür trennte sie voneinander, eine dünne

Holzschicht. Hätte die Frau dahintergeschaut, hätte sie ihm ins Gesicht gesehen. Aber das tat sie nicht, sie ging ins Bad und schloss sich dort ein.

Marcus hörte die Dusche rauschen und verließ sein Versteck. Er ging an der verschlossenen Tür vorbei und sah, dass im Wohnzimmer ein Geschenk auf dem Tisch lag.

Irgendwie hatte das Leben in diesem Haus noch einmal von vorn begonnen.

Doch diese Vorstellung erschütterte ihn mehr, als dass sie ihm Mut machte. Plötzlich wurde er von Angst und Panik überwältigt. »Clemente!«, murmelte er, als ihm klar wurde, dass die Familie, nach

der sie suchten, wahrscheinlich seinem Freund zugefallen war.

Da Camilla Rocca unter der Dusche stand, griff er zum Telefon an der Küchenwand und wählte die Nummer des Anrufbeantworters. Clemente hatte eine Botschaft für ihn hinterlassen. Er klang aufgeregt.

»Du musst sofort kommen: Alice Martinis Vater packt die Koffer und lädt sie in seinen Wagen. Ich fürchte, dass er die Stadt verlässt. Und da ist noch etwas: Der Mann hat eine illegale Pistole in seinem Besitz.«

Sandra hatte ihren Kollegen nichts von der unheimlichen Begegnung im Tunnel unter Laras Haus erzählt, auch nicht Commissario Camusso. Das hat nichts mit dem Mädchen zu tun!, hatte sie sich eingeredet. Das geht nur David und mich etwas an.

Außerdem hatte sie keine Angst mehr. Sie hatte verstanden, dass ihr Verfolger ein übergeordnetes Ziel verfolgte. Er wollte sie nicht töten, zumindest noch nicht. In diesem Tunnel hätte er es längst tun können, noch bevor sie zum Telefon gegriffen hatte. Aber er hatte die

Gelegenheit nicht nur ungenutzt verstreichen lassen, sondern bewusst lange dort ausgeharrt.

Er überwachte sie.

Camusso war jedoch nicht entgangen, dass etwas nicht stimmte. Er hatte sie tief verstört vorgefunden, aber Sandra hatte Hunger und Erschöpfung vorgeschoben. Deshalb hatte der dandyhafte Commissario sie in eine typisch römische Trattoria namens »Da Francesco« an der Piazza del Fico eingeladen. Dort hatten sie im Freien eine Pizza gegessen und die Gerüche und Geräusche des Viertels genossen – mitten im römischen Gassengewirr mit seinen verwitterten

Fassaden und dem Efeu, das ungerührt Balkon um Balkon eroberte.

Anschließend waren sie sofort wieder zum Präsidium gefahren. Camusso hatte ihr alles gezeigt, und der Palazzo, in dem er arbeiten durfte, war wirklich wunderschön. Sandra hatte ihm nicht gesagt, dass sie ihn bereits kannte, weil sie unerlaubt im Archiv recherchiert hatte.

Sie nahmen im Büro des Commissario Platz. Auch hier war die Decke freskengeschmückt, doch der Einrichtung war der exzentrische Geschmack des Mannes nicht anzusehen. Anders als Camusso, der wie ein Farbfleck durchs Zimmer wirbelte, war sie äußerst

nüchtern und minimalistisch gehalten. Als er sein purpurfarbenes Jackett über den Schreibtischsessel hängte, sah Sandra, dass er türkisfarbene Manschettenknöpfe trug. Sie musste unwillkürlich grinsen.

»Und Sie sind wirklich sicher, dass Lara schwanger ist?«

Sie hatten das Thema bereits im Restaurant angeschnitten. Camusso wollte nicht zugestehen, dass Frauen einen sechsten Sinn für derartige Dinge hatten. Und das, obwohl sie eindeutige Beweise für ihre These präsentieren konnte.

»Warum bezweifeln Sie das?«

Camusso zuckte mit den Schultern.

»Wir haben Freunde und Kommilitonen vernommen: Keiner wusste etwas von einem Freund oder Liebhaber. Und weder die Einzelverbindungsnachweise ihres Telefonanschlusses noch ihre E-Mails lassen darauf schließen, dass sie eine Beziehung hatte.«

»Man muss keine Beziehung haben, um schwanger zu werden.«

Sie sagte es, als wäre es eine Selbstverständlichkeit. Dabei verstand sie die Vorbehalte des Commissario: Lara schien nicht der Typ für eine lockere Affäre zu sein. »Aber es gibt da eine Sache in Bezug auf Jeremiah Smith, die ich mir nicht erklären kann: Vor Lara hat

er seine Opfer immer tagsüber geködert, sie auf ein Getränk eingeladen. Wie kam es, dass sie sich mit einem Typen wie ihm abgegeben haben?«

»Ich ermittle nun schon seit sechs Jahren gegen diesen Serienmörder und weiß es auch nicht. Welche Taktik auch immer er angewendet hat: Sie muss verdammt effektiv gewesen sein!«, sagte Camusso kopfschüttelnd. »Es war immer das Gleiche: Ein Mädchen verschwindet, und wir setzen alles daran, sie zu finden – wohl wissend, dass wir nur einen Monat Zeit haben. Dreißig Tage lang machen wir den Familien, der Presse und der Öffentlichkeit etwas vor. Immer die

gleichen Sprüche, die gleichen Lügen. Ist die Zeit abgelaufen, finden wir die Leiche.« Er machte eine lange Pause. »Als ich neulich am Abend erfuhr, dass dieser Typ der Täter ist, habe ich aufgeatmet. Ich war glücklich. Und wissen Sie, warum?«

»Nein.«

»Ich war glücklich drüber, dass ein Mensch im Sterben lag. Meine Güte, was ist nur mit dir los?, habe ich anschließend gedacht. Es ist furchtbar, was dieser Mann mit uns angestellt hat. Er hat dafür gesorgt, dass wir so werden wie er. Denn nur ein Monster freut sich über den Tod eines anderen Menschen. Ich habe

versucht mir einzureden, dass sein Tod weitere Opfer verhindert, also Leben rettet. Aber was ist mit uns? Wer hat uns vor der Freude gerettet, die wir empfunden haben?«

»Wollen Sie etwa behaupten, dass Sie die Nachricht von einem weiteren Opfer unter diesem Gesichtspunkt fast schon tröstlich fanden?«

»Wenn Lara noch lebt, ja.« Camusso lächelte verbittert. »Aber auch das ist ziemlich monströs, finden Sie nicht?«

»Allerdings«, pflichtete ihm Sandra bei. »Vor allem, wenn man bedenkt, dass ihre Rettung vielleicht davon abhängt, ob Jeremiah Smith noch einmal aus dem

Koma erwacht.«

»Dieser Mann wird vielleicht bis an sein Lebensende wie eine Pflanze dahinvegetieren.«

»Was sagen die Ärzte?«

»Die werden nicht richtig schlau aus dem Fall. Anfangs gingen sie von einem normalen Herzinfarkt aus, aber weiter gehende Untersuchungen konnten das ausschließen. Jetzt suchen sie nach einem neurologischen Schaden, haben aber noch nichts gefunden.«

»Es könnte Gift gewesen sein.«

Camusso gab zu, dass Smiths Blut gerade daraufhin untersucht wurde.

»Aber wenn das zutreffen sollte, ist

noch jemand in die Sache verwickelt: Jemand, der versucht hat, Jeremiah Smith umzubringen.«

»Oder ihn von der Schwester eines seiner Opfer umbringen zu lassen …«

Sandra fiel der Figaro-Fall wieder ein: Der Mord an Federico Noni hatte etwas mit dem, was Jeremiah Smith zugestoßen war, gemeinsam: Beide waren für ihre Verbrechen bestraft worden. Oder für ihre Sünden, dachte sie insgeheim.

»Warten Sie einen Moment, ich möchte Ihnen etwas zeigen.«

Sandra war in Gedanken und begriff nicht, wovon der Commissario sprach.

Camusso holte einen Laptop, schaltete

ihn ein und stellte ihn vor sie hin. »Eine Woche vor Laras Verschwinden gab es an der Fakultät für Architektur eine Examensfeier. Der Vater des frischgebackenen Architekten hat alles mit seiner Videokamera aufgenommen.« Der Commissario startete ein Video. »Das sind die letzten Bilder von Lara, bevor sie sich in Luft aufgelöst hat.«

Sandra beugte sich vor. Die Aufnahme war verwackelt. Stimmengewirr, Gelächter. Die Kamera fing eine Aula ein. Etwa dreißig Gäste waren anwesend, einige hatten sich alberne Luftschlangen umgehängt. Sie standen in kleinen Grüppchen zusammen und unterhielten

sich. Auf dem Rednerpult waren Getränke aufgebaut, viele hatten ein Glas in der Hand. Es gab auch eine Torte, von der nur noch die Hälfte übrig war. Der Filmende lief zwischen den Gästen umher und forderte sie auf, etwas in die Kamera zu sagen. Der eine winkte, der andere machte Faxen. Die Videokamera erfasste einen jungen Mann, der einen ironischen Monolog über die Mühen des Studierens hielt. Die Freunde um ihn herum lachten. Ganz im Hintergrund stand eine junge Frau, die gar nicht richtig dazuzugehören schien. Sie lehnte an einer Bankreihe, hatte die Arme vor der Brust verschränkt und sah ins Leere. Die allgemeine

Heiterkeit schien sie nicht anzustecken.

»Das ist sie!«, sagte der Commissario überflüssigerweise.

Sandra musterte sie aufmerksam. Sie wippte nervös auf und ab, biss sich auf die Unterlippe und fühlte sich eindeutig unwohl.

»Ist das nicht merkwürdig? Die Szene erinnert mich an die Fotos von Verbrechensopfern in den Medien. Sie sind stets in einer Situation aufgenommen worden, die nichts mit dem späteren Schicksal dieser Menschen zu tun hat: auf einer Hochzeit, einem Ausflug oder einer Geburtstagsfeier. Vielleicht hat den Opfern der Schnappschuss nicht mal

gefallen. Nie wären sie auf die Idee gekommen, dass dieses Bild eines Tages in der Zeitung oder im Fernsehen gezeigt werden könnte.«

Tote, die auf alten Fotos lächeln – Sandra kannte das gut.

»Nie hätten sie gedacht, eines Tages berühmt zu werden. Plötzlich kommen sie ums Leben, und die Leute wissen alles über sie. Das ist doch bizarr, oder?«

Während Camusso diesen Gedanken nachhing, fiel Sandra auf, dass sich Laras Gesichtsausdruck unmerklich veränderte. Mit dem Instinkt der Polizeifotografin war sie darauf gestoßen.

»Bitte spulen Sie noch einmal zurück.«

Der Commissario gehorchte wortlos.

»Und jetzt bitte alles in Zeitlupe.« Sandra beugte sich vor und wartete darauf, dass das Wunder erneut geschah.

Laras Lippen formten ein Wort.

»Sie hat etwas gesagt!«, rief Camusso erstaunt.

»Ja, sie hat etwas gesagt.«

»Und was, bitte schön?«

»Zeigen Sie es mir noch einmal.«

Der Commissario spielte die Szene mehrmals hintereinander ab, während Sandra versuchte, das Wort zu erkennen.

»Sie sagt ›Mistkerl‹.«

Camusso sah sie verblüfft an. »Sind Sie sicher?«

Sandra drehte sich zu ihm um. »Ich würde sagen, ja.«

»Und auf wen ist sie so sauer?«

»Mit Sicherheit auf einen Mann. Drücken Sie wieder auf Start, vielleicht finden wir heraus, wen sie meint.«

Der Commissario gehorchte. Der Filmende ging ziemlich wahllos vor und nahm sich nicht die Zeit, die einzelnen Gäste in Nahaufnahme zu zeigen. Bis er die Kamera nach rechts schwenkte, so als folge er Laras Blick. Dieser war nämlich gar nicht ins Leere gerichtet, wie es zuerst den Anschein hatte: Sie schaute jemanden an.

»Können Sie kurz auf Pause drücken?«,

bat sie den Commissario und zeigte auf den Bildschirm.

Camusso gehorchte. »Wieso, was ist?«

Sandra hatte einen Mann um die vierzig entdeckt. Er lächelte und war von jungen Studentinnen umringt. Er trug ein blaues Hemd und eine gelockerte Krawatte. Der Look eines Rebellen, dazu kastanienbraunes Haar und helle Augen: ein faszinierender Typ. Er hatte eine Hand auf die Schulter eines Mädchens gelegt.«

»Und das soll der ›Mistkerl‹ sein?«, fragte der Commissario.

»Das Zeug dazu hat er.«

»Und Sie glauben, er ist der

Kindsvater?«

Sandra erwiderte Camussos Blick. »Es gibt Dinge, die lassen sich nicht anhand eines Videos belegen.«

Als der Commissario merkte, welch dämliche Bemerkung er da gemacht hatte, versuchte er, sie mit einem Witz zu überspielen. »Ich dachte, Sie als Frau hätten einen sechsten Sinn für so etwas.«

»Schön wär's!«, entgegnete sie mit gespieltem Bedauern. »Aber vielleicht sollte man sich mal mit ihm unterhalten.«

»Warten Sie, ich sage Ihnen, wer das ist.« Camusso lief um den Schreibtisch herum und suchte etwas in einer Mappe. »Wir haben alle Gäste dieser Feier um

ihre Personalien gebeten. Man kann schließlich nie wissen.«

Sandra staunte über die Effizienz der römischen Kollegen.

Nachdem der Commissario in einer Liste nachgesehen hatte, verkündete er: »Christian Lorieri, Dozent für Kunstgeschichte.«

»Haben Sie ihn vernommen?«

»Er hatte keinen Kontakt zu Lara, insofern gab es keinen Grund, ihn zu verhören.« Camusso ahnte, was ihr durch den Kopf ging. »Doch selbst wenn er der Kindsvater wäre, wird er nur ungern mit uns reden wollen: Er ist verheiratet.«

Sandra ließ seine Worte auf sich

wirken. »Manchmal lassen sich bestimmte Reaktionen auch provozieren«, sagte sie geistesgegenwärtig.

Camusso war neugierig geworden: »Wie wollen Sie das anstellen?«

»Erst einmal muss ich ein paar Fotos ausdrucken.«

In den Fluren der Fakultät für Architektur herrschte reger Betrieb. Sandra hatte es schon immer erstaunlich gefunden, dass Studenten je nach ihrer Fachrichtung Ähnlichkeiten entwickelten. Fast so, als verfügten sie über einen gemeinsamen genetischen Code: Jurastudenten zum Beispiel waren undiszipliniert, aber

ehrgeizig. Medizinstudenten fleißig und humorlos. Philosophiestudenten melancholisch und in viel zu weite Kleider gehüllt. Architekten dagegen ungekämmte Tagträumer.

Sie hatte sich vom Pförtner sagen lassen, wie man zu Christian Lorieris Büro kam. Jetzt suchte sie nach dem Türschild mit seinem Namen. Auf dem Präsidium hatte sie die auf ihrem Handy gespeicherten Fotos ausgedruckt: Schnappschüsse von Jeremiahs Villa, aber auch die Bilder von Davids Leica-Fotos, die sie zum Glück im Bad des Interpol-Gästehauses abfotografiert hatte, Fotos von Laras Wohnung, vor allem aber

Aufnahmen aus der Kapelle des heiligen Raimund von Peñafort. Dabei hatte sie sie schon löschen wollen, weil sie dachte, sie hätte keine Verwendung mehr dafür! Doch jetzt konnte sie sie gut gebrauchen.

Die Tür zum Büro des Kunstgeschichtsdozenten stand offen. Lorieri hatte die Füße auf den Schreibtisch gelegt und las in einer Zeitschrift. Er war wirklich so gut aussehend wie in dem Video. Ein cooler Mittvierziger, der die Studentinnen verrückt machte. Die All Stars an seinen Füßen sagten alles. Sie symbolisierten die friedliche Revolution.

Sandra setzte ein Lächeln auf und

klopfte.

Der Dozent riss sich von seiner Lektüre los. »Die Prüfung wurde auf nächste Woche verschoben.«

Sie setzte sich unaufgefordert, was durch die lockere Atmosphäre in diesem Büro begünstigt wurde. »Ich bin nicht wegen einer Prüfung hier.«

»Wenn Sie in meine Sprechstunde wollen: Die findet nur an ungeraden Tagen statt.«

»Ich bin auch keine Studentin«, sagte sie und zückte ihren Dienstausweis. »Sandra Vega, Polizei.«

Lorieri wirkte nicht weiter überrascht, beugte sich aber auch nicht vor, um ihr

die Hand zu geben. Seine einzige Höflichkeitsgeste bestand darin, die Füße vom Tisch zu nehmen. »In so einem Fall sagt man wohl am besten: ›Was kann ich für Sie tun?‹« Er lächelte und versuchte, sie auf diese Weise für sich einzunehmen.

Sandra reagierte allergisch auf seinen Charme, denn er erinnerte sie an Schalber. Der arme Dozent konnte ja nicht ahnen, wie sehr das seine Ausgangsposition verschlechterte. »Ich ermittle in einem Fall und brauche Hilfe von einem Kunsthistoriker. Sie wurden mir empfohlen.«

Christian Lorieri stützte verblüfft die Ellbogen auf. »Wahnsinn! Worum geht es

denn? Stand etwas darüber in der Zeitung?«

»Das ist streng vertraulich«, sagte Sandra mit einem Augenzwinkern.

»Verstehe«, erwiderte er. »Ich stehe Ihnen voll und ganz zur Verfügung.« Er lächelte sie erneut an.

Wenn du das noch einmal machst, zücke ich die Pistole!, dachte Sandra. »Bitte schauen Sie sich diese Bilder mal an! Erkennen Sie den Ort wieder?« Sie zeigte ihm die Fotos von der Kapelle des heiligen Raimund von Peñafort. »Wir haben die Bilder bei einem Verdächtigen gefunden und wissen nicht, wo sie aufgenommen wurden.«

Lorieri setzte sich eine Brille auf und musterte die Fotos. Er nahm eines nach dem anderen und hielt sie vor sich hin. »Da sind Grabmäler drauf, es handelt sich also höchstwahrscheinlich um eine Kapelle. Wahrscheinlich in einer Kirche.«

Sandra beobachtete ihn abwartend.

»Der Stil ist nicht einheitlich – schwer zu sagen, wo das sein könnte.« Er hatte sich mehr als zehn Fotos angesehen, als ihm das erste von Laras Wohnung unterkam. »Da ist auch eines dabei, das nichts mit den anderen …« Er verstummte. Als er das zweite und dritte sah, erstarb sein Lächeln. »Was wollen Sie von mir?« Während er das sagte, hatte er

nicht den Mut, sie anzusehen.

»Sie waren schon einmal in dieser Wohnung, nicht wahr?«

Der Mann legte die Fotos beiseite, verschränkte die Arme vor der Brust und ging in die Defensive. »Nur ein-, zweimal.«

»Sagen wir, dreimal und belassen es dabei, einverstanden?«, provozierte ihn Sandra.

Lorieri nickte.

»Waren Sie auch an dem Abend dort, an dem Lara verschwand?«

»Nein, an diesem Abend nicht!«, sagte er aufgebracht. »Ich hatte sie schon Wochen zuvor abgehakt.«

»Abgehakt?«, fragte Sandra schockiert.«

»Na ja, Sie wissen schon: Ich bin verheiratet.«

»Sagen Sie das, um mich oder sich selbst daran zu erinnern?«

Der Dozent stand auf und trat an das Fenster mit den heruntergelassenen Rollos. Er fuhr sich mit einer Hand nervös über den Kopf und hatte die andere eng an den Körper gezogen. »Als ich erfuhr, dass sie verschwunden ist, wollte ich sofort zur Polizei gehen. Aber dann habe ich an all die Fragen gedacht, die man mir und meiner Frau stellen würde. Auch dem Rektor der Uni – und dann hätte ich

die Sache nicht länger geheim halten können. Für meine Karriere und für meine Familie wäre das eine Tragödie gewesen. Ich dachte, es wäre nur so eine Flause von Lara. Ein Versuch, Aufmerksamkeit zu erregen. Ich war mir sicher, dass sie wieder auftauchen würde.«

»Haben Sie nie an eine Verzweiflungstat gedacht? Sie haben schließlich mit ihr Schluss gemacht.«

Lorieri kehrte ihr den Rücken zu. »Natürlich!«, gab er zu.

»Inzwischen ist fast ein Monat vergangen, und Sie haben nichts gesagt.« Sandra betonte jedes Wort einzeln, um zu

zeigen, wie sehr sie das anwiderte.

Der Dozent sah sich in die Enge getrieben. »Ich habe angeboten, ihr zu helfen.«

»Bei einer Abtreibung?«

Lorieri merkte, dass er in ernsthaften Schwierigkeiten steckte. »Was hätte ich denn sonst tun sollen? Das war doch bloß ein Abenteuer, und Lara wusste das. Wir sind nie zusammen ausgegangen, haben nie telefoniert. Ich hatte nicht mal ihre Nummer.«

»Da das Mädchen verschwunden ist und Sie geschwiegen haben, haben Sie sich eines Mordes verdächtig gemacht.«

»Mord? Warum denn das?« Er war

außer sich. »Wurde ihre Leiche gefunden?«

»Das ist gar nicht notwendig. Sie haben ein Motiv. Manchmal genügt das schon, um jemanden vor Gericht zu bringen.«

»Scheiße, ich hab niemanden umgebracht!« Er stand kurz davor, in Tränen auszubrechen.

Seltsamerweise empfand Sandra Mitleid für ihn. Früher hätte sie sich strikt an ihre Polizeiausbildung gehalten: Trau niemandem! Aber sie glaubte dem Dozenten. Nicht er, sondern Jeremiah Smith hatte Lara entführt. Die Art, wie er sie aus der Wohnung geschafft hatte, war viel zu kompliziert. Hätte Lorieri sie töten

wollen, hätte er sie an einen abgeschiedenen Ort locken können. Lara wäre mit Sicherheit gekommen. Und hätte er sie im Affekt umgebracht, beispielsweise bei einem Streit in ihrer Wohnung, wären Spuren zurückgeblieben.

Der Tod steckt im Detail!, rief sie sich ins Gedächtnis. Aber noch wies nichts darauf hin, dass Lara tot war.

»Beruhigen Sie sich bitte, und setzen Sie sich!«

Der Mann sah Sandra mit glänzenden roten Augen an. »Gut, ich beruhige mich.« Er nahm Platz und zog die Nase hoch.

Sandra hatte gute Gründe, den

Ehebrecher zu bemitleiden. Ich bin auch nicht anders. Ich bin auch eine Betrügerin, dachte sie beim Gedanken an die grauenhafte smaragdgrüne Krawatte.

Aber sie hatte nicht vor, sich Lorieri anzuvertrauen.

Stattdessen sagte sie: »Lara wollte Sie nicht vor vollendete Tatsachen stellen. Sie hat Ihnen gesagt, dass sie schwanger ist, um Ihnen eine Chance zu geben. Sollte sie noch am Leben sein und zurückkehren, hören Sie sie bitte an!«

Der Mann brachte kein Wort hervor. Sandra dagegen sammelte eilig die Fotos ein, denn sie wollte jetzt nur noch weg. Sie war gerade dabei, sie zu den anderen

in ihrer Tasche zu stecken, als sie ihr entglitten. Sämtliche Fotos verteilten sich überall auf dem Boden, und der Dozent bückte sich, um ihr beim Aufheben zu helfen.

»Ich mach das schon!«, sagte Sandra hastig. Sie bemerkte, dass auch der Schnappschuss von dem Priester mit der Narbe an der Schläfe dabei war.

»Der Pönitenziar.«

Sie drehte sich zu Lorieri um und fragte sich, ob sie soeben richtig gehört hatte. »Sie kennen diesen Mann?«, sagte sie und zeigte auf den Priester.

»Wer das ist, weiß ich, ehrlich gesagt, nicht … Ich meinte den hier.« Er hob ein

Foto auf und reichte es ihr. »Der heilige Raimund von Peñafort. Interessiert Sie die Kapelle wirklich, oder war das nur ein Vorwand?«

Sandra warf einen Blick auf das Bild: Sie hatte das Gemälde über dem Altar fotografiert, das einen Dominikanermönch zeigte. »Erzählen Sie weiter.«

»Nun, viel gibt es nicht dazu zu sagen: Das Bild stammt aus dem siebzehnten Jahrhundert. Es befindet sich in der Basilika Santa Maria sopra Minerva.«

»Nein, ich meinte den Heiligen.«

Lorieri stand auf und ging zum Bücherregal. Er musterte die Buchrücken

und zog dann ein Exemplar heraus. Er blätterte darin, zeigte Sandra anschließend eine Reproduktion des Bildes und las ihr die Bildunterschrift vor: »Die *Paenitentiaria Apostolica* ist ein Dikasterium des Heiligen Stuhls, das sich seit jeher mit Sünden beschäftigt. Bruder Raimund zählte zu seinen wichtigsten Mitgliedern. Im dreizehnten Jahrhundert bat man ihn, ein Handbuch zu verfassen, das den Beichtvätern die Arbeit erleichtert. Also schrieb er die *Summa de Casibus Paenitentiae*. Der Text führt eindeutige Beurteilungskriterien auf und stellt jeder Schuld die passende Buße gegenüber.«

Sandra ärgerte sich, dass sie nicht längst selbst Informationen über die Kapelle eingeholt hatte. Derjenige, der ihr das Heiligenbildchen mit der Aufschrift *Fred* unter der Hotelzimmertür durchgeschoben hatte, hatte sie nicht nur einfach in eine Falle locken wollen.

Dieser Ort hatte eine ganz bestimmte Bedeutung.

Auch wenn sie nur ungern an den Ort zurückkehrte, an dem man auf sie geschossen hatte, musste sie herausfinden, welche das war.

Clementes Begabung bestand darin, Informationen zu recherchieren. Wie gut er das konnte, hatte er in den letzten Tagen mehrfach bewiesen. Marcus hatte ihn nie gefragt, wie er das eigentlich bewerkstelligte. Bestimmt griff er auf das Archiv zurück, aber das war nicht seine einzige Quelle. Über ihm musste es ein geheimes Netzwerk geben, das Informationen sammelte oder abfing. Im Lauf ihrer Geschichte war die Kirche stets in der Lage gewesen, sich in laizistische Organisationen einzuschleusen, aber auch in andere Gruppierungen, die ihr

gefährlich werden konnten. Als Akt der Selbstverteidigung sozusagen.

Wie sagte Clemente immer so schön? Der Vatikan ist friedfertig, aber in steter Alarmbereitschaft.

Diesmal hatte sich sein Freund selbst übertroffen. Sie standen in einem Bingosaal mit Panoramafenster, von dem aus sie den Eingang des Hauses der Familie Martini überwachen konnten. Das Lokal war voll mit Spielern, und ein jeder konzentrierte sich ausschließlich auf seine Partie.

»Alices Vater hat zwei große Koffer eingeladen.«

Clemente zeigte auf einen Fiat

Multipla, der auf der anderen Straßenseite parkte. »Er macht einen äußerst nervösen Eindruck. Er hat eine Woche Urlaub genommen und bei der Bank einen erheblichen Geldbetrag abgehoben.«

»Glaubst du, er bereitet eine Flucht vor?«

»Nun, er benimmt sich auf jeden Fall verdächtig, findest du nicht?«

»Und die Pistole? Woher weißt du, dass er eine hat?«

»Letztes Jahr hat er auf einen Mann geschossen, der sich in einem Vergnügungspark an Kinder rangemacht hat. Er hat ihn nicht getötet, weil die

Polizei rechtzeitig eingegriffen hat. Er ist geflohen, und keiner der Zeugen wollte gegen ihn aussagen. Und weil bei der Hausdurchsuchung keine Pistole gefunden wurde, hatte man nichts gegen ihn in der Hand. Ich muss nicht extra betonen, dass er keinen Waffenschein hat und sie sich somit illegal beschafft hat.«

Der Mann hieß Bruno Martini. Und Marcus fiel wieder ein, dass seine Tochter in einem Vergnügungspark verschwunden war. »Der geborene Rächer also.« Er schüttelte den Kopf. »So jemand hat uns gerade noch gefehlt!«

»Nach diesem Vorfall hat ihn seine Frau verlassen und den gemeinsamen

Sohn mitgenommen. Der Mann ist nie über Alices Verschwinden hinweggekommen. Seit drei Jahren ermittelt er auf eigene Faust und gerät dabei immer wieder mit der Polizei aneinander. Tagsüber arbeitet er als Busfahrer, nachts sucht er nach seiner Tochter. Er besucht Pädophilentreffs, Zentren der illegalen Prostitution und ist fest davon überzeugt, dass er sie eines Tages finden wird.«

»Wahrscheinlich sucht er vor allem nach Gewissheit, damit er endlich Ruhe findet.« Marcus verglich Martinis Lebenssituation mit der der Roccas. Filippos Eltern hatten sich der Finsternis

nicht ergeben. Sie hatten nicht zugelassen, dass sie ihr Leben beherrschte. Sie hatten das Böse, das ihnen widerfahren war, nicht mit Bösem vergolten. »Bruno wird ins Verderben laufen.«

Das sah Clemente genauso: Astor Goyash war praktisch unbesiegbar. Seine Leibwächter würden das Feuer auf Bruno eröffnen, bevor der Mann auch nur seine Waffe zücken konnte. Sein Plan, nach der Tat zu fliehen, war reine Illusion.

Während sie darauf warteten, dass Martini das Haus verließ, hatte Clemente noch mehr Neuigkeiten für Marcus. »Die Polizei hat angefangen, nach Lara zu suchen.«

Marcus traute seinen Ohren kaum. »Seit wann denn das?«

»Es wurde ein Zusammenhang zwischen ihrem Verschwinden und Jeremiahs Verbrechen hergestellt. Und das ist nicht zuletzt das Verdienst einer Polizistin aus Mailand, die mit der römischen Polizei zusammenarbeitet.«

Marcus begriff, dass das die Frau war, mit der er den Pakt geschlossen hatte, sagte aber nichts weiter dazu. Gleichzeitig machte ihm diese Nachricht Mut.

»Und da ist noch etwas: Die Ärzte konnten ausschließen, dass Jeremiah einen Infarkt hatte. Sie denken an eine Vergiftung und führen toxikologische

Untersuchungen durch. Du hattest also recht.«

»Ich weiß auch, um welche Substanz es sich handelt«, verkündete Marcus: »Um Succinylcholin. Es lähmt die Muskulatur und führt so zu einer Art Herzstillstand. Außerdem ist es im Blut nicht nachweisbar.« Er gestattete sich ein zufriedenes Grinsen. »Wahrscheinlich hat sich mein geheimnisvoller Kollege vom Selbstmord Canestraris inspirieren lassen.«

Clemente war voll der Bewunderung. Sein Schüler absolvierte jede Prüfung mit links. »Weißt du schon, was du tun wirst, wenn das alles vorbei ist?«

Es würde ihm gefallen, sich für andere zu engagieren, mit Menschen zu arbeiten. So wie dieser Pater von der Caritas. Aber Marcus sagte nur: »Noch verbiete ich mir, darüber nachzudenken.« Er wollte noch etwas sagen, aber sein Freund lenkte ihn ab, weil er seinen Arm berührte.

»Er verlässt das Haus!«

Sie schauten aus dem Fenster und sahen, wie Bruno Martini zu seinem Wagen ging.

Clemente gab Marcus die Schlüssel seines Panda. »Viel Glück!«, sagte er nur.

Es war Abendessenszeit, die Stadt leerte sich zunehmend, und der Fiat Multipla

kam gut voran. Marcus konnte ihm problemlos folgen, hielt aber einen gewissen Sicherheitsabstand ein, um unbemerkt zu bleiben.

Martini verließ Rom. Das schloss er aus den Straßenschildern. Doch vorher hielt er an einem Geldautomaten. Das kam Marcus seltsam vor: Hatte ihm Clemente nicht gesagt, der Mann habe bereits Geld abgehoben? Er sah, wie er wieder einstieg und weiterfuhr. Aber nach zehn, zwanzig Minuten hielt er erneut. Diesmal, um einen Kaffee in einer Bar voller Fußballfans zu trinken, die sich gerade ein wichtiges Spiel ansahen. Bruno Martini schien dort niemanden zu kennen. Er

grüßte niemanden, und niemand wurde auf ihn aufmerksam. Nachdem er seinen Kaffee getrunken hatte, zahlte er und setzte seinen Weg fort. Er steuerte eine verkehrsberuhigte Zone an. Eine Leuchttafel warnte, dass das Verbot gültig war. Obwohl ihn das ein Bußgeld kosten würde, fuhr er unter der Videokamera hindurch, die sein Kennzeichen registrierte. Marcus blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Anschließend nahm Martini die Umgehungsstraße, die zu den nördlichen Randbezirken Roms führte. Er hielt an der Autobahnmautstelle und zog ein Ticket. Nach einigen Minuten hielt er ein drittes

Mal, um zu tanken. Marcus wartete auf dem Parkplatz hinter der Tankstelle und konnte mithilfe des Rückspiegels beobachten, wie Martini seelenruhig tankte und mit seiner Kreditkarte bezahlte. Er fuhr weiter, in der gemäßigten Geschwindigkeit, die er stets beibehielt.

Wohin will er bloß?, fragte sich Marcus. Er verstand nicht mehr, was los war – irgendetwas hatte er übersehen.

Martini fuhr in Richtung Florenz, aber nach zehn, zwanzig Kilometern hielt er erneut an einer Tankstelle. Diesmal beschloss Marcus, ihm ins Gebäude zu folgen. Er stellte den Wagen ab und betrat

die Raststätte. Bruno Martini kaufte sich eine Schachtel Zigaretten und bestellte einen zweiten Kaffee. Marcus tat, als betrachtete er Zeitschriften. Er versteckte sich hinter einem Aufsteller und sah zu, wie der andere am Tresen stand und trank. Dann tat der Mann etwas, aus dem Marcus zunächst nicht recht schlau wurde.

Er starrte nach oben in die Überwachungskamera über der Kasse und verharrte für einige Sekunden so.

Er hat sich filmen lassen!, dachte Marcus.

Anschließend stellte Martini die Tasse ab und steuerte die Toiletten im

Untergeschoss an. Marcus folgte ihm. Nachdem er eine Schwingtür passiert und sich davon überzeugt hatte, dass sie allein waren, trat er neben ihn an eines der Waschbecken und drehte den Hahn auf. Der Mann musterte ihn im Spiegel, allerdings ohne großes Interesse.

»Brauchen Sie ein Alibi, Signor Martini?«

Die Worte überrumpelten ihn. »Was wollen Sie von mir?«

»Der Geldautomat, die Tankstelle, die Raststätte: alles Orte, die von Kameras überwacht werden. Und von den Fußballfans in der Bar wird Sie bestimmmt auch jemand wiedererkennen.

Gut auch die Idee, ein Bußgeld für zu schnelles Fahren zu provozieren. Das Gleiche gilt für den Autobahntrip: Die Mautstationen registrieren, wann man auf- und wieder abgefahren ist. Sie hinterlassen Spuren, sorgen dafür, dass jede Ihrer Bewegungen genau verfolgt werden kann. Aber was ist Ihr Ziel?«

Der Mann trat drohend auf ihn zu. Seine Augen funkelten wütend, weil er entlarvt worden war. »Was soll das?«

Furchtlos erwiderte Marcus seinen Blick. »Ich möchte Ihnen helfen.«

Der Mann wollte schon zuschlagen, konnte sich jedoch gerade noch zurückhalten. Seine aufbrausende Art

zeigte sich an seiner Gestik, aber auch an den hochgezogenen Schultern: Martini wirkte wie ein Löwe kurz vor dem Angriff. »Sind Sie ein Bulle?«

Marcus ließ ihn in dem Glauben. »Alberto Canestrari, Astor Goyash – kennen Sie diese Namen?«

Martini reagierte nicht darauf. Sein Blick flackerte nicht mehr, er wirkte nur verwirrt.

»Kennen Sie sie nun oder nicht?«

»Wer, zum Teufel, bist du?«

»Du haust ab, stimmt's? Und wir haben etwas gemeinsam: Auch du willst jemandem helfen, aber wem?«

Bruno Martini wich einen Schritt

zurück, als hätte man ihm ins Gesicht geschlagen. »Das darf ich nicht sagen.«

»Du musst dich mir anvertrauen, sonst ist alles sinnlos. Diese Person wird es nicht schaffen, Gerechtigkeit herzustellen. Sie wird noch heute Abend sterben.« Marcus trat auf ihn zu und fragte erneut: »Wer ist es?«

Der Mann lehnte sich an eines der Waschbecken und fasste sich an die Stirn. »Sie ist gestern zu mir gekommen und hat mir gesagt, dass ihr verschwundener Sohn tot ist. Und dass sie die Möglichkeit hat, den Mörder zu finden.«

»Camilla Rocca.« Damit hatte Marcus nicht gerechnet.

Martini nickte. »Was uns vor drei Jahren widerfahren ist, hat uns zusammengeschweißt. Nach Alices und Filippos Verschwinden sind aus ihnen so etwas wie Geschwister geworden. Camilla und ich haben uns auf einem Kommissariat kennengelernt, unser Schmerz verbindet uns. Camilla hat sich um mich gekümmert, als meine Frau mich verließ. Sie ist die Einzige, die mich versteht. Deshalb konnte ich nicht Nein sagen, als sie mich um die Pistole gebeten hat.«

Marcus traute seinen Ohren nicht: Ausgerechnet die Familie, die sich so gut arrangiert hatte, die ein neues Kind hatte,

die versuchte, wieder nach vorn zu schauen! Das war reine Illusion. Erst jetzt begriff er, wie raffiniert Camillas Plan war: Sie hatte ihren Mann im Unklaren gelassen und nutzte seine Abwesenheit aus. Er war ahnungslos, denn wenn ihr etwas passierte, musste er sich um das Kind kümmern. Deshalb war es am Nachmittag auch nicht bei ihr gewesen. Sie hatte es jemandem anvertraut.

»Camilla wusste von deiner illegalen Pistole. Du hast sie ihr gegeben und dann versucht, dir ein Alibi zu verschaffen – falls irgendetwas schiefgeht und die Polizei die Waffe zu dir zurückverfolgt. Schließlich hast du sie schon einmal

benutzt, als du glaubtest, Selbstjustiz üben zu müssen.« Marcus wusste, dass er Martini in die Enge getrieben hatte. Jetzt würde er mit der Wahrheit herausrücken. »Hat Camilla dir erzählt, was sie vorhat?«

»Vor einigen Tagen bekam sie einen anonymen Anruf. Ein Mann sagte ihr, dass sie sich heute Abend nur in ein Hotelzimmer begeben müsse, um den Mann zu treffen, der ihren Sohn ermorden ließ. Der Mann, der den Mord in Auftrag gegeben hat, heißt Astor Goyash. Du hast den Namen eben genannt.«

»Welches Hotel, welches Zimmer?«, fragte Marcus sofort.

Martini starrte weiterhin auf seine Schuhe. »Ich habe überlegt, was ich an ihrer Stelle getan hätte. Niemand weiß, ob das wirklich die Wahrheit oder nur ein geschmackloser Scherz ist. Aber diese ständigen Zweifel sorgen dafür, dass man irgendwann alles glaubt. Das Schweigen ist unerträglich. Man will einfach nur, dass es aufhört. Kein anderer kann es hören, aber es ist die reinste Folter, macht einen vollkommen verrückt.«

»Pistolenschüsse werden es auch nicht abstellen … Ich flehe dich an, bitte sag mir, wo Camilla jetzt ist!«

»Hotel Exedra, Zimmer 303.«

20 Uhr

Die Temperatur war um mehrere Grad gefallen, und ein feiner Nebel hatte sich herabgesenkt. Die Laternen tauchten ihn in ein orangefarbenes Licht, das ihn wie Feuer aussehen ließ.

Auf der Piazza mit dem Obelisken und dem kleinen Elefanten unterhielten sich Gottesdienstbesucher nach der Messe. Sandra bahnte sich einen Weg zwischen ihnen hindurch und betrat die Kirche Santa Maria sopra Minerva. Anders als beim ersten Mal, war sie jetzt nicht leer. Touristen und Gläubige liefen in der Basilika umher. Sandra fand ihre

Gesellschaft beruhigend und ging sofort in die Kapelle des heiligen Raimund von Peñafort. Sie wollte begreifen.

Als sie den kümmerlichen Altar erreicht hatte, stand sie wieder vor dem Bild des Heiligen. Rechts davon befand sich das Fresko *Christus als Weltenrichter zwischen zwei Engeln*. Es war regelrecht von Votivkerzen und Lichtern belagert. Für welche Gebete sie wohl brannten, oder welche Sünden diese Flammen sühnten? Diesmal verstand Sandra, was die sie umgebenden Symbole bedeuteten: Sie alle markierten einen Ort der Gerichtsbarkeit.

Das Seelentribunal, dachte sie.

Die Schlichtheit dieser Kapelle sorgte für den nötigen Ernst. Die Ikonografie zeigte einen Gerichtsprozess: Christus war der einzige Richter. Unterstützt wurde er von den beiden Engeln neben ihm, während der heilige Raimund – der Pönitenziar – den Fall vortrug.

Sandra musste lächeln. Das war der Beweis dafür, dass sie beim ersten Mal nicht zufällig hierhergelotst worden war. Sie war keine Ballistikexpertin. Aber jetzt, da sie wieder einen klaren Kopf hatte, konnte sie den Schusswechsel vom vergangenen Vormittag nachvollziehen. Das Echo der Schüsse in der Kirche hatte verhindert, dass sie den Schützen orten

konnte. Aber nach ihrem Erlebnis im Tunnel unter Laras Haus bezweifelte Sandra, dass ihr tatsächlich jemand nach dem Leben trachtete. Im Tunnel war die Gelegenheit ideal gewesen, sie zu töten, trotzdem hatte der Schütze sie nicht genutzt. Und irgendetwas sagte ihr, dass es sich um dieselbe Person handelte.

Derjenige, der sie in die Basilika gelotst hatte, wollte herausfinden, wie viel sie wusste. Denn David musste etwas über diesen Ort herausgefunden haben. Er verfügte über eine Information, hinter der nun jemand her war – jemand, der sie um jeden Preis kennenlernen wollte. Jemand, der sie schon vorher benutzt hatte, indem

er ihr weismachte, sie sei bedroht, und sich seiner Freundschaft zu David rühmte. Dann hatte er sie reingelegt, damit er über sie an den Pönitenziar herankam. Deshalb war er auch mit ihr in den Tunnel hinabgestiegen. Sandra drehte sich um und entdeckte ihn inmitten einer Gruppe von Gläubigen. Schalber beobachtete sie aus sicherer Entfernung. Er hatte keinen Grund mehr, sich vor ihr zu verstecken.

Sie berührte das Pistolenhalfter unter ihrem Shirt, um ihm zu zeigen, dass sie zu allem bereit war. Er zuckte nur mit den Schultern und näherte sich langsam, zum Zeichen, dass er keine bösen Absichten

hegte.

»Was willst du?«

»Ich nehme an, du weißt jetzt alles.«

»Was willst du?«, wiederholte sie barsch.

Schalber ließ seinen Blick zu Christus dem Weltenrichter schweifen. »Mich entschuldigen.«

»Du hast auf mich geschossen.«

»Ich habe dir das Heiligenbildchen unter der Hotelzimmertür durchgeschoben und dich hierhergelotst, weil ich Davids Fotos haben wollte. Aber als du mein Handy zum Klingeln gebracht hast, wusste ich, dass ich sofort handeln musste. Ich habe improvisiert.«

»Was hat mein Mann über diesen Ort herausgefunden?«

»Nichts.«

»Und dann hast du dich als mein Lebensretter ausgegeben, mein Vertrauen ausgenutzt, mir Märchen über deine Beziehung zu meinem Mann erzählt.« Du bist mit mir ins Bett gegangen, hast so getan, als würdest du wirklich etwas für mich empfinden!, wollte sie schon hinzufügen, ließ es aber bleiben. »Und das nur, um an das Foto von dem Priester mit der Narbe an der Schläfe zu kommen.«

»Ja, ich habe dir was vorgemacht, aber du mir auch. Ich wusste, dass du mich anlügst, mir nicht alle Fotos gezeigt hast.

Ich kenne mich mit Lügnern aus, schon vergessen? Du und der Priester, ihr habt eine Art Abmachung, stimmt's? Du hoffst, dass er dir hilft, die Wahrheit über Davids Mörder herauszufinden.«

Sandra war wütend. »Deshalb bist du mir gefolgt: um zu sehen, ob ich mich weiterhin mit ihm treffe!«

»Ich bin dir auch gefolgt, um dich zu beschützen.«

»Hör auf damit!«, sagte Sandra angewidert. »Ich will keine Lügen mehr hören.«

»Eines musst du dir allerdings schon noch anhören.« Schalber reagierte jetzt ebenfalls schroff. »Derjenige, der deinen

Mann getötet hat, war ein Pönitenziar.«

Sie war erschüttert, ließ sich aber nichts anmerken. »Das passt dir jetzt so in den Kram, was? Und das soll ich dir glauben?«

»Hast du dich nie gefragt, warum der Vatikan irgendwann beschlossen hat, den Orden der Pönitenziare aufzulösen? Es muss schon etwas sehr Schwerwiegendes vorgefallen sein, das den Papst zu dieser Entscheidung bewogen hat. Etwas, das nie an die Öffentlichkeit gelangt ist. Eine Art … Kollateralschaden ihrer Arbeit.«

Sandra sagte nichts darauf, hoffte aber, dass Schalber weiterreden würde.

»Das Archiv der *Paenitentiaria*

Apostolica ist ein Ort, an dem das Böse schon seit jeher erforscht und analysiert wird. Aber es gibt eine Regel, die besagt, dass jeder Pönitenziar nur eingeschränkt Zugang dazu erhält. Um das Geheimnis zu wahren, aber auch, damit niemand mit zu viel Bösartigkeit in Berührung kommt.« Wohl wissend, dass Sandra jetzt hellhörig geworden war, fuhr Schalber fort: »Die Pönitenziare haben sich eingebildet, dass sie nur so viele Sünden wie möglich zusammentragen müssen, um sämtliche Ausprägungen des Bösen in der Geschichte der Menschheit verstehen zu können. Doch sosehr sie sich auch bemüht haben, es zu klassifizieren und in

bestimmte Kategorien zu zwängen, hat es das Böse immer wieder geschafft, jede ihrer Schubladen zu sprengen, ja, sich jeder Vorhersehbarkeit zu entziehen. Es geht stets mit gewissen Auffälligkeiten einher, mit kleinen Fehlern, die sich je nachdem noch korrigieren lassen. Deshalb haben sich die Pönitenziare von Forschern und Archivaren in Ermittler verwandelt und sich direkt in die Strafverfolgung eingemischt. Die wichtigste Lektion, die die Pönitenziare aus dem Archiv gelernt haben, ist die, dass Böses Böses gebiert. Manchmal ist es regelrecht ansteckend und korrumpiert ausnahmslos jeden. Was die Pönitenziare jedoch nicht wahrhaben

wollten, ist, dass sie selbst genauso gefährdet sind.«

»Willst du damit sagen, dass das Böse sie mit der Zeit verführt hat?«

Schalber nickte. »Man kann nicht auf engstem Raum mit einer so dunklen Macht zusammenleben, ohne davon beeinflusst zu werden. Wenn es jedem einzelnen Pönitenziar verwehrt war, zu viel über das Archiv zu wissen, dann aus gutem Grund. Doch leider wurde diese Regel im Lauf der Jahrhunderte immer mehr aufgeweicht.« Schalber schlug einen versöhnlicheren Ton an. »Denk doch mal nach, Sandra: Du bist Polizistin. Kannst du das, was du am Tatort siehst und

dokumentierst, aus deinem Privatleben raushalten? Oder nimmst auch du etwas von dem Schmerz, dem Leid, dem Bösen mit nach Hause?«

Ihr fiel die grauenhafte smaragdgrüne Krawatte von David wieder ein. In diesem Moment wurde ihr klar, dass Schalber möglicherweise recht hatte.

»Wie viele Kollegen haben genau deswegen aufgegeben? Wie viele sind zur anderen Seite übergelaufen? Beamte mit einer vorbildlichen Karriere lassen sich plötzlich von einem Drogenboss kaufen. Polizisten, denen du dein Leben anvertrauen würdest, vergessen sich und prügeln auf einen Verdächtigen ein –

angeblich, um ihn zum Reden zu bringen. Machtmissbrauch, Korruption: Es gibt Menschen, die sind eingeknickt, einfach nicht dagegen angekommen. Sosehr sie sich auch bemüht haben, das Unrecht wiedergutzumachen, das Böse hat immer gesiegt.«

»Das sind doch Ausnahmen!«

»Ich weiß, ich bin schließlich auch Polizist. Aber das heißt nicht, dass es unmöglich ist.«

»Und das ist den Pönitenziaren passiert?«

»Padre Devok wollte das nicht wahrhaben. Er hat heimlich weitere Priester rekrutiert. Er glaubte alles unter

Kontrolle zu haben, musste seine Naivität jedoch mit dem Leben bezahlen.«

»Das heißt, du weißt nicht genau, wer David umgebracht hat. Unter Umständen war es sogar der Priester mit der Narbe an der Schläfe.«

»Ich könnte jetzt einfach Ja sagen, aber ehrlich gesagt weiß ich es wirklich nicht.«

Sandra musterte ihn, versuchte zu ergründen, ob er die Wahrheit sagte. Dann schüttelte sie amüsiert den Kopf. »Wie dumm von mir! Jetzt wäre ich fast ein zweites Mal auf dich reingefallen.«

»Glaubst du mir nicht?«

Sie sah ihn hasserfüllt an. »Aus meiner Sicht kannst auch du meinen Mann

umgebracht haben.« Sie betonte die Worte ›meinen Mann‹, um ihm mitzuteilen, wie unbedeutend ihre gemeinsame Nacht gewesen war.

»Was kann ich tun, um dich vom Gegenteil zu überzeugen? Soll ich dir helfen, den Mörder zu finden?«

»Ich habe schon genug Abmachungen getroffen. Außerdem gibt es eine viel einfachere Methode.«

»Dann verrate sie mir!«

»Begleite mich! Es gibt da einen Commissario, dem ich vertraue. Er heißt Camusso. Wir erzählen ihm alles und lassen uns von ihm helfen.«

Schalber schwieg nachdenklich. »Gut,

warum eigentlich nicht? Wollen wir ihn sofort aufsuchen?«

»Wozu kostbare Zeit verlieren? Aber geh mir voraus, wenn wir die Kirche verlassen.«

»Wenn dich das beruhigt.« Schalber lief durch das Kirchenschiff.

Die Basilika wurde gerade geschlossen, und die Gläubigen stauten sich vor dem Hauptportal. Sandra folgte dem Interpolbeamten, der sich hin und wieder nach ihr umdrehte, in einigen Metern Abstand. Er ging bewusst langsam, damit sie hinterherkam. Schon bald geriet er ins Gedränge, trotzdem konnte Sandra ihn im Auge behalten. Schalber drehte sich

erneut nach ihr um und gab ihr durch eine Geste zu verstehen, dass er nichts dafür konnte. Auch Sandra wurde von der Menge mitgerissen, konnte Schalber aber im Auge behalten. Dann geriet vor ihr jemand ins Stolpern. Protestgeschrei wurde laut, es galt dem, der gedrängelt hatte. Mühsam bahnte sich Sandra einen Weg durch die Menge. Sie konnte den Hinterkopf des Beamten nirgendwo mehr entdecken. Indem sie rücksichtslos die Ellenbogen ausfuhr, schaffte sie es, ins Freie zu gelangen. Draußen auf dem Kirchplatz sah sie sich um.

Schalber war verschwunden.

10 Uhr 34

Ein Telefonat hatte genügt, um Camilla Rocca handeln zu lassen. Ohne dass sie irgendeinen Beweis gehabt hätte.

Endlich hatte der Täter einen Namen, Astor Goyash, und das genügte ihr.

Das Hotel Exedra lag an der einstigen Piazza Esedra, die so hieß, weil sie die halbkreisförmige Exedra oder Nische der Diokletiansthermen nachzeichnete, deren Ruinen man noch heute bewundern konnte. In den Fünfzigerjahren war der Platz dann in Piazza della Repubblica umbenannt worden, doch die Römer hatten sich nie richtig daran gewöhnen

können und benutzten nach wie vor den alten Namen.

Das Luxushotel lag gegenüber dem großen Najadenbrunnen auf der linken Seite des Platzes. Von der Autobahn aus brauchte Marcus eine halbe Stunde, um sein Ziel zu erreichen. Er konnte nur hoffen, Camilla zu finden, bevor sie einen irreparablen Schaden anrichtete.

Noch wusste er nicht, was ihn erwartete. Den Grund für den Tod des kleinen Filippo kannte er nach wie vor nicht. Diesmal war die Wahrheit, die ihm der andere Pönitenziar enthüllte, nicht auf den ersten Blick zu erfassen. »Du bist genauso gut wie er. Du bist wie er«, hatte

Clemente zu ihm gesagt. Aber das stimmte nicht. Bisher hatte Marcus sich nie gefragt, wo sich sein Kollege aufhielt. Aber er war sich sicher, dass der andere ihn aus der Ferne beobachtete und jeden seiner Schritte bewertete. Irgendwann wird er auftauchen, sagte sich Marcus. Bestimmt würden sie sich am Ende begegnen, und dann würde ihm der andere alles erklären.

Marcus betrat das Hotel und ging an einem Portier in Livree und Zylinder vorbei. Das Licht der Kristallleuchter spiegelte sich im kostbaren Marmor, die Einrichtung war luxuriös. Er hielt sich in der Lobby auf wie ein ganz normaler Gast

und überlegte, wie er es anstellen sollte, Camilla zu finden.

Er sah, wie mehrere junge Leute in eleganter Abendkleidung hereinkamen. Marcus machte ihnen Platz. In diesem Moment brachte ein Laufbursche ein großes Paket mit einer roten Schleife und ging zur Rezeption.

»Das ist für Astor Goyash.«

Der Portier zeigte ans Ende des Saals: »Die Geburtstagsfeier findet auf der Dachterrasse statt.«

Da begriff Marcus, wozu das Geschenk diente, das er bei Camilla Rocca gesehen hatte. Das Gleiche galt für das neue Kleid: Beides war notwendig, um sich

unauffällig ins Exedra einschleichen zu können.

Er sah, dass sich der Laufbursche zusammen mit anderen Gästen in die Schlange vor dem Fahrstuhl einreihte, der direkt zur Dachterrasse hinauffuhr. Zu denjenigen, die kontrollierten, wer einstieg, gehörten auch die beiden Gorillas, die in Canestraris Praxis und dessen Klinik Jagd auf ihn gemacht hatten.

Astor Goyash würde an diesem Abend anwesend sein. Doch angesichts der Sicherheitsmaßnahmen war es so gut wie unmöglich, an ihn heranzukommen. Deshalb hatte der geheimnisvolle

Pönitenziar Camilla eine Alternative genannt.

Marcus musste das Zimmer 303 noch vor dieser Frau erreichen.

Die Hoteltüren öffneten sich, und eine von Leibwächtern eskortierte Gruppe kam herein. Sie umgab einen nicht sehr großen, etwa siebzigjährigen Mann mit grau meliertem Haar. Er hatte ein gebräuntes, zerfurchtes Gesicht und eisblaue Augen.

Astor Goyash.

Marcus sah sich um und befürchtete, Camilla könnte jeden Moment auftauchen. Aber dem war nicht so. Goyash wurde zu einem anderen

Fahrstuhl geleitet. Als sich die Türen schlossen, wusste Marcus, dass er sich beeilen musste. Schon bald würde seine Anwesenheit vom Videoüberwachungssystem bemerkt werden. Und dann würde ihn jemand vom Sicherheitspersonal höflich fragen, was er hier zu suchen habe. Er wandte sich an den Portier und fragte nach dem Zimmer, das er kurz zuvor mit Bruno Martinis Handy reserviert hatte. Man bat ihn um einen Personalausweis, und Marcus zeigte den falschen vatikanischen Diplomatenpass vor, mit dem ihn Clemente zu Beginn seiner Ausbildung versorgt hatte.

»Ist Frau Camilla Rocca bereits eingetroffen?«

Der Portier musterte ihn und schien nicht so recht zu wissen, ob er ihm die Information geben durfte. Marcus hielt seinem Blick stand, woraufhin dieser schließlich sagte, die Signora habe ihr Zimmer vor einer Stunde bezogen. Marcus wusste genug. Er bedankte sich und bekam eine Keycard: Sein Zimmer lag im zweiten Stock. Er ging auf die Fahrstühle zu, die nicht von Goyashs Leuten bewacht wurden. Als er in der Kabine stand, drückte er auf den Knopf für den dritten Stock.

Die Türen öffneten sich auf einen

langen Flur hin. Marcus sah sich um, aber es waren keine Leibwächter zu sehen. Das erschien ihm seltsam. Er überflog die Zimmernummern und ging in Richtung Raum 303. Er bog um eine Ecke, legte noch gut zehn Meter zurück und stand der Tür gegenüber. Auch hier waren keine Leibwächter, was ungewöhnlich war. Vielleicht waren sie bei Goyash im Zimmer. Außen leuchtete die Anzeige »Bitte nicht stören«. Marcus wusste nicht, was er tun sollte, schließlich klopfte er. Nach ungefähr zwanzig Sekunden wollte eine Frauenstimme wissen, wer er sei.

»Ich gehöre zum Sicherheitspersonal des Hotels. Tut mir leid, wenn ich störe,

aber ein Rauchmelder in Ihrem Zimmer hat Alarm geschlagen.«

Das Schloss wurde geöffnet, und die Tür ging auf. Zu seiner großen Überraschung stand er vor einem blonden, höchstens vierzehnjährigen Mädchen. Sie war halb nackt und nur in ein Laken gehüllt. Dem weggetretenen Blick entnahm er, dass sie unter Drogen stand.

»Ich habe mir eine Zigarette angezündet. Ich wusste nicht, dass das so schlimm ist«, entschuldigte sie sich.

»Keine Sorge, ich muss das nur kontrollieren.« Ohne ihre Erlaubnis abzuwarten, schob er sie beiseite und

betrat den Raum.

Er stand in einer Suite. Das erste Zimmer war ein Wohnraum mit dunklem Parkett, einer Sitzgruppe, einem riesigen Plasmafernseher und einer mobilen Bar. In einer Ecke stapelten sich Geschenke. Marcus sah sich um. Außer dem Mädchen schien niemand anwesend zu sein.

»Ist Herr Goyash da?«

»Der ist im Bad. Soll ich ihn rufen?«

Marcus ignoriere ihr Angebot und begab sich ins Nebenzimmer. Das Mädchen folgte ihm verärgert und vergaß, die Tür zu schließen. »He, wo wollen Sie hin?«

Dort stand ein großes ungemachtes Bett. Auf einem Nachttisch sah er einen Spiegel mit Kokain-Lines und einen zusammengerollten Geldschein. Der Fernseher war laut aufgedreht, und es liefen Musikvideos.

»Verlassen Sie sofort das Zimmer!«, herrschte ihn das Mädchen an.

Marcus verschloss ihr mit einer Hand den Mund und gab ihr zu verstehen, dass jeder Protest zwecklos war. Sie verstummte, wirkte nun verängstigt. Marcus ging auf die Badezimmertür zu und zeigte fragend darauf. Das Mädchen nickte: Goyash war da drin. Der laute Fernseher verhinderte, dass man hören

konnte, was auf der anderen Seite der Tür vor sich ging.

»Ist er bewaffnet?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Marcus begriff, dass die Minderjährige der Grund war, warum der alte Bulgare seine Leibwächter kurz weggeschickt hatte. Ein kleines Geschenk, bestehend aus Sex und Kokain, kurz vor der eigentlichen Geburtstagsfeier.

Er wollte das Mädchen gerade bitten zu gehen, als er Camilla Rocca auf der Schwelle entdeckte. Neben ihren Füßen stand eine offene Geschenkschachtel, und in den Händen hielt sie eine Pistole. In ihren Augen loderte dunkel der Hass.

Instinktiv streckte er die Hand aus, so als könnte sie das aufhalten. Das Mädchen stieß einen Schrei aus, der in der lauten Rockmusik unterging. Marcus schubste sie weg, und die Vierzehnjärige versteckte sich voller Panik hinter dem Bett.

Camilla atmete tief durch, so als wollte sie sich Mut machen. »Astor Goyash?« Anscheinend wusste sie, dass es sich um einen älteren Mann handelte.

Marcus versuchte, ruhig zu bleiben und sie zur Vernunft zu bringen. »Ich kenne deine Geschichte. Aber auf diese Weise erreichst du gar nichts.«

Die Frau bemerkte den Lichtstreifen

unter der Badezimmertür. »Wer ist da drin?« Sie zielte mit der Pistole darauf.

Marcus sah, dass sie sofort schießen würde, sobald die Tür aufging. »Hör zu! Denk an dein neues Kind. Wie heißt es?« Er versuchte, Zeit zu gewinnen, ihre Aufmerksamkeit auf etwas zu lenken, das ihren Entschluss ins Wanken bringen würde. Aber Camilla reagierte nicht auf ihn und ließ die Tür nicht aus den Augen. Er versuchte es noch einmal: »Denk an deinen Mann. Du kannst die beiden nicht im Stich lassen!«

In Camillas Augen traten die ersten Tränen. »Filippo war so ein wunderbares Kind.«

Marcus beschloss, gnadenlos zu sein. »Was glaubst du wohl, was passiert, wenn du abdrückst? Was wirst du fühlen? Ich kann es dir sagen: Es wird nicht das Geringste verändern, alles bleibt, wie es ist. Du wirst keinerlei Erleichterung verspüren, es wird schwierig bleiben. Und was hast du dann gewonnen?«

»Es gibt keine andere Methode, Gerechtigkeit herzustellen.«

Marcus wusste, dass die Frau recht hatte. Es gab keine Beweise, die Astor Goyash mit Canestrari und Filippo in Verbindung brachten. Den einzigen Beweis – den Knochen, den er in der

Klinik gefunden hatte – hatten sich die Männer des Bulgaren geschnappt. »Es wird niemals Gerechtigkeit geben«, sagte er mit fester, aber verständnisvoller Stimme, in der auch ein wenig Resignation mitklang, weil er das Schlimmste befürchtete. »Rache ist keine Lösung.« Er nahm an ihr den gleichen Blick wahr wie bei Raffaele Altieri, bevor dieser nach jahrelangen Verdächtigungen seinen Vater erschossen hatte. Es lag die gleiche Bestimmtheit darin, mit der Pietro Zini Federico Noni hingerichtet hatte, anstatt ihn anzuzeigen. Und deshalb würden seine Bemühungen erneut vergeblich sein. Die Badezimmertür

würde aufgehen, und Camilla würde abdrücken.

Sie sahen, wie die Klinke herunterging. Das Licht im Bad wurde ausgemacht, die Tür geöffnet. Das Mädchen schrie etwas vom Bett aus. Die menschliche Zielscheibe erschien im Türspalt. Sie trug einen blütenweißen Bademantel, musterte die Pistolenmündung erstaunlich verängstigt, und die eisblauen Augen begannen zu glänzen. Doch da stand kein alter Mann um die siebzig.

Sondern ein fünfzehnjähriger Junge.

Alle im Zimmer waren gleichermaßen verwirrt. Marcus sah erst Camilla an und dann den Jungen. »Wo ist Astor

Goyash?«

Er antwortete im Flüsterton, aber niemand konnte ihn verstehen.

»Wo ist Astor Goyash?«, wiederholte Camilla wütend und drohte ihm mit der Waffe.

»Ich bin Astor Goyash«, sagte der Junge nur.

»Nein, bist du nicht!«, erwiderte sie, als weigere sie sich, der Tatsache ins Auge zu sehen.

»Dann … mein Opa vielleicht … Da oben feiern schon alle meinen Geburtstag. Er ist auch dort.«

Camilla bemerkte ihren Fehler und begann zu schwanken. Marcus nutzte das

aus, trat neben sie, legte eine Hand auf die Pistole und drückte sie langsam nach unten. Die Lider der Frau senkten sich mit der Waffe. »Gehen wir!«, sagte Marcus. »Wir haben hier nichts mehr verloren. Du möchtest doch nicht den Jungen erschießen, nur weil sein Großvater aus irgendeinem Grund in den Tod deines Sohnes verwickelt ist. Das wäre keine Rache, sondern einfach nur grausam. Und ich weiß, dass du zu so etwas nicht in der Lage wärst.«

Camilla dachte nach. Sie wollte sich gerade fügen, als sie plötzlich erstarrte. Sie hatte etwas gesehen.

Marcus folgte ihrem Blick und merkte,

dass sie den Jungen erneut fixierte. Sie starrte auf den Bademantel, der ein Stück seiner Brust freigab. Sie trat näher, und der Junge wich zurück, bis er mit dem Rücken zur Wand stand. Sanft zog Camilla das Frottee beiseite und enthüllte eine lange Narbe.

Ein Zittern erfasste Marcus und ließ seinen Atem stocken. Oh, mein Gott, was hatten sie getan!

Astor Goyash hatte drei Jahre zuvor genau Filippo Roccas Alter gehabt. Alberto Canestrari war Chirurg gewesen. Er hatte in Goyashs Auftrag getötet, um ihm ein Herz zu besorgen.

Camilla konnte das unmöglich wissen, redete sich Marcus ein. Und trotzdem hatte sie eine Vorahnung, ein mütterlicher Instinkt, eine Art sechster Sinn zu dieser Geste veranlasst, deren Bedeutung die Frau selbst nicht so ganz zu begreifen schien.

Sie legte eine Hand auf die Brust des Jungen, der sich nicht wehrte. Sie ließ sie dort liegen, um den Herzschlag des fremden Organs wahrzunehmen. Ein Geräusch, das woanders herstammte, aus einem anderen Leben.

Camilla und der Junge sahen sich an. Suchte die Mutter in seinen Augen nach ihrem Sohn? Hoffte sie, dass Filippo sie in

diesem Moment ebenfalls sehen konnte?

Marcus begriff, dass der einzige Beweis, der den alten Goyash mit dem Tod des Kindes in Verbindung bringen konnte, in der Brust seines Enkels eingeschlossen war. Eine Biopsie des Herzens und ein DNA-Abgleich mit Filippos Verwandten würden genügen, um ihn festzunageln. Doch Marcus bezweifelte, dass diese Form von Gerechtigkeit das Leid der Mutter lindern könnte. Der Schmerz wäre unerträglich, und deshalb beschloss er zu schweigen. Er wollte Camilla nur noch aus diesem Zimmer fortbringen. Die Frau hatte ein anderes Kind, an das sie denken musste.

Er fand den Mut, den Körperkontakt zwischen ihr und dem jungen Goyash zu unterbrechen. Er fasste sie an den Schultern und wollte sie zum Ausgang schieben.

Camilla fügte sich, löste in einer zärtlichen Abschiedsgeste sanft die Hand von der Brust des Jungen.

Dann ging sie mit Marcus zur Tür. Sie liefen durch den Hotelflur in Richtung Aufzug. Plötzlich drehte sich Camilla zu ihrem Retter um, so als sähe sie ihn zum ersten Mal. »Ich weiß, wer du bist! Ein Priester, nicht wahr?«

Marcus war sprachlos und wusste nicht, was er darauf sagen sollte. Er

nickte nur und wartete.

»Er hat mir von dir erzählt«, fuhr die Frau fort.

Da verstand Marcus, dass sie den geheimnisvollen Pönitenziar meinte.

»Vor einer Woche hat er mir am Telefon gesagt, dass ich dir hier begegnen werde.« Camilla hob den Kopf und sah ihn seltsam forschend an. Sie schien Angst vor ihm zu haben. »Er hat mich gebeten, dir auszurichten, dass ihr euch dort treffen werdet, wo alles begonnen hat. *Aber diesmal wirst du den Teufel suchen müssen.*«

22 Uhr 07

Sandra hatte den 52er an der Endhaltestellte an der Piazza San Silvestro genommen und war dann auf Höhe der Via Paisiello ausgestiegen. Von dort aus hatte sie mit dem 911er die Piazza Euclide erreicht. Sie war an der unterirdischen Haltestelle ausgestiegen und hatte den aus Viterbo kommenden Zug genommen, der auf dem letzten Stück unter der Erde verschwand und den Norden der Stadt mit dem Zentrum verband. Der einzige Halt war Piazzale Flaminio. Hier konnte sie in die Metro umsteigen und dann in Richtung

Anagnina weiterfahren. An der Haltetelle Furio Camillo war sie wieder an die Oberfläche gekommen und hatte ein Taxi genommen.

Das Umsteigen hatte jedes Mal nur wenige Sekunden gedauert, und die Fahrtziele waren rein zufällig gewählt, um etwaige Verfolger abzuschütteln.

Sandra traute Schalber nicht über den Weg. Der Interpolbeamte hatte ihr Verhalten genau vorhergesehen. Auch wenn er ihr am Ausgang der Kirche Santa Maria sopra Minerva entwischt war, hatte er ihr bestimmt aufgelauert und sich erneut an ihre Fersen geheftet. Doch nach diesen Vorsichtsmaßnahmen dürfte sie

ihn abgeschüttelt haben. Sandra hatte nämlich noch etwas vor, bevor sie ins Hotel zurückkehrte.

Sie wollte einen neuen Bekannten besuchen.

Das Taxi setzte sie vor dem Eingang der großen Poliklinik ab. Sandra folgte den Schildern zur Intensivstation.

Das Personal der Gemelli-Klinik nannte diesen Bereich nur *die Grenze*.

Sie passierte eine Schiebetür und stand in einem Warteraum mit vier Plastikstuhlreihen. Alle Stühle waren miteinander verbunden und genauso blau wie die Wände, die sie umgaben. Auch die Heizkörper hatten die gleiche Farbe

sowie die Kittel der Ärzte und Pfleger, ja, sogar der Wasserspender. Der Effekt war seltsam monoton.

Die zweite Tür war eine Sicherheitsschleuse. Um weiter vordringen zu können, brauchte man eine Magnetkarte. Außerdem gab es einen Polizeibeamten, der davor Wache hielt. Er erinnerte daran, dass ein gefährlicher Gewaltverbrecher auf der Station lag, auch wenn er im Moment niemandem Schaden zufügen konnte. Sandra zeigte dem Kollegen und einer Krankenschwester ihren Dienstausweis. Letztere erklärte ihr die für einen Besuch notwendigen Vorbereitungsmaßnahmen.

Sie forderte sie auf, Schuhüberzieher, einen sterilen Kittel und eine Haube anzuziehen. Dann drückte sie den Türöffner und ließ sie eintreten.

Der lange Flur, der vor ihr lag, erinnerte sie an ein Aquarium. An das in Genua, in dem sie mehrmals mit David gewesen war. Sie liebte Fische, war wie hypnotisiert von ihren Bewegungen und hätte ihnen stundenlang zuschauen können. Vor ihr befand sich eine Reihe von Bassins, die in Wirklichkeit durch Glaswände voneinander getrennte Reanimationsräume waren. Das Licht war gedämpft, und es herrschte eine merkwürdige Stille. Wenn man genau

zuhörte, merkte man jedoch, dass sie aus Geräuschen bestand – so tief und schwach wie Atemzüge, so rhythmisch und konstant wie ein dumpfes Pochen.

Es klang, als schliefe die ganze Station.

Sandra ging über das Linoleum und kam an dem winzigen Personalraum vorbei. Dort saßen zwei Frauen im Halbdunkel vor einer Konsole. Auf ihren Gesichtern lag der Widerschein der Monitore, die die Vitalfunktionen der einzelnen Patienten anzeigten. Hinter ihnen saß ein junger Arzt an einem Stahlschreibtisch und machte sich Notizen.

Zwei Krankenschwestern und ein Arzt

– mehr Personal wurde hier nachts nicht gebraucht. Sandra stellte sich vor, fragte nach dem Weg und bekam die von ihr gewünschte Information.

Während sie an den Bassins der Fischmenschen vorbeilief, sah sie sie reglos in ihren Betten liegen und in einem Meer aus Schweigen dahintreiben. Sie ging zur letzten Glaskabine und merkte, dass jemand sie ansah. Es war eine zierliche junge Frau in einem weißen Kittel, die in etwa ihr Alter hatte. Sandra trat neben sie. In dem Raum befanden sich sechs Betten, aber nur eines davon war belegt. Und zwar von Jeremiah Smith. Er war intubiert, und sein

Brustkorb hob und senkte sich rhythmisch. Er sah deutlich älter aus als fünfzig.

Erst in diesem Moment drehte sich die junge Frau um und sah ihr ins Gesicht. Sandra hatte ein Déjà-vu-Erlebnis. Gleich darauf fiel ihr ein, wo sie sie schon einmal gesehen hatte, und sie bekam eine Gänsehaut. Am Bett dieses Monsters stand der Geist eines seiner Opfer.

»Teresa!«, sagte sie.

Die andere lächelte. »Ich bin Monica, Teresas Zwillingsschwester.«

Die junge Frau vor ihr war nicht nur die Schwester einer Unschuldigen, die von Jeremiah umgebracht worden war. Sie

war auch die Ärztin, die ihm das Leben gerettet hatte.

»Ich heiße Sandra Vega und bin von der Polizei.« Sie gab ihr die Hand.

Die junge Frau erwiderte ihren Händedruck. »Bist du das erste Mal hier?«

»Wieso, sieht man das?«

»So, wie du ihn angesehen hast …«

Sandra musterte Jeremiah Smith erneut. »Wieso, wie habe ich ihn denn angesehen?«

»Keine Ahnung, so ähnlich wie einen Goldfisch in einem Aquarium.«

Sandra schüttelte amüsiert den Kopf.

»Habe ich etwas Falsches gesagt?«

»Nein, im Gegenteil.«

»Ich komme jeden Abend her. Bevor meine Nachtschicht beginnt oder nach Ende meiner Tagschicht. Ich bleibe eine Viertelstunde und gehe dann wieder. Keine Ahnung, warum. Mir ist einfach danach.«

Sandra bewunderte Monicas Mut. »Warum hast du ihn gerettet?«

»Warum stellt ihr mir alle die gleiche Frage?« Es schien die junge Frau nicht wirklich zu stören. »Eigentlich müsste es doch heißen: ›Warum hast du ihn nicht sterben lassen?‹. Das ist ein Unterschied, findest du nicht?«

Stimmt, daran hatte Sandra noch gar

nicht gedacht.

»Wenn du mich fragen würdest, ob mir jetzt danach ist, ihn umzubringen, würde ich Ja sagen – vorausgesetzt, ich müsste keinerlei Konsequenzen befürchten. Aber was hätte es mir gebracht, ihn sterben zu lassen, ohne einzuschreiten? So wie einen ganz normalen Menschen am Ende seines Lebens, der einen natürlichen Tod erleidet. Er ist aber kein normaler Mensch und hat das nicht verdient. Meiner Schwester war es auch nicht vergönnt.«

Sandra sah sich zum Nachdenken gezwungen. Sie suchte nach Davids Mörder und redete sich ein, nur die Wahrheit wissen zu wollen. Damit der

Tod ihres Mannes nicht mehr ganz so sinnlos wäre. Damit Gerechtigkeit hergestellt würde. Doch wie hätte sie sich an Monicas Stelle verhalten?

Die junge Frau sprach weiter: »Nein, meine Rache besteht darin, ihn in diesem Bett zu sehen. Kein Prozess, kein Schwurgericht und keine Paragrafenreiterei. Mein wahrer Triumph ist zu wissen, dass er so bleiben wird: ein Gefangener seiner selbst. Aus diesem Gefängnis wird er nie mehr freikommen. Und ich kann ihn jeden Abend besuchen, ihm ins Gesicht sehen und mir sagen, dass Gerechtigkeit hergestellt wurde.« Sie wandte sich wieder an Sandra. »Welcher

Angehörige eines Mordopfers kann das schon?«

»Ja, das stimmt.«

»Ich habe eine Herzmassage bei ihm gemacht, meine Hände auf diesen Brustkorb, auf diese Tätowierung gelegt … *Töte mich.*« Sie unterdrückte ihren Ekel. »An meinen Kleidern haftete der Gestank seiner Exkremente, seines Urins. Sein Speichel klebte an meinen Fingern.« Sie schwieg. »In meinem Job sieht man so einiges. Krankheiten sind ein großer Gleichmacher. Und in Wahrheit retten wir Ärzte niemanden. Jeder rettet sich selbst: indem er sich für das richtigere Leben, den besseren Weg entscheidet. Für

jeden von uns kommt der Moment, in dem er sich mit Exkrementen und Urin besudelt. Und es ist traurig, wenn man erst an diesem Tag herausfindet, wer man ist.«

Sandra staunte über so viel Weisheit. Immerhin war Monica nicht älter als sie selbst und wirkte sehr zerbrechlich. Gern hätte sie ihr noch länger zugehört.

Doch die junge Frau sah auf die Uhr. »Tut mir leid, dass ich dich aufgehalten habe. Ich sollte jetzt gehen, gleich beginnt meine Schicht.«

»Es war mir ein Vergnügen, dich kennenzulernen. Ich habe heute Abend viel von dir gelernt.«

Die junge Frau lächelte. »Was dich nicht umbringt, macht dich stark, sagt mein Vater immer.«

Sandra sah Monica nach, die durch den verlassenen Flur lief. Wieder drängte sich ihr ein Gedanke auf, und wieder verdrängte sie ihn. Sie war davon überzeugt, dass Schalber ihren Mann getötet hatte. Und sie war mit ihm ins Bett gegangen! Aber sie hatte Zärtlichkeit gebraucht – David hätte das verstanden.

Sie ging zur Tür des Reanimationsraums, nahm einen Mundschutz aus einem sterilen Behälter und zog ihn an. Dann trat sie über die Schwelle dieser kleinen Hölle, die nur

einen einzigen Verdammten beherbergte.

—

Während Sandra auf Jeremiah Smiths Bett zuging, zählte sie ihre Schritte: sechs, nein, sieben. Sie starrte ihn an. Der Goldfisch war in Reichweite. Er hatte die Augen geschlossen, war von kalter Gleichgültigkeit umgeben. Dieser Mann war nicht mehr in der Lage, irgendein Gefühl hervorzurufen. Weder Angst noch Mitleid.

Neben dem Bett stand ein Sessel. Sandra nahm darin Platz. Sie stützte die

Ellenbogen auf die Knie, verschränkte die Hände und beugte sich zu ihm vor. Gern hätte sie in seinem Gesicht gelesen, gewusst, was ihn dazu gebracht hatte, Böses zu tun. Genau das war letztlich die Aufgabe der Pönitenziare: die menschliche Seele zu ergründen und nach den tieferen Ursachen für eine Tat zu suchen. Als Polizeifotografin beschäftigte sie sich nur mit dem, was äußerlich sichtbar war. Mit den Wunden, die das Böse hinterließ.

Ihr fiel das dunkle Leica-Foto wieder ein.

Das ist meine Grenze, dachte sie. Ohne dieses Bild, das unter Umständen durch

einen Fotografenfehler für immer verloren war, konnte sie den Weg, den David ihr gewiesen hatte, nicht fortsetzen.

Wenn dieses Foto überhaupt irgendeine Bedeutung hatte.

Das äußerlich Sichtbare war ihre Informationsquelle, erlegte ihr aber auch Schranken auf. Sie merkte, wie gut es ihr tun würde, einmal ihr Innerstes nach außen zu kehren, alles rauszulassen, den Weg der Vergebung zu beschreiten. Eine Beichte wäre befreiend gewesen. Deshalb begann sie plötzlich, mit Jeremiah Smith zu sprechen. »Ich möchte dir die Geschichte von der grauenhaften smaragdgrünen Krawatte erzählen.« Sie

wusste selbst nicht, warum sie das gesagt hatte – es war ihr einfach so herausgerutscht. »Das Ganze geschah wenige Wochen bevor mein Mann ermordet wurde. David war von einer langen Geschäftsreise zurückgekommen. Der Abend verlief genauso wie immer, wenn wir uns nach langer Zeit wiedergesehen haben. Wir haben gefeiert, nur wir beide. Der Rest der Welt musste draußen bleiben, wir fühlten uns wie die letzten Überlebenden des Menschengeschlechts. Verstehst du, was ich meine? Hast du so etwas jemals erlebt?« Sie schüttelte amüsiert den Kopf. »Nein, ganz bestimmt nicht. Wie dem

auch sei, an jenem Abend war ich zum ersten Mal gezwungen, Liebe zu heucheln. David hat mir eine Routinefrage gestellt: ›Wie geht's? Alles in Ordnung?‹ Wie oft sagen wir das Tag für Tag, ohne eine ehrliche Antwort darauf zu erwarten? Aber als ich ihm sagte, dass alles bestens sei, war das keine Standardantwort, sondern eine Lüge … Denn wenige Tage zuvor war ich im Krankenhaus gewesen, um abzutreiben.« Sandra spürte, wie ihr die Tränen in die Augen traten, konnte sie aber gerade noch zurückdrängen. »Dabei wären wir die idealen Eltern gewesen: Wir haben uns geliebt, konnten uns aufeinander verlassen. Aber er war

Reporter und ständig unterwegs, um Kriege, Revolutionen und Anschläge zu fotografieren. Und ich bin Polizistin bei der Spurensicherung. Man kann kein Kind haben, wenn man beruflich ständig sein Leben riskiert so wie David. Und auch nicht, wenn man täglich sieht, was ich sehe. Da ist zu viel Gewalt, zu viel Angst im Spiel. Ein Kind kommt unter solchen Umständen nicht infrage.« Sie sagte es mit Überzeugung, ohne jede Reue. »Und das ist meine Sünde. Ich werde sie mit mir herumtragen, solange ich lebe. Was ich mir dagegen nicht verzeihe, ist, dass ich David nicht erlaubt habe mitzureden. Ich habe seine Abwesenheit ausgenutzt

und die Entscheidung allein getroffen.«
Sandra lächelte traurig. »Als ich nach der Abtreibung nach Hause kam, fand ich im Bad den Schwangerschaftstest, den ich vorher gemacht hatte. Mein Kind oder das, was man aus mir herausgeholt hatte, war im Krankenhaus geblieben. Ich hatte gespürt, wie es in mir starb, und es dann im Stich gelassen. Das ist doch furchtbar, findest du nicht? Auf jeden Fall fand ich, dass dieses Wesen eine Beerdigung verdient hatte. Also habe ich eine Schachtel genommen, den Schwangerschaftstest und eine Reihe von Gegenständen hineingelegt, die seiner Mutter und seinem Vater gehörten.

Darunter auch Davids einzige Krawatte. In Smaragdgrün. Anschließend bin ich mit dem Auto von Mailand nach Tellaro gefahren – zu dem Ort in Ligurien, in dem wir immer unsere Ferien verbracht haben. Dort habe ich die Schachtel im Meer versenkt.« Sie atmete tief durch. »Ich habe das noch nie jemandem erzählt. Und es ist absurd, dass ich es ausgerechnet dir sage. Aber das Beste kommt erst noch: Ich war nämlich fest davon überzeugt, dass ich die Konsequenzen meines Handelns allein tragen müsste. Doch ohne es zu wissen, habe ich damit eine Katastrophe angerichtet. Aber das habe ich erst im

Nachhinein gemerkt, als es schon zu spät war: Mit der Liebe, die ich für mein Kind hätte empfinden können, hatte ich auch meine Liebe zu David weggeworfen.« Sie wischte sich eine Träne ab. »Ich habe ihn geküsst, ihn gestreichelt, mit ihm geschlafen – aber ohne das Geringste zu spüren. Die schützende Höhle, die sich dieses Kind in mir gesucht hatte, um zu überleben, war eine Leerstelle geworden. Ich konnte meinen Mann erst wieder lieben, als er tot war.«

Sandra verschränkte die Arme vor der Brust und begann, zu schluchzen. Es brach nur so aus ihr heraus und ließ sich nicht mehr stoppen. Gleichzeitig war es

befreiend. Nach einigen Minuten putzte sie sich die Nase und beruhigte sich wieder. Sie musste über sich lachen. Sie war erschöpft, doch seltsamerweise ging es ihr gut. Noch fünf Minuten!, sagte sie sich. Nur fünf. Das regelmäßige Piepen des Herzmonitors, an den Jeremiah Smith angeschlossen war, und das Rauschen der Beatmungsmaschine, die ihn am Leben hielt, hatten eine hypnotische, entspannende Wirkung auf sie. Sie schloss kurz die Augen und schlief, ohne es zu merken, ein. Sie sah David vor sich. Sein Lächeln, sein zerzaustes Haar. Seinen liebevollen Blick. Die Grimasse, die er jedes Mal zog, wenn er sie traurig oder

nachdenklich erlebte. Er schob die Unterlippe vor, legte den Kopf schräg, kniff sie in beide Wangen und zog sie an sich, um ihr einen seiner langen Knallküsse zu geben. »Es ist alles in Ordnung, Ginger.« Und auf einmal fühlte sich Sandra unbeschwert, mit sich im Reinen. Dann winkte ihr ihr Mann zu, tanzte davon und sang dabei ihr Lied. *Cheek to Cheek*. Doch auch wenn die Stimme David zu gehören schien, konnte die träumende Sandra nicht wissen, dass sie von einem anderen stammte. Und dass sie ganz real war.

Im Zimmer sang jemand.

22 Uhr 17

Nachdem Marcus mitangesehen hatte, wie Camilla Rocca ihre Hand überraschenderweise auf den Brustkorb des Jungen mit dem Herzen ihres Sohnes gelegt hatte, glaubte er erstmals eine Art unsichtbare, barmherzige Einmischung in sein Leben zu spüren. Angesichts des gewaltigen Universums fühlt sich der Mensch dermaßen unbedeutend, dass er glaubt, keinen Gott verdient zu haben, der sich für ihn interessiert. Aber allmählich änderte Marcus seine Einstellung.

Treffen wir uns, wo alles begonnen hat.

Er würde seinen Gegenspieler kennenlernen. Und er würde seine Belohnung bekommen und Lara retten.

Der Ort, an dem alles begonnen hatte, war Jeremiah Smiths Villa.

Marcus hielt mit dem Panda vor dem großen Tor. Der Streifenwagen war nicht mehr da, und auch die Spurensicherung hatte ihre Zelte bereits abgebrochen. Der Ort lag ebenso verlassen und verwunschen da wie früher, bevor sein Geheimnis gelüftet worden war. Marcus ging auf das Haus zu. Nur der Vollmond widersetzte sich der Dunkelheit.

Die Bäume in der Auffahrt wiegten sich im Nachtwind. Das Rauschen der

Blätter klang wie verwehtes Hohngelächter, und die Statuen, die den verwilderten Garten schmückten, starrten ihn aus leeren Augen an.

Er erreichte die Villa. Türen und Fenster waren versiegelt. Er erwartete nicht, dort auf den Pönitenziar zu treffen. Die Botschaft war deutlich: *Aber diesmal wirst du den Teufel suchen müssen.*

Das war seine letzte Prüfung. Im Gegenzug würde er Antworten erhalten.

Bedeutete die Aufforderung, dass er nach übernatürlichen Hinweisen Ausschau halten sollte? Doch dann rief er sich in Erinnerung, dass die Pönitenziare keinerlei Interesse am Teufel hatten, im

Gegenteil: Sie waren die Einzigen in der Kirche, die seine Existenz bezweifelten. Sie hatten ihn immer schon für eine bequeme Ausrede gehalten, die sich die Menschen ausgedacht hatten, um keine Verantwortung für ihre Schuld und ihre Schwächen übernehmen zu müssen.

Der Teufel existiert nur, weil die Menschen böse sind.

Marcus entfernte das Polizeisiegel von der Tür und betrat das Haus. Das Mondlicht folgte ihm nicht hinein, sondern blieb auf der Schwelle zurück. Marcus nahm keinerlei Geräusche wahr, die auf die Anwesenheit anderer hinwiesen.

Er zog die Taschenlampe hervor und tastete sich langsam durch den Flur mit den dunklen Wänden vor. Er musste an seinen ersten Besuch in der Villa denken, daran, wie er dem Zahlenrätsel auf der Rückseite der Bilder gefolgt war. Wenn der Pönitenziar wollte, dass er hierhin zurückkehrte, musste er etwas übersehen haben. Er ging zu dem Zimmer, in dem der sterbende Jeremiah Smith gefunden worden war.

Der Teufel wohnt nicht mehr hier, sagte er sich.

Ihm fiel auf, dass etwas fehlte: Der umgestürzte Tisch, die Scherben der Milchschale und die Kekskrümel waren

von der Spurensicherung mitgenommen worden. Genauso wie die sterilen Handschuhe, die Gaze, die Spritzen und Kanülen, die das Rettungsteam verwendet hatte. Auch die Fetischgegenstände – das Haarband, das Korallenarmband, der rosafarbene Schal und der Rollschuh –, mit denen das Monster die Geister seiner jungen Opfer heraufbeschwor, damit sie ihm in langen einsamen Nächten Gesellschaft leisteten, waren nicht mehr da.

Was blieb, waren die Fragen.

Wie hatte es Jeremiah Smith – ein älterer, wenig attraktiver Eigenbrötler – geschafft, sich das Vertrauen der

Mädchen zu erschleichen? Wo hatte er sie einen Monat lang gefangen gehalten, bevor er sie tötete? Wo war Lara?

Marcus verbot sich in diesem Moment die Frage, ob sie noch am Leben war. Er hatte alle ihm gestellten Aufgaben unter größter Einsatzbereitschaft gelöst – einen negativen Ausgang würde er einfach nicht akzeptieren.

Er sah sich um. *Auffälligkeiten.* Der Hinweis, nach dem ich suche, ist nicht übernatürlich, dachte er. Sondern etwas, das nur ein Gottesmann erkennen kann. Diesmal musste er auf eine Begabung zurückgreifen, die er bereits verloren glaubte.

Sein Blick wanderte durchs Zimmer und suchte nach etwas, das von der Normalität abwich. Nach dem winzigen Riss, der in eine andere Dimension führte, dem Weg, den das Böse nahm, um sich immer weiter auszubreiten.

»Es gibt einen Ort, in dem das Reich des Lichts auf das der Finsternis trifft … Wir sind die Wächter, die diese Grenze verteidigen. Aber manchmal mogelt sich jemand an uns vorbei.« Sein Blick blieb am Fenster hängen. Jenseits davon versuchte der Mond, ihn auf etwas aufmerksam zu machen.

Er breitete die Flügel aus und sah in seine Richtung: Der steinerne Engel rief

nach ihm.

Er stand mit anderen Statuen im Garten. In der Heiligen Schrift stand, dass Luzifer ein gefallener Engel war, Gottes Lieblingsengel. Als Marcus das einfiel, rannte er ins Freie.

Er blieb vor der riesigen Statue stehen, die in blaues Mondlicht getaucht war.

Die Polizei hat nichts bemerkt!, dachte Marcus, als er den Boden zu Füßen des Engel musterte. Wenn da unten etwas war, hätten die Suchhunde es eigentlich wittern müssen. Aber die nach dem Dauerregen der letzten Tage aus der Erde aufsteigenden Gerüche mussten die Tiere

verwirrt haben.

Marcus stützte sich auf den Sockel der Statue, drückte dagegen, woraufhin sich der Engel bewegte und eine eiserne Falltür freigab. Sie war nicht verschlossen, man brauchte sie nur anzuheben.

Die Öffnung war dunkel, starker Modergeruch stieg wie fauliger Atem daraus auf. Marcus leuchtete mit der Taschenlampe hinein: Sechs Stufen führten in den Abgrund. Doch nichts war zu hören, keine Stimme, kein Geräusch.

»Lara!«, rief er. »Lara, Lara, Lara!« Doch es kam keine Antwort.

Vorsichtig stieg er die Treppe hinab.

Der Lichtkegel erhellte einen schmalen

Raum mit niedriger Decke und gefliestem Boden, der ab einem gewissen Punkt nach unten abfiel. Früher war das bestimmt ein Schwimmbad gewesen, aber dann hatte jemand ein Versteck daraus gemacht.

Die Taschenlampe suchte nach Spuren menschlicher Anwesenheit. Marcus befürchtete, nur noch einen leblosen Körper vorzufinden. Aber Lara war nicht hier.

Nur ein Stuhl.

Es gab nichts, was die Hunde hätten wittern können!, dachte er. Dabei war er sich sicher, dass Jeremiah die Mädchen hierhergebracht hatte. Das war seine Höhle, in der er sie einen Monat lang

gefangen hielt und anschließend tötete. An die Wände waren keine Ketten angeschmiedet, nichts wies auf Folterspielchen oder sadistische Neigungen hin. Es gab keinen Ort für Geschlechtsverkehr. Keine Misshandlung, keine Gewalt, rief sich Marcus in Erinnerung: Jeremiah rührte sie nicht an. Er beschränkte sich auf diesen Stuhl, neben dem das Seil lag, mit dem er sie fesselte. Zwanzig Zentimeter weiter stand ein Tablett mit dem Messer, mit dem er ihnen später die Kehle durchschnitt. Nur darin bestand die perverse Phantasie dieses Monsters.

Marcus ging auf den Stuhl zu und sah,

dass ein verschlossener Umschlag darauf lag. Er nahm ihn, um ihn zu öffnen. Darin befanden sich der Originalgrundriss von Laras Wohnung, auf dem auch die geheime Falltür im Bad verzeichnet war, und eine Liste mit Laras Tagesablauf. Notizen zu dem Plan, das Narkosemittel im Zucker zu verstecken, und ein Foto von der lächelnden Studentin. Auf ihrem Gesicht prangte ein rotes Fragezeichen. Du willst mich wohl verarschen!, dachte Marcus und meinte den Pönitenziar. Der Umschlag enthielt die Beweise dafür, dass Jeremiah das Mädchen tatsächlich entführt hatte.

Aber von Lara selbst fehlte jede Spur,

ebenso wie von dem geheimnisvollen Gefährten, der ihn bis hierher gelotst hatte.

Marcus kochte vor Wut. Der Pönitenziar war wortbrüchig geworden. Er verwünschte ihn, verwünschte sich selbst. Derart verhöhnt worden zu sein, war unerträglich. Er wollte nur noch weg. Er wandte sich zum Gehen, als ihm die Taschenlampe aus der Hand rutschte. Im Fallen beleuchtete sie etwas hinter ihm.

In der Ecke hinter ihm stand jemand.

Er hatte ihn beobachtet und sich nicht von der Stelle gerührt. Im Lichtkegel sah man nur die Umrisse eines Armes. Er trug Schwarz. Marcus bückte sich, um die

Taschenlampe aufzuheben, und richtete sie langsam auf den Fremden.

Doch es war kein Mensch, sondern ein Priestergewand auf einem Bügel.

Mit einem Mal war ihm alles klar: So hatte sich Jeremiah Smith seinen Opfern genähert. Die Mädchen hatten keine Angst vor ihm, weil sie den Gottesmann sahen und nicht das Monster.

Eine Tasche des Gewands war ausgebeult. Marcus ging darauf zu und steckte die Hand hinein. Er zog ein Medizinfläschchen und eine Subkutanspritze heraus – *Succinylcholin*.

Er hatte sich nicht getäuscht. Und trotzdem erzählten die Gegenstände in

dieser Tasche eine ganz andere Geschichte.

Jeremiah hat alles selbst getan.

Er wusste, dass die Schwester eines seiner Opfer an jenem Abend Notdienst hatte. Also hatte er den Krankenwagen gerufen und die Symptome eines Herzinfarkts beschrieben. Er hatte auf die Ankunft des Rettungsteams gewartet und sich dann das Gift gespritzt. Die Spritze konnte er in eine Zimmerecke oder unter ein Möbelstück geworfen haben. Die Besatzung des Krankenwagens würde sie in der Aufregung nicht bemerken, und die Spurensicherung würde sie dem Material zuordnen, das Ärztin und Pfleger

hinterlassen hatten.

Er hat sich nicht als Priester verkleidet. Er ist ein Priester.

Vor etwa einer Woche musste er mit der Umsetzung seines Plans begonnen und die anonymen Botschaften an diejenigen verschickt haben, die in den Mord an Valeria Altieri verwickelt waren. Dann hatte er dafür gesorgt, dass Pietro Zini die Mail bekam, die zum Figaro-Fall führte. Anschließend hatte er Camilla Rocca angerufen, um ihr zu sagen, dass Astor Goyash sich in einigen Tagen im Hotel Exedra aufhalten würde.

Er ist der Pönitenziar.

Die ganze Zeit über hatten sie ihn vor

Augen gehabt, ohne zu ahnen, wer er tatsächlich war. Wie der Chirurg Alberto Canestrari hatte Jeremiah sich Succinylcholin injiziert, mit dem der Arzt einen natürlichen Tod simuliert hatte. Keine toxikologische Untersuchung konnte das nachweisen. Es genügte eine Dosis von einem Milligramm, um die Atemmuskulatur zu lähmen. Nach wenigen Minuten führte es zum Erstickungstod wie bei Canestrari. Das Mittel sorgte für eine sofortige Ganzkörperlähmung, hinterließ keine Spuren und keine Fragen.

Aber Canestrari hatte keinen Rettungswagen gerufen. Jeremiah

hingegen schon.

Was sah die Polizei? Einen Serienmörder, der keine Gefahr mehr darstellte. Was sahen die Ärzte? Einen Komapatienten. Und was sah Marcus?

Auffälligkeiten.

Irgendwann würde die Wirkung des Succinylcholins nachlassen. Und dann würde Jeremiah Smith plötzlich aufwachen.

23 Uhr 59

Vor. Halt. Zurück. Danach begann das Ganze wieder von vorn: Vor. Halt. Zurück. In dem blauen Warteraum auf der Intensivstation war nichts außer diesem ununterbrochenen, nervtötenden Geräusch zu hören. Marcus sah sich um. Niemand. Langsam ging er dem Geräusch nach.

Die Sicherheitsschiebetür, die zur Intensivstation führte, öffnete sich langsam, blieb plötzlich stecken und ging dann wieder zu. Die gleiche Bewegung vollzog sich immer wieder, ohne je zu Ende geführt zu werden. Irgendetwas

blockierte den Schließmechanismus. Marcus trat näher, um nachzusehen. Es war ein Fuß.

Der wachhabende Polizist lag bäuchlings auf dem Boden. Marcus betrachtete den Körper – die Hände, die blaue Uniform, die Schuhe mit den Gummisohlen – und merkte, dass etwas fehlte. Es war der Kopf. Er hatte keinen Kopf mehr. Der Schädel war nach einem Schuss aus nächster Nähe explodiert.

Und das ist erst der Anfang!, dachte Marcus.

Er beugte sich über den Toten und sah, dass das Pistolenhalfter an seinem Gürtel leer war. Nachdem er ihn kurz gesegnet

hatte, richtete er sich wieder auf. Er lief über das Linoleum, verlangsamte seine Schritte und sah nach rechts und links zu den Reanimationsräumen. Die Patienten lagen auf dem Rücken und schliefen einen durch nichts zu erschütternden gleichgültigen Schlaf. Die Maschinen atmeten für sie. Alles wirkte unverändert.

Marcus bewegte sich inmitten dieser unwirklichen Stille. So muss es in der Hölle aussehen!, dachte er: ein Ort in der Schwebe, an dem das Leben kein Leben mehr ist, aber auch noch nicht dem Tod weichen musste. Das Ganze wirkte wie ein Zaubertrick, bestehend aus der Frage, die man sich automatisch stellte, wenn

man diese Gestalten betrachtete: Wo waren sie? Warum waren sie hier und gleichzeitig auch wieder nicht?

Als er den Personalraum erreichte, erblickte er drei Krankenschwestern, die dem Schicksal ihrer Patienten entronnen waren. Oder auch nicht – je nachdem, wie man es sah.

Die erste Krankenschwester lehnte am Kontrollpult. Die Monitore waren blutbespritzt, und die Frau wies eine klaffende Wunde an der Kehle auf. Die zweite lag neben der Tür. Sie hatte versucht zu fliehen, leider vergebens: Eine Kugel hatte sie in der Brut getroffen und zurücktaumeln lassen. Am Ende des

kleinen Raums saß ein Mann im weißen Kittel zusammengesunken auf einem Stuhl. Seine Arme hingen schlaff herab, der Kopf war in den Nacken gelegt und die Augen auf irgendeinen Punkt an der Decke gerichtet.

Jeremiah Smiths Zimmer lag ganz am Ende des Flurs. Marcus ging darauf zu und rechnete damit, das Bett leer vorzufinden.

»Komm her!« Die Stimme, die ihn gerufen hatte, war rau und tief. Wie die eines Menschen, der eine Weile intubiert gewesen ist. »Du bist Pönitenziar, nicht wahr?« Marcus war einige Sekunden lang wie gelähmt. Dann ging er langsam auf

die offen stehende Tür zu. Als er an der Glasscheibe vorbeikam, sah er, dass die Vorhänge zugezogen waren. Trotzdem erkannte er einen Schatten in der Zimmermitte. Er lehnte sich neben der Tür an die Wand.

»Komm rein. Hab keine Angst.«

»Du bist bewaffnet«, erwiderte Marcus. »Das weiß ich, weil ich den Polizisten untersucht habe.«

Schweigen. Dann sah er, wie etwas durch die Türöffnung auf ihn zuschlitterte. Es war eine Pistole.

»Sieh nach: Sie ist geladen.«

Marcus war verwirrt. Er wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Warum hatte

er sie ihm gegeben? Er machte nicht den Eindruck, als wollte er sich ergeben. Das ist ein Spiel, ermahnte er sich. Und mir bleibt nichts anderes übrig, als mitzuspielen. »Heißt das, du bist jetzt unbewaffnet?«

Der Knall war ohrenbetäubend, die Antwort beredt. Der Mann in dem Zimmer war alles andere als wehrlos.

»Woher soll ich wissen, dass du mich nicht sofort erschießt, sobald ich das Zimmer betrete?«

»Wenn du sie retten willst, ist das deine einzige Chance.«

»Sag mir, wo Lara ist.«

Gelächter. »Ehrlich gesagt, habe ich

nicht sie gemeint.«

Marcus erstarrte. Wer war bei ihm? Er beschloss, kurz den Kopf zur Tür hineinzustecken, um nachzusehen. Und er zog ihn nicht mehr zurück.

Jeremiah Smith saß auf dem Bett. Er trug einen zu kurzen Krankenhauskittel. Die wenigen Haare, die er noch hatte, standen ihm zu Berge. Er sah aus wie ein Clown, wie jemand, der gerade erst aufgewacht ist. Mit einer Hand kratzte er sich am Oberschenkel, mit der anderen drückte er eine Pistole in den Nacken einer Frau, die vor ihm auf dem Boden kniete.

Die Polizistin war bei ihm.

Nachdem Marcus nun wusste, woher Jeremiah die zweite Waffe hatte, betrat er den Raum.

Sandra trug die Handschellen, die Jeremiah ihrem wachhabenden Kollegen abgenommen hatte, nachdem er ihn erschossen hatte. Unverzeihlicherweise war sie eingeschlafen. Geweckt hatten sie drei rasch aufeinanderfolgende Explosionen. Sie hatte die Augen geöffnet und sie als Schüsse identifiziert. Sofort hatte sie nach der Pistole in ihrem Halfter gegriffen, aber sie war verschwunden.

Erst da hatte sie bemerkt, dass das Bett neben ihr leer war.

Ein vierter Schuss, und sie sah die Szene vor sich, als hätte sie sie mit ihrer Canon-Reflex fotografiert: Jeremiah steht auf und nimmt ihr die Pistole ab. Er geht am Personalraum vorbei und schaltet die Nachtschwestern und den Arzt aus. Der Polizist an der Tür hört die Schüsse. Doch bis er die Sicherheitsschiebetür geöffnet hat, steht Jeremiah bereits direkt davor. Er erschießt ihn aus nächster Nähe.

Sandra war losgerannt. Sie wollte ihn stoppen, obwohl sie unbewaffnet war. In diesem Moment fühlte sie sich für die ganze Situation verantwortlich, weil sie ihrer Müdigkeit nachgegeben und nicht aufgepasst hatte. Aber vielleicht steckte

mehr dahinter.

Warum hatte er sie am Leben gelassen?

Sie hatte den Flur betreten, konnte Jeremiah aber nirgendwo entdecken. Sie war zum Ausgang geeilt, doch als sie am Medikamentenraum vorbeikam, sah sie ihn. Er stand da und starrte sie mit einem hässlichen Grinsen an. Sie war erschüttert. Dann hatte er die Pistole auf sie gerichtet und ihr die Handschellen zugeworfen.

»Los, leg sie an! Gleich amüsieren wir uns.«

Sie hatte gehorcht, und dann hatte das Warten begonnen.

Am Boden kauernd, gab Sandra dem

Priester mit der Narbe an der Schläfe durch einen Blick zu verstehen, dass es ihr gut ging und er sich keine Sorgen machen musste. Er nickte zum Zeichen, dass er verstanden hatte.

Wieder dieses Gelächter von Jeremiah. »Und? Freust du dich, mich zu sehen? Ich habe mir schon ewig gewünscht, einen anderen Pönitenziar kennenzulernen. Lange dachte ich, ich wäre der einzige. Ich bin mir sicher, dir ist es genauso ergangen. Wie heißt du?«

Marcus hatte nicht vor, dem Kerl entgegenzukommen.

»Los, raus mit der Sprache!« Jeremiah

ließ nicht locker. »Du kennst meinen Namen. Da ist es nur fair, dass ich den des Mannes erfahre, der so schlau war, mich aufzustöbern.«

»Marcus«, sagte er und bereute es sofort wieder. »Lass die Frau frei!«

Jeremiah wurde ernst. »Tut mir leid, lieber Marcus. Sie ist Teil meines Plans.«

»Von welchem Plan redest du?«

»Ehrlich gesagt war ich angenehm überrascht, als sie mich besuchte. Eigentlich hatte ich vor, eine der Krankenschwestern als Geisel zu nehmen. Aber nachdem sie schon da war … Wie nennen wir das gleich noch mal?« Er hob den Zeigefinger, verdrehte die Augen und

tat so, als fiele es ihm gerade nicht ein. »Ach so, ja: *Auffälligkeiten*.«

Marcus half ihm nicht auf die Sprünge, sondern schwieg.

»Die Anwesenheit dieser jungen Dame ist der beste Beweis dafür, dass meine These stimmt.«

»Welche These?«

»›Böses gebiert Böses.‹ Hast du das etwa noch nie gehört?« Er verzog missbilligend das Gesicht. »Eigentlich habe ich nicht mehr erwartet, ihr zu begegnen. Aber vor einiger Zeit habe ich ihren Mann kennengelernt.«

Sandra sah zu ihm auf.

Jeremiah sprach weiter: »David Leoni war ein guter Reporter, das lässt sich nicht leugnen. Er war auf die Pönitenziare gestoßen. Ich bin ihm in einem gewissen Abstand gefolgt und habe viel von ihm gelernt. Es war … lehrreich, all diese Details aus seinem Privatleben zu erfahren.« Mit einem Blick auf die Polizistin fügte er hinzu: »Während dein Mann in Rom war, bin ich nach Mailand gereist, um mir ein Bild von dir zu machen: Ich habe eure Wohnung betreten, in euren Sachen herumgewühlt, aber du hast nichts bemerkt.«

Sandra fiel das Lied auf Davids

Aufnahmegerät ein, das sein Mörder gesungen hatte: *Cheek to Cheek*. Sie hatte sich gefragt, woher das Monster solch ein intimes Detail kannte.

So als könnte er Gedanken lesen, bestätigte ihr Jeremiah: »Ja, meine Liebe, ich war mit deinem Mann auf dieser verlassenen Baustelle verabredet. Der Dummkopf hatte zwar Vorsichtsmaßnahmen getroffen, aber letztlich hat er mir vertraut, weil er dachte, dass Priester im Grunde gut sind. Kurz bevor er unten aufprallte, dürfte er seine Meinung geändert haben.«

Sandra hatte Schalber verdächtigt. Die Wahrheit war ein Schock. Als sie hörte,

wie dermaßen zynisch über Davids Tod geredet wurde, kochte sie vor Wut. Kurz zuvor hatte sie dem Mörder ihres Mannes ihr größtes Geheimnis anvertraut. Er hatte nicht im Koma gelegen und die Geschichte von der Abtreibung und ihren anschließenden Gewissensbissen mit angehört. Und damit besaß er nun noch etwas von ihr und David, nachdem er ihm bereits alles genommen hatte.

»Er hatte das Archiv der Pönitenziarie entdeckt. Du wirst verstehen, Marcus, dass ich ihn nicht am Leben lassen konnte«, rechtfertigte sich Jeremiah.

Jetzt kannte Sandra das Motiv. Und wenn der Mann, der ihr eine Pistole in

den Nacken drückte, Pönitenziar war, hatte Schalber recht: Es war einer von ihnen gewesen, der David getötet hatte. Es war so, wie Schalber gesagt hatte: Mit der Zeit waren sie vom Bösen korrumpiert worden.

»Seine Frau ist nach Rom gekommen, um ihn zu rächen, würde das aber nie zugeben, stimmt's, Sandra?«

Sie sah ihn nur hasserfüllt an.

»Ich hätte dich in dem Glauben lassen können, dass es ein Unfall war«, sagte Jeremiah. »Stattdessen habe ich dir die Gelegenheit gegeben, die Wahrheit zu erfahren und mich zu finden.«

—

»Wo ist Lara?«, unterbrach Marcus ihn. »Geht es ihr gut? Ist sie noch am Leben?«

»Als ich das alles geplant habe, wusste ich, dass du nach der Entdeckung meines Verstecks bei der Villa herkommen und mich genau das fragen würdest.« Er schwieg und musterte ihn lächelnd. »Denn nur ich weiß, wo das Mädchen ist.«

»Dann sag es mir!«

»Alles zu seiner Zeit, mein Freund. Hättest du meinen Plan bis heute Abend nicht durchschaut, hätte ich mich dazu

berechtigt gefühlt, dieses Bett zu verlassen und für immer zu verschwinden.«

»Aber ich habe ihn durchschaut, ich war dir ebenbürtig. Warum lässt du also diese Frau nicht gehen und übergibst mir Lara?«

»Weil das nicht so einfach ist. Du musst eine Wahl treffen.«

»Und die wäre?«

»Ich habe eine Pistole, du hast eine Pistole. Du musst entscheiden, wer heute Nacht sterben wird.« Beinahe zärtlich strich er mit der Pistolenmündung über den Kopf der Frau.

»Ich erschieße die Polizistin. Wenn du mich gewähren lässt, erzähle ich dir, wo

Lara ist. Wenn du mich tötest, rettest du zwar der Polizistin das Leben, wirst aber nie erfahren, was der Studentin zugestoßen ist.«

»Warum willst du, dass ich dich umbringe?«

»Hast du denn immer noch nicht verstanden, Marcus?«

In Jeremiahs Stimme schwang großes Bedauern mit, als wolle er zu verstehen geben, dass Marcus es doch besser wissen müsse.

»Dann klär mich auf!«, erwiderte dieser.

»Padre Devok, der durchgeknallte Alte, hatte die Lektion der Pönitenziare gelernt:

Er war davon überzeugt, dass nur das Böse dem Bösen Einhalt gebieten kann. Was für eine Anmaßung! Um ihn zu verstehen, mussten wir ihm auf die dunkle Seite folgen. Das Böse von innen heraus kennenlernen, uns mit ihm identifizieren. Aber einige von uns haben nicht mehr zurückgefunden.«

»Du zum Beispiel.«

»Und andere vor mir«, fügte Jeremiah hinzu. »Ich erinnere mich noch gut daran, wie Devok mich rekrutiert hat. Meine Eltern waren sehr religiös, daher meine Berufung. Ich war achtzehn und ging aufs Priesterseminar. Padre Devok nahm mich zu sich, lehrte mich, die Welt mit den

Augen des Bösen zu sehen. Dann löschte er meine Vergangenheit, meine Identität aus und verbannte mich für immer in dieses Schattenreich.« Eine Träne lief ihm übers Gesicht.

»Warum hast du angefangen zu töten?«

»Ich habe immer geglaubt, zu den Guten zu gehören und deshalb besser zu sein als andere«, sagte Jeremiah sarkastisch. »Aber irgendwann wollte ich sichergehen, dass ich mir das nicht nur einbilde. Und das ging nur, indem ich mich selbst auf die Probe stellte. Also habe ich das erste Mädchen entführt und es in das Versteck gebracht. Du hast es ja

gesehen: Dort gibt es keine Folterwerkzeuge, denn das, was ich tat, machte mir kein bisschen Spaß. Ich bin kein Sadist.« Seine Rechtfertigung klang glaubwürdig. »Ich habe sie am Leben gelassen, nach einem guten Grund gesucht, ihr die Freiheit zurückzugeben. Doch jeden Tag schob ich es aufs Neue hinaus. Sie weinte, war verzweifelt, flehte mich an, sie gehen zu lassen. Ich habe mir einen Monat Zeit gegeben, bevor ich eine Entscheidung gefällt habe. Schließlich habe ich gemerkt, dass ich keinerlei Mitleid empfinde. Und da habe ich sie getötet.«

Das war Teresa gewesen. Sandra fiel der Name von Monicas Schwester ein. Von der Schwester der Ärztin, die sich anders als er entschieden hatte, ihn am Leben zu lassen.

»Aber ich war noch nicht zufrieden. Ich erledigte meinen Job in der Pönitenziarie, spürte Verbrechen und Verbrecher auf, ohne dass Devok Verdacht schöpfte. Ich war beides gleichzeitig: ein Mann der Gerechtigkeit und der Sünde. Nach einer Weile habe ich mich mit einem zweiten Mädchen erneut auf die Probe gestellt. Und dann mit einem dritten und vierten. Jeder nahm ich einen Gegenstand ab, eine

Art Andenken, in der Hoffnung, dass mir das helfen würde, mir meine Schuld vor Augen zu führen. Aber es war jedes Mal das Gleiche: Ich empfand keinerlei Mitleid. Ich war das Böse dermaßen gewohnt, dass ich nicht mehr zwischen dem, was meine Ermittlungen ergaben, und dem, was ich selbst beging, unterscheiden konnte. Und weißt du, welch absurde Schlussfolgerung ich aus alldem gezogen habe? Je mehr Böses ich tue, desto besser werde ich darin, es aufzuspüren. Seitdem habe ich zig Leben gerettet und zahlreiche Verbrechen vereitelt.« Er lachte verbittert.

»Wenn ich dich jetzt töte, werde ich

das Leben dieser Frau retten und Lara verlieren.« Allmählich dämmerte es Marcus. »Tue ich das nicht, wirst du mir sagen, wo die Studentin ist, aber die Polizistin erschießen. So oder so – ich bin der Verlierer: Ich bin dein eigentliches Opfer. Im Grunde laufen beide Optionen auf das Gleiche hinaus: Du willst mir beweisen, dass man etwas Böses tun muss, um gut sein zu können.«

»Das Gute hat seinen Preis, Marcus. Nur das Böse ist gratis.«

Sandra war erschüttert. Doch sie hatte keine Lust, sich zur bloßen Zuschauerin degradieren zu lassen. »Dieses Arschloch

soll mich ruhig umbringen!«, rief sie. »Lass dir sagen, wo Lara ist. Sie ist schwanger.«

Jeremiah zog ihr den Pistolenkolben über den Kopf.

»Rühr sie nicht an!«, drohte ihm Marcus.

»Bravo, so gefällst du mir! Ich will eine Reaktion sehen! Wut ist der erste Schritt.«

Marcus hatte nicht gewusst, dass Lara schwanger war. Diese Enthüllung erschütterte ihn.

Jeremiah war das nicht entgangen. »Was ist schlimmer: zu sehen, wie jemand vor deinen Augen ermordet wird, oder zu wissen, dass jemand anders weit

weg von hier im Sterben liegt? Die Polizistin oder Lara und ihr Ungeborenes – entscheide dich!«

Marcus musste Zeit schinden. Sollte er darauf hoffen, dass die Polizei käme? Aber Jeremiah hatte nichts zu verlieren. »Wenn ich zulasse, dass du die Polizistin erschießt – woher weiß ich dann, dass du mir anschließend tatsächlich sagst, wo Lara ist? Du könntest beide töten. Vielleicht spekulierst du darauf, dass ich mich dann von meiner Wut zur Rache hinreißen lasse. Und dann hättest du gewonnen.«

Jeremiah zwinkerte ihm zu. »Was dich angeht, habe ich meinen Job wirklich gut

gemacht, das muss ich schon sagen.«

Marcus verstand nicht. »Was soll das heißen?«

»Denk doch mal nach, Marcus: Wie bist du auf mich gestoßen?«

»Über das Succinylcholin, das sich Alberto Canestrari gespritzt hat: Du hast dich von deinem letzten Fall inspirieren lassen.«

»Nur davon? Bist du dir sicher?«

Marcus musste nachdenken.

»Los, mach schon, enttäusch mich nicht! Denk an den Schriftzug auf meiner Brust.«

Töte mich. Was wollte er ihm damit sagen?

»Ich gebe dir eine kleine Hilfestellung: Vor einiger Zeit habe ich beschlossen, die Geheimnisse unseres Archivs zu lüften. Und zwar gegenüber Angehörigen oder Freunden von Opfern, deren Fälle offiziell nie aufgeklärt wurden. Ich aber hatte sie aufgeklärt. Ich ließ meine Ermittlungsergebnisse aus der Pönitenziarie verschwinden und ließ ihnen entsprechende Informationen zukommen. Doch da ich ebenfalls schuldig bin, musste ich jemandem, dem ich Leid zugefügt habe, ebenfalls die Chance geben, sich zu rächen. Deshalb die Inszenierung mit dem Krankenwagen und dem angeblichen Infarkt: Hätte mich die

junge Ärztin sterben lassen, anstatt mir zu helfen, hätte ich für meine Schuld bezahlt. Doch Teresas Schwester hat beschlossen, mich am Leben zu lassen.«

Das ist keine gute Entscheidung gewesen!, dachte Sandra. Das Böse, das Monica nicht begangen hatte, hatte einen anderen Weg gefunden, sich zu manifestieren. Deshalb waren sie jetzt hier: weil diese junge Frau gut gewesen war. Das war doch absurd!

»Dabei lag doch klar auf der Hand, dass ich das alles inszeniert habe! Ich habe mir sogar diese Tätowierung zugefügt, damit

es keine Zweifel gibt … Aber niemand konnte sie deuten. Woran erinnert dich das?«

Marcus überlegte fieberhaft. »An den Mord an Valeria Altieri. Und das mit Blut geschriebene Wort über ihrem Bett: EVIL.«

»Bravo!«, sagte Jeremiah herablassend. »Alle lasen EVIL, das Böse, dabei hieß es LIVE. Wegen des Dreieck-Symbols, das das Blut der Opfer auf dem Teppich hinterlassen hatte, fahndete man nach einer Sekte. Keiner hat an eine Videokamera gedacht. Die Lösung ist für alle sichtbar, aber keiner sieht sie. Keiner möchte sie sehen.«

Marcus ahnte, welches Ziel er mit diesem unfassbaren Plan verfolgte: »Der Fall Federico Noni: Alle sahen nur den jungen Mann im Rollstuhl. Niemand konnte sich vorstellen, dass er der Mörder seiner Schwester war, und erst recht nicht, dass er laufen konnte. Und bei dir war es ganz ähnlich: ein angeblich harmloser Komapatient, der nur von einem einzigen Polizisten bewacht wird. Nachdem ein Herzinfarkt ausgeschlossen wurde, kann sich kein Arzt erklären, was mit dir los ist. Dabei standest du nur unter der Wirkung von Succinylcholin, die bald nachlassen würde.«

»Es ist das Mitleid, das uns täuscht,

Marcus. Hätte Pietro Zini kein Mitleid mit Federico Noni gehabt, hätte er ihn damals gefasst. Hätte diese Polizistin hier kein Mitleid mit mir gehabt, hätte sie mir nicht erzählt, dass sie ihr Kind abgetrieben hat. Und jetzt macht sie sich Sorgen, weil Lara schwanger ist!« Er lachte verächtlich.

»Mistkerl! Ich habe kein Mitleid für dich empfunden.« Die gebückte Haltung verursachte Sandra Rückenschmerzen. Fieberhaft suchte sie nach einem Ausweg. Sie konnte nur auf einen Moment warten, an dem Jeremiah abgelenkt war, und dann versuchen, sich auf ihn zu werfen. In der Hoffnung, dass Marcus – denn so

hieß der Pönitenziar, wie sie jetzt wusste – ihn daraufhin entwaffnen könnte. Anschließend würde sie auf dieses Monster eintreten, bis es ihr verriet, wo Lara steckte.

»Ich habe nichts von dir gelernt!«, erwiderte Marcus.

»Unbewusst hast du dir all diese Lektionen zu eigen gemacht und bist bis hierher gekommen. Jetzt musst du entscheiden, ob du noch weitergehen willst.« Er sah ihn ernst an. »Töte mich.«

»Ich bin kein Mörder.«

»Bist du dir sicher? Um das Böse erkennen zu können, muss man es in sich

tragen. Du bist wie ich. Horch in dich hinein, dann wirst du verstehen.«
Jeremiah drückte die Pistolenmündung fester gegen Sandras Kopf und legte den anderen Arm hinter den Rücken. Er sah aus wie ein Henker kurz vor der Hinrichtung. »Ich werde jetzt bis drei zählen. Dir bleibt nicht mehr viel Zeit.«

Marcus zielte mit der Pistole auf Jeremiah. Er war ein ideales Ziel, aus dieser Entfernung würde er ihn problemlos treffen. Aber zuerst sah er noch einmal die Frau an. Er merkte, dass sie kurz davor stand, einen Befreiungsversuch zu wagen. Er brauchte nur darauf zu warten, dass sie eine

Bewegung machte. Dann würde er Jeremiah außer Gefecht setzen, ohne ihn zu töten.

»Eins.«

Sandra gab ihm nicht die Zeit weiterzuzählen. Sie sprang abrupt auf und schaffte es, die Pistole in Jeremiahs Hand mit ihrer Schulter zu erwischen. Doch als sie den ersten Schritt auf Marcus zu machte, spürte sie einen heißen Schmerz im Rücken. Sie glaubte getroffen worden zu sein, schaffte es aber trotzdem, ihn zu erreichen und hinter ihm in Deckung zu gehen. In diesem Moment dämmerte ihr, dass sie keine Explosion gehört hatte.

Sofort fasste sie sich an den Rücken und ertastete einen Gegenstand, der zwischen ihren Wirbeln steckte.

»Oh mein Gott!«

Es war eine Spritze.

Jeremiah saß auf der Bettkante und bog sich vor Lachen. »Succinylcholin!«, rief er.

Marcus musterte die Hand, die plötzlich hinter dem Rücken des Mannes hervorgeschnellt war. Er hatte auch den Befreiungsversuch der Polizistin vorhergesehen.

»Unglaublich, was man in einem Krankenhaus alles so findet, nicht wahr?«, sagte er.

Er hatte sich vorbereitet, nachdem er den Polizisten erschossen hatte. Deshalb hatte sie ihn vor dem Medikamentenraum entdeckt. Sandra verstand, aber leider zu spät. Zuerst spürte sie, wie ihre Gliedmaßen steif wurden, was sich bald in Richtung Hals fortsetzte. Sie konnte den Kopf nicht mehr bewegen, und ihre Beine gaben nach. Sie fiel zu Boden. Ihr Körper zuckte, sie verlor jegliche Kontrolle über ihn. Dann spürte sie, wie ihr die Luft wegblieb, so als gäbe es auf einmal nicht mehr genügend Sauerstoff im Raum. Wie in einem Aquarium!, dachte sie, nur dass es um sie herum kein Wasser gab. Sie war einfach nur nicht

mehr in der Lage, Sauerstoff aufzunehmen.

Marcus beugte sich über die Frau: Sie rang nach Luft und lief bereits blau an. Er wusste nicht, wie er ihr helfen sollte.

Jeremiah zeigte auf den Gummischlauch neben dem Bett. »Um sie zu retten, müsstest du ihr den hier in den Hals stecken. Oder Alarm schlagen. Aber vorher musst du mich töten, denn ich werde dir das nicht erlauben.«

Marcus warf einen Blick auf die Pistole, die er auf den Boden gelegt hatte.

»Ihr bleiben noch knapp vier Minuten, vielleicht fünf. Nach drei Minuten kommt

es zu irreversiblen Hirnschäden. Denk daran, Marcus: An der Grenze zwischen Gut und Böse gibt es einen Spiegel. Wenn du hineinschaust, wirst du die Wahrheit erkennen. Denn auch du …«

Der Schuss ließ ihn mitten im Satz verstummen. Jeremiah fiel nach hinten. Seine Arme waren ausgebreitet und der Kopf der anderen Seite des Bettes zugewandt.

Marcus achtete nicht weiter auf ihn und die Pistole, die er nach dem Abdrücken nach wie vor in Händen hielt. Stattdessen konzentrierte er sich auf die Frau. »Ich flehe dich an, halte durch!« Dann ging er zur Tür und löste den

Feueralarm aus. Das war die schnellste Methode, Hilfe zu holen.

Sandra verstand nicht, was los war. Sie spürte, dass sie das Bewusstsein verlor. Ihre Lunge brannte, und sie konnte sich nicht bewegen, nicht schreien. Alles spielte sich ausschließlich in ihrem Kopf ab.

Marcus kniete neben ihr und griff nach ihrer Hand. Hilflos musste er den stummen Kampf der Polizistin mitansehen.

»Aus dem Weg!«

Der Befehl erreichte ihn von hinten.

Marcus gehorchte und sah ein kleine junge Frau im weißen Kittel, die Sandra am Arm packte und auf das nächstgelegene Bett hievte. Er half ihr, ihre Füße hochzuheben.

Die Ärztin nahm ein Laryngoskop von einem Wagen. Sie steckte es der Frau in den Hals und führte langsam einen Schlauch ein, den sie anschließend an die Beatmungsmaschine anschloss. Mit dem Stethoskop hörte sie ihren Brustkorb ab. »Der Herzschlag beruhigt sich«, sagte sie. »Wir haben gerade noch rechtzeitig eingegriffen.« Dann drehte sie sich zum leblosen Körper Jeremiah Smiths um. Sie betrachtete das Loch, das die Kugel in

seiner Schläfe hinterlassen hatte, und anschließend Marcus' Narbe. Sie staunte über die seltsame Parallele.

Erst in diesem Moment erkannte er sie: Es war Monica, Teresas Schwester! Diesmal hatte sie der Polizistin das Leben gerettet.

»Verschwinden Sie!«, sagte die junge Ärztin zu ihm.

Er verstand nicht gleich.

»Gehen Sie!«, drängte sie. »Niemand wird verstehen, warum Sie geschossen haben.«

Marcus zögerte.

»Ich weiß, was ich tue!«, versicherte sie ihm.

Er wandte sich der Polizistin zu, deren Gesichtsfarbe sich allmählich wieder normalisierte. In ihren weit aufgerissenen Augen nahm er ein Flackern wahr. Es signalisierte Zustimmung. Marcus strich ihr liebevoll über die Wange und nahm den Personalausgang.

EIN JAHR ZUVOR

PRYPJAT

Der Sonnenuntergang ließ den Horizont über Tschernobyl genesen.

Das Kraftwerk am Fluss war ein schlafender Vulkan. Was erloschen und harmlos wirkte, war aktiver und gefährlicher als je zuvor und würde noch jahrtausendelang Tod und Missbildungen säen.

Von der Straße aus hatte der Jäger eine phantastische Aussicht auf die Reaktoren, auch auf die Nummer vier. Sie war für

das größte Atomunglück in der Geschichte verantwortlich und steckte jetzt in einem fragilen Sarkophag aus Blei und Stahlbeton.

Der Asphalt war voller Schlaglöcher, und die Stoßdämpfer des alten Volvo ächzten. Der Jäger fuhr an dichtem Wald vorbei. Aufgrund des radioaktiven Windes direkt nach dem Unfall hatten die Bäume ihre Farbe verändert. Die noch ahnungslosen Anwohner hatten ihnen den Namen »roter Wald« gegeben.

Die lautlose Apokalypse hatte am 24. April 1986 ihren Lauf genommen, und zwar um 1 Uhr 23.

Anfangs hatten die Behörden den

Unfall heruntergespielt und waren so naiv gewesen zu glauben, alles vertuschen zu können. Ihre Sorge hatte eher der Geheimhaltung und weniger der Volksgesundheit gegolten. Die Evakuierung der Region hatte erst sechsunddreißig Stunden nach dem Unglück begonnen.

Die Stadt Prypjat lag nicht weit von den Reaktoren entfernt. Der Jäger sah, wie ihre gespenstische Silhouette vor ihm auftauchte. Die Betonhochhäuser, die zusammen mit dem Kraftwerk gebaut worden waren, gaben weder Licht noch Lebenszeichen von sich. Am Tag der Evakuierung zählte Prypjat 47000

Einwohner. Es war eine moderne Stadt gewesen, mit Cafés, Restaurants, Theatern, Sportplätzen und zwei sehr effizienten Krankenhäusern. Hier waren die Lebensbedingungen besser gewesen als anderswo im Land.

Jetzt war davon nur noch eine düstere Schwarz-Weiß-Postkarte übrig geblieben.

Ein kleiner Fuchs überquerte die Straße, der Jäger bremste behutsam, um ihn nicht zu überfahren. Die Natur hatte von der Abwesenheit des Menschen profitiert. Viele Tier- und Pflanzenarten hatten sich Lebensraum zurückerobert, der paradoxerweise zu einem irdischen Paradies geworden war. Aber wegen der

unablässigen radioaktiven Strahlung konnte niemand vorhersagen, was die Zukunft bringen würde.

Der Jäger hatte einen Geigerzähler dabei. Er lag auf dem Beifahrersitz und gab in regelmäßigen Abständen elektronische Laute von sich – eine Art Morsecode aus einer anderen Dimension. Ihm blieb nicht viel Zeit. Er hatte einen ukrainischen Funktionär bestechen müssen, um einen Passierschein für die verbotene Zone zu bekommen. Sie hatte einen Radius von dreißig Kilometern, und ihr Mittelpunkt war das inzwischen stillgelegte Kraftwerk. Der Jäger musste dieses Schreiben nutzen, um seine

Ermittlungen abzuschließen. Außerdem würde es bald dunkel werden.

Er kam an Militärfahrzeugen vorbei, die verlassen am Straßenrand standen. Davon gab es Hunderte – einen regelrechten Friedhof aus Lastern, Hubschraubern und sonstigen Vehikeln. Das Militär hatte sie benutzt, um die Katastrophe einzudämmen. Doch anschließend waren sie dermaßen kontaminiert gewesen, dass man beschlossen hatte, sie dort zu lassen.

Ein verrostetes Schild mit kyrillischen Buchstaben hieß ihn in der Stadt willkommen.

An ihrem Rand befand sich ein

Vergnügungspark, wo sich noch einen Tag nach dem Unglück Kinder amüsiert hatten. Er war der erste Ort gewesen, den die radioaktive Wolke erreicht hatte. Es gab ein Riesenrad, von dem der saure Regen nur noch ein verrostetes Skelett übrig gelassen hatte.

Ein paar Betonblöcke, die mitten auf der Fahrbahn standen, verhinderten die Zufahrt nach Prypjat. Am Stacheldraht hingen Warnschilder. Der Jäger ließ den Wagen stehen. Von hier aus würde er zu Fuß weitergehen. Er holte einen Rucksack aus dem Kofferraum und hängte ihn sich über die Schulter. Mit dem Geigerzähler in der Hand wagte er sich in die

Geisterstadt hinein.

Vogelgezwitscher, dessen Echo sich mit dem seiner Schritte zwischen den breiten, von Hochhäusern gesäumten Alleen verlor, begrüßte ihn. Das grelle Tageslicht wurde schnell schwächer, und Kälte zog auf. Manchmal glaubte er Stimmen zu hören, die durch die leeren Straßen hallten – Klanghalluzinationen, vielleicht aber auch alte Klangerinnerungen, die für immer an einem Ort gefangen waren, an dem die Zeit bedeutungslos geworden war.

Einige Wölfe strichen zwischen den Ruinen umher. Er konnte sie hören oder

nahm sie als graue Schatten wahr. Noch hielten sie sich fern, doch sie beobachteten ihn.

Er warf einen Blick auf seinen Stadtplan und sah sich um. Jedes Gebäude war mit einer großen weißen Ziffer markiert. Ihn interessierte der Wohnblock Nummer 109.

Im elften Stock hatten einst Dima Karoliszyn und seine Eltern gewohnt.

Jäger wussten, dass man eine Suche nicht beim letzten Mord einer Serie, sondern beim ersten begann. Denn dann verfügte der Mörder noch nicht über Erfahrung und hatte vermutlich Fehler gemacht. Das erste Opfer stellet eine Art

»Nullpunkt« dar, von dem man viel über den Serienmörder lernen konnte, bevor die Kette der Zerstörung unaufhaltsam ihren Lauf nahm.

Soweit der Jäger informiert war, hatte der Verwandlungskünstler als Erstes Dimas Identität angenommen, und zwar bereits im Alter von acht Jahren, noch bevor er nach Kiew ins Waisenhaus gekommen war.

Der Jäger musste die Treppe nehmen, da es keinen Strom mehr gab, der den Lift hätte betreiben können. Trotzdem vibrierte die Gegend hier regelrecht vor radioaktiver Energie. Der Geigerzähler registrierte neue Maximalwerte. Der Jäger

wusste, dass es in geschlossenen Räumen gefährlicher war als im Freien: Radioaktivität konzentriert sich vor allem auf Materie.

Auf dem Weg zu den oberen Stockwerken konnte er sehen, was von den Wohnungen übrig geblieben war. An dem, was die Plünderer verschont hatten, konnte man genau ablesen, was sich hier kurz vor der Evakuierung abgespielt hatte: ein zur Hälfte verzehrtes Mittagessen. Eine nie beendete Schachpartie. Wäsche, die zum Trocknen auf die Heizung gelegt worden war. Ein ungemachtes Bett. Die Stadt war ein gigantisches kollektives Gedächtnis, dem jeder, der überstürzt

geflohen war, seine Erinnerungen überlassen hatte: Fotoalben, kostbare persönliche Gegenstände, Familienandenken – sie alle warteten auf eine Rückkehr, die nie stattfinden würde. Alles war in der Schwebe geblieben, zu einer Art leeren Kulisse geworden – nach Ende der Vorstellung, wenn die Schauspieler die Bühne längst verlassen haben und klar ist, dass alles nur Fiktion war. Eine traurige Allegorie auf das Leben und den Tod, und zwar auf beides gleichzeitig. Der Inbegriff dessen, was war und nie wieder sein würde.

Experten zufolge durfte der Mensch in den nächsten hunderttausend Jahren

keinen Fuß mehr nach Prypjat setzen.

Gleich nachdem der Jäger die Wohnung der Karoliszyns betreten hatte, sah er, dass sie fast unangetastet geblieben war. Ein schmaler Flur führte zu drei Zimmern, Küche und Bad. Die Tapete hatte sich an mehreren Stellen von der Wand gelöst, von der Feuchtigkeit besiegt. Staub bedeckte alles wie ein durchsichtiges Leintuch. Der Jäger begann mit seinem Rundgang.

Das Schlafzimmer von Konstantin und Anja war perfekt aufgeräumt. Im Schrank hingen noch Kleider.

In Dimas Zimmer stand ein Feldbett neben dem Kinderbett.

Und in der Küche war der Tisch für vier gedeckt.

Im Wohnzimmer standen leere Wodkaflaschen. Der Jäger wusste, warum: Als man in der Stadt von dem Unfall erfuhr, verbreiteten die Behörden die Lüge, dass Alkohol die Strahlung abmilderte. In Wahrheit war das nur eine raffinierte Methode, den Willen der Bevölkerung zu brechen und Demonstrationen zu verhindern. Auf dem Tisch entdeckte er vier Gläser. Dass sich diese Zahl ständig wiederholte, konnte nur eines bedeuten: Die Karoliszyns hatten einen Gast gehabt.

Der Jäger ging auf ein Möbelstück zu,

auf dem ein Bilderrahmen stand. Darin befand sich ein Familienfoto von einer Frau, einem Mann und einem Kind.

Aber die Gesichter waren unkenntlich gemacht worden.

Als der Jäger kehrtmachte, sah er, dass vier Paar Schuhe vor der Wohnungstür standen. Männerschuhe, Frauenschuhe und zwei Paar Kinderschuhe.

Daraus schloss er, dass der Verwandlungskünstler direkt nach dem Reaktorunglück in die Wohnung gekommen war. Die Karoliszyns wussten nicht, wer er war, und hatten ihn bei sich aufgenommen. In all dem Chaos hatten sie ein einsames, verängstigtes Kind nicht

den Behörden übergeben wollen.

Sie konnten ja nicht ahnen, welches Monster sie sich da ins Haus geholt hatten! Also hatten sie ihm etwas zu essen gegeben und es bei Dima im Zimmer schlafen lassen. Aber dann musste etwas passiert sein, vielleicht noch in derselben Nacht. Die Familie Karoliszyn war spurlos verschwunden, und der Verwandlungskünstler war an Dimas Stelle getreten.

Wo waren die Leichen geblieben? Aber vor allem: Wer war dieses Kind? Wo war es auf einmal hergekommen?

Die Dunkelheit machte sich bereits über die Stadt her. Bevor der Jäger die

Wohnung verließ, zog er eine Taschenlampe aus seinem Rucksack. Er würde am nächsten Tag wiederkommen, zur gleichen Uhrzeit. Die Nacht würde er nicht hier verbringen.

Auf dem Weg zur Treppe quälte ihn eine weitere Frage.

Warum ausgerechnet die Karoliszyns?

Darüber hatte er bisher noch gar nicht nachgedacht. Der Verwandlungskünstler hatte diese Familie bestimmt nicht grundlos ausgewählt. Das war kein Zufall gewesen.

Weil *er* nicht von weit her kam. Er stammte nicht von Gott weiß woher, sondern ganz aus der Nähe.

Der Jäger richtete die Taschenlampe auf die Nachbarwohnung der Karoliszyns. Sie war verschlossen.

Auf einem Messingschild stand der Name Anatolij Petrow.

Er sah auf die Uhr. Draußen war es bereits dunkel, und er würde ohnehin mit ausgeschalteten Scheinwerfern fahren müssen, damit ihn die ukrainischen Wachen, die die verbotene Zone beaufsichtigten, nicht entdeckten. So gesehen, konnte er auch noch ein bisschen bleiben. Die Vorstellung, der Wahrheit so nah zu sein, erregte ihn und verführte ihn dazu, die einfachsten Vorsichtsmaßnahmen außer Acht zu

lassen.

Er musste wissen, ob er mit seiner Intuition in Bezug auf Anatolij Petrow richtig lag.

4 Uhr 46

Der Tote weinte.

Diesmal machte er die Lampe neben dem Bett nicht an und griff nicht zu dem Stift, um ein weiteres Detail an die Wand der Dachbodenwohnung in der Via dei Serpenti zu schreiben. Er blieb im Dunkeln liegen und versuchte das, was er im Traum gesehen hatte, zu deuten.

Er brachte die aus seinen Träumen gewonnenen Hinweise zu den Ereignissen

in dem Prager Hotelzimmer in eine neue Reihenfolge.

Berstendes Glas. Drei Schüsse. Linkshänder.

Dadurch kam er auf die Lösung des Rätsels.

Jeremiah Smiths letzte Worte hatten gelautet: »An der Grenze zwischen Gut und Böse gibt es einen Spiegel. Wenn du hineinschaust, wirst du die Wahrheit erkennen.«

Jetzt wusste er, warum er es so hasste, in den Spiegel zu schauen. Ein Schuss für jeden, für ihn und für Devok. Aber der Schütze war kein Linkshänder: Es war sein Spiegelbild gewesen. Der erste Schuss

hatte den Spiegel zerstört.

Es hatte nie einen dritten Mann gegeben. Sie waren allein gewesen.

Er hatte es auf der Intensivstation der Gemelli-Klinik gespürt, als er, ohne zu zögern, geschossen hatte. Aber mit Bestimmtheit wusste er es erst seit dem Traum, in dem er die ganze Szene noch einmal gesehen hatte. Er wusste nicht, warum er in Prag gewesen war, und auch nicht, was sein Lehrer dort gewollt hatte. Er wusste nicht, was sie gesagt hatten und worum es gegangen war.

Marcus wusste nur, dass er wenige Stunden zuvor Jeremiah Smith erschossen hatte. Aber vor ihm hatte er Devok

erschossen.

Bei Sonnenaufgang hatte der Regen Rom erneut in Besitz genommen und wusch jetzt die Nacht von den Straßen.

Marcus, der durch die Gassen des Regola-Viertels lief, stellte sich in einem Hauseingang unter. Er schaute nach oben. Es sah nicht so aus, als würde es bald aufhören. Also schlug er den Mantelkragen hoch und setzte seinen Weg fort.

In der Via Giulia betrat er eine Kirche. Er war noch nie zuvor hier gewesen, Clemente hatte sich mit ihm in der Krypta verabredet. Als er die Steinstufen

hinabstieg, merkte er gleich, dass dieser Ort etwas ganz Besonderes war: ein unterirdischer Friedhof.

Bevor ein napoleonisches Dekret mit Hygienenormen ergangen war, nach denen die Toten in einem gehörigen Abstand zu den Lebenden bestattet werden mussten, hatte jede Kirche ihren eigenen Friedhof gehabt. Aber der, an dem er sich jetzt befand, war anders als die anderen: Seine gesamte Ausstattung – Kandelaber, Wandschmuck, Skulpturen – bestand aus menschlichen Knochen. Ein in die Wand eingelassenes Skelett begrüßte die Gläubigen, wenn sie ihre Finger ins Weihwasserbecken tauchten.

Clemente hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt und beugte sich über die Inschrift am Fuß eines Schädelbergs.

»Warum hier?«

Der Freund drehte sich zu ihm um. »Weil ich den Ort passend fand, nachdem ich deine Nachricht auf dem Anrufbeantworter abgehört habe.«

Marcus machte eine weit ausholende Geste. »Wo sind wir hier?«

»Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts begann die *Confraternità dell'Orazione e Morte*, also die Bruderschaft des Gebets und des Todes, ihr frommes Werk. Es bestand darin, namenlosen Toten, die in und um Rom

aufgefunden oder aus dem Tiber gezogen wurden, ein würdiges Begräbnis zu verschaffen: Selbstmördern, Mordopfern, aber auch einfach nur an Erschöpfung Gestorbenen. In dieser Gruft befinden sich die Überreste von achttausend solcher Menschen.«

Clemente war viel zu gelassen. Marcus hatte die Ereignisse der letzten Nacht in seiner Botschaft kurz für ihn zusammengefasst. Trotzdem schien sein Freund kein bisschen verstört über dieses dramatische Nachspiel zu sein. »Warum werde ich den Eindruck nicht los, dass dich das, was ich dir zu sagen habe, überhaupt nicht interessiert?«

»Weil wir längst Bescheid wissen.«

Clementes freundlicher Tonfall machte ihn wütend. »Wer ist wir? Du sprichst in der Mehrzahl, willst mir aber nicht sagen, wer damit gemeint ist. Wer steht über dir? Ich habe ein Recht, das zu wissen!«

»Du weißt, dass ich dir das nicht sagen darf. Aber ich bin sehr zufrieden mit dir.«

Marcus war frustriert. »Zufrieden womit? Ich musste Jeremiah töten, Lara ist nach wie vor verschwunden, und zu allem Überfluss habe ich heute Nacht nach einem Jahr des totalen Gedächtnisverlusts meine erste Erinnerung wiedergefunden … Ich habe auf Devok geschossen.«

Clemente holte weit aus: »Im Todestrakt eines Hochsicherheitsgefängnisses gibt es einen Häftling, der ein furchtbares Verbrechen begangen hat und seit zwanzig Jahren auf seine Hinrichtung wartet. Vor fünf Jahren wurde bei ihm ein Gehirntumor festgestellt. Als man ihn entfernte, verlor er das Gedächtnis. Er musste alles neu lernen. Nach der Operation kam es ihm seltsam vor, wegen eines Verbrechens im Gefängnis zu sitzen, an das er sich nicht erinnern konnte. Jetzt behauptet er, ein ganz anderer Mensch zu sein als der Mehrfachmörder. Ja, er beteuert sogar, gar nicht in der Lage zu sein, jemanden

umzubringen. Er hat um Begnadigung gebeten, weil sonst ein Unschuldiger hingerichtet würde. Die Psychiater sagen, das sei nicht nur ein Trick, um der Todesstrafe zu entgehen – der Mann sei tatsächlich aufrichtig. Aber das eigentliche Problem ist ein ganz anderes: Wenn der Einzelne für seine Handlungen verantwortlich ist, wo ist dann seine Schuld anzusiedeln? Ist sie in seinen Körper, in seine Seele oder in seine Identität eingeschrieben?«

Auf einmal dämmerte es Marcus: »Ihr habt die ganze Zeit über gewusst, was ich in Prag getan habe!«

Clemente nickte und fuhr dann fort:

»Als du Devok umgebracht hast, hast du eine Todsünde begangen. Aber weil du dich nicht mehr daran erinnern konntest, konntest du sie nicht beichten. Gleichzeitig war es nun so, als hättest du sie gar nicht begangen, und deshalb wurde dir vergeben.«

»Und deshalb hast du mir das alles verheimlicht!«

»Wie lautet der Satz, den die Pönitenziare immer wiederholen?«

Marcus dachte an die Litanei, die er auswendig gelernt hatte. »Es gibt einen Ort, an dem das Reich des Lichts auf das der Finsternis trifft. Dort spielt sich alles ab. Im Reich der Schatten, wo alles

schemenhaft, ununterscheidbar, ungewiss ist. Wir sind die Wächter, die diese Grenze verteidigen. Aber manchmal mogelt sich jemand an uns vorbei … Dann muss ich ihn in die Finsternis zurückjagen.«

»Als ständige Grenzgänger zwischen diesen beiden Reichen haben manche Pönitenziare einen fatalen Schritt getan: Sie wurden von der Finsternis verschluckt und nicht mehr freigegeben.«

»Willst du damit sagen, dass mir das Gleiche passiert ist wie Jeremiah, bevor ich das Gedächtnis verlor?«

»Nein, nicht dir. Devok.«

Marcus brachte kein Wort mehr

heraus.

»Er kam mit der Pistole ins Hotelzimmer. Du hast ihn nur entwaffnet und versucht, dich zu verteidigen. Es gab ein Handgemenge, und dann haben sich Schüsse gelöst.«

»Woher wisst ihr, was vorgefallen ist? Ihr wart schließlich nicht dabei!«, protestierte er.

»Bevor ich nach Prag kam, hat Devok gebeichtet. *Culpa gravis 785-34-15:* Ungehorsam gegenüber Anordnungen des Papstes, Verrat an der Kirche. Bei dieser Gelegenheit hat er gestanden, dass es den verbotenen Pönitenziar-Orden noch gibt. Wahrscheinlich ahnte er, dass

irgendetwas schieflief: Geheimnisse aus dem Archiv waren nach außen gedrungen, vier junge Frauen waren entführt und ermordet worden, außerdem sorgte jemand dafür, dass sämtliche Ermittlungen im Sande verliefen. Padre Devok begann, an seinen Männern zu zweifeln.«

»Wie viele Pönitenziare gibt es?«

Clemente seufzte. »Das wissen wir leider nicht. Aber wir hoffen, dass sie sich früher oder später freiwillig melden. Bei seiner Beichte wollte Devok keine Namen nennen. Er sagte nur: »Ich habe einen Fehler begangen und muss ihn wiedergutmachen.«

»Warum kam er zu mir?«

»Wir glauben, dass er euch alle umbringen wollte. Du solltest der Erste sein.«

Als Marcus begriff, was vorgefallen war, konnte er es kaum fassen. »Devok wollte mich umbringen?«

Clemente legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Es tut mir leid. Ich hatte gehofft, dir das ersparen zu können.«

Marcus starrte in die leeren Augenhöhlen eines Schädels in der Krypta. Was war das wohl für ein Mensch gewesen? Wie hatte er geheißen, wie ausgesehen? War er jemals geliebt worden? Wie war er gestorben und

warum? War er ein guter oder ein böser Mensch gewesen?

Wäre es Devok gelungen, ihn zu töten, hätte man seinen sterblichen Überresten die gleichen Fragen stellen können. Denn wie alle Pönitenziare besaß auch er keine Identität.

Mich gibt es gar nicht.

»Bevor Jeremiah Smith starb, hat er gesagt: ›Je mehr Böses ich tue, desto besser werde ich darin, es aufzuspüren.‹ Und deshalb frage ich mich: Warum kann ich mich nicht mehr an die Stimme meiner Mutter erinnern, weiß aber genau, wie man das Böse enttarnt? Warum habe ich alles andere vergessen, nicht aber

diese Begabung? Sind uns Gut und Böse angeboren, oder hängen sie von unserem jeweiligen Lebensweg ab?« Marcus musterte seinen Freund. »Bin ich gut oder böse?«

»Du weißt jetzt, dass du eine Todsünde begangen hast, als du Devok und später Jeremiah getötet hast. Deshalb musst du zur Beichte gehen und dich dem Seelentribunal stellen. Aber ich bin mir sicher, dass man dir vergeben wird. Kommt man mit dem Bösen in Berührung, kann es vorkommen, dass es abfärbt.«

»Und Lara? Jeremiah hat sein Geheimnis mit ins Grab genommen. Was

wird nun aus dem armen Mädchen?«

»Dein Job endet hier, Marcus.«

»Sie ist schwanger!«

»Wir können sie nicht retten.«

»Und ihr Kind hat nicht die geringste Chance. Nein, das kann ich nicht akzeptieren!«

»Schau dich hier um!« Clemente zeigte auf das Beinhaus. »Der Sinn und Zweck dieses Ortes besteht in Erbarmen, darin, den Namenlosen ein christliches Begräbnis zukommen zu lassen, und zwar unabhängig davon, wer sie waren und was sie in ihrem Leben getan haben. Ich wollte dich hier treffen, damit du mit dir selbst auch ein wenig Erbarmen hast.

Lara wird sterben, aber das ist nicht deine Schuld. Also hör auf, dich so zu quälen! Wenn du dir nicht selbst vergibst, kann dir auch die Absolution vonseiten des Seelentribunals nicht weiterhelfen!«

»Und jetzt bin ich frei? So habe ich mir das eigentlich nicht vorgestellt. Es fühlt sich längst nicht so gut an wie erhofft.«

»Ich habe noch einen Auftrag für dich.« Clemente lächelte. »Vielleicht erleichtert dir das die Sache ein wenig.« Er reichte ihm eine Akte aus dem Archiv.

Marcus nahm sie entgegen und las auf dem Deckel: *c.g. 294-21-12.*

»Lara hast du nicht gerettet. Aber vielleicht kannst du dieses Mädchen noch

retten.«

9 Uhr 02

Auf der Intensivstation spielte sich eine surreale Szene ab. Die Polizisten und Spurensicherungstechniker nahmen die üblichen Untersuchungen vor, um den Ablauf der Morde zu rekonstruieren – allerdings in Gegenwart der Komapatienten, die sich in der Kürze der Zeit nicht verlegen ließen. Da sie die Ermittlungen nicht beeinträchtigen konnten, hatte man sie einfach gelassen, wo sie waren. Mit der Folge, dass die Beamten besonders diskret vorgingen und sich nur im Flüsterton unterhielten, so als hätten sie Angst, jemanden zu wecken.

Während Sandra ihre Kollegen von einem Stuhl im Flur aus beobachtete, schüttelte sie nur den Kopf. War sie etwa die Einzige, die das idiotisch fand? Die Ärzte hatten darauf bestanden, sie zur Beobachtung im Krankenhaus zu behalten, doch sie hatte bereits ihre Entlassungspapiere unterschrieben. Sie fühlte sich nicht besonders wohl, wollte aber nach Mailand zurückkehren und ihr Leben wieder in den Griff bekommen, einen Neuanfang wagen.

Marcus!, flüsterte sie und dachte an den Pönitenziar mit der Narbe an der Schläfe zurück. Gern hätte sie noch einmal mit ihm gesprochen, versucht zu

verstehen. Während sie dabei war zu ersticken, hatte ihr seine zärtliche Geste die Kraft zum Durchhalten gegeben. Und sie fand, dass er das wissen sollte.

Jeremiah Smith war in einem schwarzen Leichensack abtransportiert worden. Er war an ihr vorbeigetragen worden, und sie hatte festgestellt, dass sie rein gar nichts für diesen Mann empfand. In dieser Nacht war Sandra dem Tod begegnet. Und das hatte genügt, um sich von Hass, Groll und Rachegelüsten zu befreien. Denn in diesem Moment hatte sie sich David sehr nahe gefühlt.

Monica, die mutige Ärztin, hatte es geschafft, sie dem Tod zu entreißen.

Anschließend hatte sie der Polizei ihre Version des Geschehens erzählt, wobei sie Marcus unterschlug und behauptete, selbst auf Jeremiah geschossen zu haben. Mit großem Geschick hatte sie Marcus' Fingerabdrücke von der Pistole entfernt und sie mit ihren eigenen versehen. Es sei keine Rache, sondern Notwehr gewesen. Und so, wie es aussah, schien man ihr zu glauben.

Sandra sah, dass Monica ihr nach der x-ten Vernehmung entgegenkam. Sie wirkte kein bisschen mitgenommen, sondern fast fröhlich.

»Und? Wie geht es dir?«

»Gut!«, erwiderte Sandra und räusperte

sich. Wegen des Beatmungsschlauchs, der in ihrem Rachen gesteckt hatte, klang ihre Stimme noch heiser, und jede Faser ihres Körpers tat ihr weh. Aber zumindest war diese furchtbare Lähmung abgeklungen. Eine Anästhesistin hatte dafür gesorgt, dass die Wirkung des Succinylcholins langsam nachließ. Es war wie eine Wiederauferstehung gewesen. »›Was dich nicht umbringt, macht dich stark.‹ Das hat doch dein Vater immer gesagt, oder?«

Sie lachten. Monica war nach ihrem üblichen Abendbesuch noch einmal spontan auf die Intensivstation zurückgekehrt. Sandra hatte sie nicht nach dem Grund dafür gefragt. Und

Monica hatte ihr gesagt, dass sie auch nicht wisse, was sie dazu veranlasst habe. »Vielleicht lag es an dem Gespräch, das wir vorher geführt hatten. Keine Ahnung.«

Sandra wusste nicht, ob sie ihr, dem Schicksal oder jemand ganz anderem danken sollte, der da oben ab und zu nach dem Rechten sah. Ob das nun Gott oder ihr Mann war, spielte dabei keine Rolle.

Monica beugte sich vor und umarmte Sandra. Jedes weitere Wort war überflüssig. Sie verharrten eine Weile so, bis sich die junge Ärztin zu einem Abschiedskuss auf die Wange hinreißen ließ.

Sandra sah ihr zerstreut nach und merkte gar nicht, dass Comissario Camusso auf sie zukam.

»Braves Mädchen!«, lobte er.

Sandra musterte ihn. Er war ganz in Hellblau gekleidet. Jackett, Hose, Hemd und Krawatte waren perfekt aufeinander abgestimmt. Sie hätte gewettet, dass seine Socken auch dazu passten. Die einzige Ausnahme bildeten seine weißen Mokassins. Wären die Schuhe und der Kopf nicht gewesen, wäre Camusso in der in Blau gehaltenen Intensivstation kaum zu sehen gewesen, wie ein Chamäleon.

»Ich habe mit Ihrem Vorgesetzten De Michelis gesprochen. Er kommt aus

Mailand her und holt Sie ab.«

»Nein, das darf doch nicht wahr sein! Warum haben Sie ihm das nicht ausgeredet? Ich hatte vor, heute Abend abzureisen.«

»Er hat mir eine nette Geschichte über Sie erzählt.«

Sandra befürchtete das Schlimmste.

»Und so, wie es aussieht, hatten Sie recht, Signora Vega. Kompliment!«

Sie war sprachlos. »Wovon sprechen Sie?«

»Von der Sache mit der Gasheizung und dem Kohlenmonoxid: der Mann, der nach dem Duschen Frau und Kind erschießt, anschließend ins Bad

zurückkehrt, das Bewusstsein verliert, sich den Kopf anschlägt und stirbt.«

Die Zusammenfassung stimmte, aber wie war es ausgegangen? »Hat der Gerichtsmediziner meine These in Betracht gezogen?«

»Er hat sie nicht nur in Betracht gezogen, sondern voll und ganz bestätigt.«

Sandra konnte es kaum glauben. Das brachte die Dinge zwar auch nicht wieder in Ordnung, aber es war tröstlich, die Wahrheit zu kennen. Auch in Bezug auf David, dachte sie. Jetzt, da sie wusste, wer ihn ermordet hatte, konnte sie endlich loslassen.

»War Ihnen bewusst, dass sämtliche

Abteilungen der Poliklinik über ein Videoüberwachungssystem verfügen?«

Camusso gelang es, sie mit diesem Satz völlig zu überrumpeln, und Sandra erstarrte, weil sie gar nicht an diese Möglichkeit gedacht hatte. Monicas Version des Geschehens, die sie selbst anschließend bestätigt hatte, drohte damit aufzufliegen. »Konnten Sie die Aufnahmen bereits sichten?«

Der Commissario verzog bedauernd das Gesicht. »Anscheinend hat das Gewitter das Überwachungssystem auf der Intensivstation lahmgelegt. Deshalb gibt es keine Aufnahmen. Was für ein Pech aber auch!«

Sandra versuchte, sich ihre Erleichterung nicht anmerken zu lassen.

Aber Camusso war noch nicht fertig: »Sie wissen, dass die Gemelli-Klinik eng mit dem Vatikan verbunden ist?«

Das war nicht nur so dahingesagt, sondern enthielt eine Unterstellung, die Sandra geflissentlich ignorierte.

»Warum erzählen Sie mir das?«

Der Polizist zuckte mit den Schultern, sah sie schräg von der Seite an und vertiefte das Thema nicht weiter. Sandra erhob sich von ihrem Stuhl. »Könnten Sie jemanden bitten, mich zum Hotel zu fahren?«

»Das übernehme ich höchstpersönlich«,

erwiderte Camusso. »Hier gibt es nichts mehr für mich zu tun.«

Sandra überspielte ihre Enttäuschung mit einem gezwungenen Lächeln. »Gut, aber zuerst möchte ich noch wo vorbeischauen.«

Der Commissario besaß einen alten, top gepflegten Lancia Fulvia. Als Sandra einstieg, hatte sie das Gefühl, eine Reise in die Vergangenheit zu unternehmen. Die Innenausstattung roch brandneu. Es regnete und regnete, aber die Karosserie glänzte.

Camusso fuhr sie zu der gewünschten Adresse. Während der Fahrt hörten sie

einen Radiosender, der ausschließlich Schlager aus den Sechzigern spielte. Sie fuhren durch die Via Veneto, und Sandra fühlte sich in die Zeit der Dolce Vita versetzt.

Die Reise endete vor dem Haus, in dem sich die Interpolwohnung befand.

Während Sandra die Treppen hinauflief, hoffte sie inständig, Schalber anzutreffen. Sie hatte ihm viel zu erzählen, hoffte aber vor allem, dass er ihr auch etwas sagen würde. Zum Beispiel, dass er sich über ihre Rettung freue, auch wenn es dumm von ihr gewesen sei, ihre Spuren zu verwischen. Denn wäre er ihr am Vorabend in die Gemelli-Klinik

gefolgt, wären die Dinge vielleicht anders gelaufen. Denn Schalber hatte sie nur schützen wollen.

Aber der Satz, den sie am meisten von ihm ersehnte, war: »Wann sehen wir uns wieder?« Sie hatten sich geliebt, und es war schön gewesen. Sie wollte ihn nicht verlieren. Auch wenn sie es noch nicht zugeben konnte: Sie war auf dem besten Weg, sich in ihn zu verlieben.

Vom Treppenabsatz aus sah sie, dass die Tür offen stand. Ohne zu zögern, betrat sie erwartungsvoll die Wohnung. Sie hörte Geräusche aus der Küche und ging ihnen nach. Doch als sie sie betrat, sah sie sich einem Fremden gegenüber. Er

trug einen dunkelblauen Anzug und machte einen sehr eleganten Eindruck.

Sie brachte nur ein »Hallo« heraus.

Er musterte sie erstaunt. »Haben Sie Ihren Mann nicht mitgebracht?«

Sandra verstand nicht, beeilte sich aber, die Situation klarzustellen: »Eigentlich suche ich nach Thomas Schalber.«

Der Mann überlegte. »Vielleicht war das der Vormieter?«

»Ich dachte, er sei Ihr Kollege. Kennen Sie ihn nicht?«

»Soweit ich weiß, kümmert sich nur unsere Agentur um den Verkauf. Und bei uns gibt es niemanden, der so heißt.«

Langsam dämmerte es Sandra, auch wenn sie noch nicht alles verstand.

»Sie arbeiten für eine Immobilienagentur?«

»Ja. Haben Sie denn unser Schild an der Tür nicht gesehen?«, sagte der Mann salbungsvoll. »Die Wohnung steht zum Verkauf.«

Sandra war gleichzeitig enttäuscht und überrascht. »Seit wann?«

Der Verkäufer war verwirrt. »Die Wohnung hat seit über einem halben Jahr leer gestanden.«

Sandra fehlten die Worte. Ihr fiel keine überzeugende Erwiderung ein.

Der Mann trat freundlich auf sie zu.

»Ich erwarte Kaufinteressenten. Wenn Sie sich die Wohnung in der Zwischenzeit ansehen wollen …«

»Nein, danke!«, erwiderte Sandra. »Das ist ein Irrtum, bitte entschuldigen Sie.« Sie wollte gehen, doch der Verkäufer ließ nicht locker.

»Wenn Ihnen die Möbel nicht gefallen, müssen Sie sie nicht übernehmen. Wir können mit dem Preis runtergehen.«

Sie eilte die Stufen hinab. Unten angekommen, war ihr schwindelig, und sie musste sich an die Wand lehnen. Nach einigen Minuten trat sie hinaus auf die Straße und stieg zu Camusso in den Wagen.

»Warum sind Sie so blass? Soll ich Sie zurück ins Krankenhaus bringen?«

»Es geht mir gut.« Aber das war nicht die Wahrheit. Sie war wütend. Noch so ein Täuschungsmanöver von Schalber! Hatte der Beamte ihr nur Lügen erzählt? Und die gemeinsam verbrachte Nacht? Was hatte die zu bedeuten?

»Wen haben Sie in diesem Gebäude gesucht?«, fragte der Commissario.

»Einen Freund, der bei Interpol arbeitet. Aber er war nicht dort, und ich weiß nicht, wo er stecken könnte.«

»Ich kann ihn für Sie ausfindig machen, wenn Sie wollen. Ich kenne die Kollegen von der römischen

Niederlassung gut, so gesehen ist das kein großer Aufwand für mich.«

Sandra hatte das Bedürfnis, der Sache auf den Grund zu gehen. Mit dieser Ungewissheit wollte sie nicht nach Mailand zurückkehren. Sie musste erfahren, ob Schalber auch nur ansatzweise etwas für sie empfand. »Das wäre sehr nett von Ihnen, danke.«

13 Uhr 55

Bruno Martini hatte sich in eine der Garagen im Hof seines Wohnblocks zurückgezogen. Er nutzte sie als Werkstatt. Hier vertrieb er sich die Zeit mit kleineren Reparaturen. Er brachte Elektrogeräte wieder in Ordnung, machte aber auch Schreinerarbeiten und versuchte sich als Mechaniker. Als Marcus ihn hinter dem hochgezogenen Rolltor entdeckte, widmete er sich gerade einem Vespamotor.

Alices Vater bemerkte ihn nicht. Der Regen fiel dicht wie ein Vorhang und öffnete sich erst, als Marcus schon ganz

nah herangekommen war.

Martini kniete neben dem Motorroller, sah zu ihm auf und erkannte ihn wieder. »Was willst du denn noch von mir?«, fragte er barsch.

Der groß gewachsene Mann hatte sich einen Muskelpanzer gegen die Widrigkeiten des Lebens zugelegt. Aber gegen den Verlust seiner Tochter war er machtlos. Seine Ruppigkeit war sein einziger Schutz, ohne sie wäre er zusammengebrochen. Deshalb nahm Marcus sie ihm nicht übel. »Kann ich kurz mit dir reden?«

Martini überlegte kurz. »Komm rein, du wirst ja ganz nass!«

Marcus trat näher, und der andere stand auf, wischte sich die Hände an seinem schmutzigen Overall ab. »Ich habe heute Morgen mit Camilla Rocca gesprochen«, sagte der Mann. »Sie ist fix und fertig, weil sie jetzt weiß, dass es keine Gerechtigkeit geben wird.«

»Ich bin nicht ihretwegen gekommen. Leider kann ich nichts mehr für sie tun.«

»Für manche ist es besser, sie bleiben im Unklaren.«

Marcus wunderte sich, dass ausgerechnet Martini das sagte: der Vater, der nicht aufhörte, nach seiner Tochter zu suchen, sich eine illegale Waffe beschafft und sich mit der Obrigkeit angelegt hatte,

um Selbstjustiz zu verüben. War es wirklich eine so gute Idee gewesen, herzukommen? »Und du?«, fragte er. »Möchtest du nach wie vor wissen, was Alice zugestoßen ist?«

»Seit drei Jahren suche ich nach ihr, als könnte sie noch leben. Gleichzeitig beweine ich sie, als wäre sie tot.«

»Das ist keine Antwort!«, erwiderte Marcus bewusst barsch. Danach war Martini gleich weniger abweisend.

»Weißt du, was es heißt, nicht sterben zu können? Es bedeutet, weiterleben zu müssen wie ein Zombie. Eine absurde Strafe, findest du nicht auch? Nun, ich kann nicht sterben, bis ich weiß, was

Alice zugestoßen ist. So lange muss ich weiterleben und leiden.«

»Warum quälst du dich so?«

»Vor drei Jahren habe ich noch geraucht.«

Marcus verstand nicht, was das mit der Sache zu tun hatte, ließ ihn aber weiterreden.

»Damals im Vergnügungspark, da habe ich mich kurz entfernt, um eine Zigarette zu rauchen. Und in diesem Moment ist Alice verschwunden. Ihre Mutter war zwar auch da, aber ich hätte auf sie aufpassen müssen. Ich bin ihr Vater, es ist meine Aufgabe, sie zu beschützen. Stattdessen habe ich mich mit etwas

anderem beschäftigt.«

Diese Antwort genügte Marcus. Er steckte eine Hand in die Tasche und zog die Mappe hervor, die ihm Clemente gegeben hatte.

C.g. 294-21-12.

Er schlug sie auf und zog ein Blatt heraus. »Was ich dir jetzt gleich sagen werde, ist an eine Bedingung geknüpft: Du darfst mich niemals fragen, woher ich davon erfahren habe. Und du darfst niemals verraten, dass du es von mir weißt. Versprochen?«

Der Mann sah ihn befremdet an. »Versprochen.« Etwas Neues schwang in seiner Stimme mit: Hoffnung.

Marcus sprach weiter: »Ich muss dich warnen: Was du jetzt hören wirst, wird dir ganz und gar nicht gefallen. Bist du trotzdem bereit dafür?«

»Ja.« Martini brachte nur ein Flüstern heraus.

Marcus versuchte, es ihm so behutsam wie möglich beizubringen. »Alice wurde vor drei Jahren von einem Mann entführt, der sie ins Ausland verschleppt hat.«

»Was bedeutet das?«

»Der Typ ist ein Psychopath. Er glaubt, seine tote Frau wäre in deiner Tochter wiedergeboren worden. Deshalb hat er sie entführt.«

»Das heißt …« Er konnte es kaum

fassen.

»Ja, sie ist noch am Leben.«

Martinis Augen füllten sich mit Tränen. Der große Mann drohte zusammenzubrechen.

Marcus hielt ihm das Blatt hin. »Hier steht alles, was du wissen musst, um sie zu finden. Aber versprich mir, dass du nicht im Alleingang handelst.«

»Versprochen.«

»Am Ende des Blattes steht die Telefonnummer einer Frau, die sich auf die Suche nach Vermissten spezialisiert hat, vor allem auf Kinder. Wende dich an sie! Sie scheint eine gute Polizistin zu sein und heißt Mila Vasquez.«

Martini nahm das Blatt und starrte ihn sprachlos an.

»Ich sollte jetzt lieber gehen.«

»Warte!«

Marcus blieb stehen, merkte aber, dass der Mann kein Wort mehr herausbrachte. Er wurde von stummen Schluchzern geschüttelt. Marcus wusste, was ihm durch den Kopf ging: Er dachte nicht nur an Alice. Endlich konnte Martini darauf hoffen, seine Familie wiederzuvereinen. Seine Frau, die ihn wegen seines Verhaltens nach dem Verschwinden der Tochter verlassen hatte, würde vielleicht zu ihm zurückkommen. Und mit ihr auch das andere Kind. Und damit würde die

Liebe zurückkehren.

»Ich will nicht, dass Camilla Rocca etwas davon erfährt«, sagte Martini. »Zumindest noch nicht. Es wäre furchtbar für sie zu wissen, dass es für Alice noch Hoffnung gibt, während ihr Sohn Filippo nie wiederkommen wird.«

»Ich hatte auch nicht vor, es ihr zu sagen. Außerdem hat die Frau ja immer noch ihre Familie, die ihr helfen wird.«

Martini hob den Kopf und sah ihn erstaunt an. »Welche Familie? Ihr Mann hat sie vor zwei Jahren verlassen, sich mit einer anderen ein neues Leben aufgebaut. Die beiden haben sogar einen Sohn. Deshalb haben wir uns auch

angefreundet: weil wir beide allein waren.«

Marcus musste sofort an die Nachricht an Camillas Kühlschrank denken, die mit dem Magneten in Krebsgestalt befestigt war.

Wir sehen uns in zehn Tagen. Ich liebe dich.

Womöglich hing sie schon sehr lange dort. Aber das war nicht das Einzige, was ihn verstörte. »Ich muss jetzt gehen!«, sagte er zu Martini. Und noch bevor sich der Mann bei ihm bedanken konnte, drehte er sich um und bahnte sich erneut einen Weg durch den Regenvorhang.

Er brauchte beinahe zwei Stunden bis Ostia, weil sich der Verkehr aufgrund des heftigen Regens staute. Der Bus setzte ihn an einer Rotunde kurz vor der Strandpromenade ab. Von dort aus ging er zu Fuß weiter.

Camilla Roccas Kleinwagen stand nicht in der Allee. Aber Marcus blieb eine Weile im Gewitterregen stehen und beobachtete den Bungalow, um sich davon zu überzeugen, dass wirklich niemand zu Hause war. Erst dann verschaffte er sich erneut Zutritt.

Alles sah genauso aus wie bei seinem ersten Besuch: die Einrichtung im Marinestil, der Sand, der unter seinen

Schuhen knirschte. Nur der Wasserhahn über der Küchenspüle war nicht richtig zugedreht worden, er tropfte. Das Geräusch verlor sich in der Stille und vermischte sich mit dem Rauschen des Regens.

Marcus ging ins Schlafzimmer. Auf den Kissen lagen zwei Schlafanzüge. Seine Erinnerung hatte ihn nicht getrogen: Einer war der einer Frau, der andere der eines Mannes. Die Nippesfiguren waren nach wie vor ordentlich nebeneinander aufgereiht. Als er das erste Mal hier gewesen war, hatte er diesen Ordnungszwang für einen Schutzmechanismus gegen die Angst

gehalten. Gegen das Chaos, das das Verschwinden des Sohnes angerichtet hatte. Alles schien dort zu stehen, wo es hingehörte. Alles schien perfekt zu sein. *Auffälligkeiten*, sagte er leise vor sich hin und rief sich damit ins Gedächtnis, wonach er Ausschau halten musste.

Das Foto vom lächelnden Filippo sah ihn von der Kommode aus an. Marcus spürte seinen Blick. Auf Camillas Nachttisch stand das Babyfon, von dem er gedacht hatte, dass es dazu diente, den Schlaf eines neuen Kindes zu überwachen. Er dachte an das Zimmer nebenan.

Marcus betrat den Raum, der einst Filippo gehört hatte und jetzt gerecht

aufgeteilt worden war. Der Bereich, der ihn interessierte, war mit einem Wickeltisch, einem Haufen Plüschtiere und einer Wiege ausgestattet.

Wo ist das Kind, das ich schon vor mir sah? Was verbirgt sich hinter dieser Inszenierung?

Ihm fielen Bruno Martinis Worte ein: »Ihr Mann hat sie vor zwei Jahren verlassen, sich mit einer anderen ein neues Leben aufgebaut. Die beiden haben sogar einen Sohn.«

Camilla hatte noch mehr Leid ertragen müssen. Ihr Mann hatte sie verlassen. Aber sein Verrat bestand nicht darin, dass es eine andere Frau gab, sondern darin,

dass er mit ihr ein Kind hatte. Einen Ersatz für Filippo.

Die schlimmste Tragödie ist nicht der Verlust eines Kindes, dachte Marcus. Sondern die, dass das Leben trotzdem weitergeht. Und Camilla Rocca wollte nicht aufhören, Mutter zu sein.

Als er das erkannt hatte, nahm Marcus auch die Auffälligkeiten wahr. Sie bestanden nicht in dem, was hier zu sehen war, sondern in dem, was nicht hier war: Neben der Wiege fehlte das zweite Babyfon.

Wenn der Empfänger in Camillas Zimmer stand, wo war dann der Sender?

Marcus ging wieder ins Schlafzimmer

und setzte sich auf das Ehebett neben der Kommode. Er streckte die Hand aus und schaltete das Gerät ein.

Ein anhaltendes Rauschen, die unverständliche Stimme der Finsternis. Marcus legte sein Ohr an den Lautsprecher und versuchte etwas zu verstehen. Nichts. Er drehte den Lautsprecher bis zum Anschlag auf. Lärm füllte das Zimmer. Er wartete mit gespitzten Ohren. Die Sekunden vergingen, und er lotete die Tiefe dieses Meeres aus Flüsterlauten aus, suchte nach einer minimalen Abweichung, nach einem Ton, der anders war als die anderen.

Dann nahm er ihn wahr. Da war etwas

im Hintergrund des Rauschens, das aus dem Lautsprecher kam. Ein anderes, rhythmisches Geräusch. Es war nicht künstlich, *es war lebendig:* Atemzüge.

Marcus nahm das Babyfon und lief mit dem Gerät durchs Haus, um nach der Signalquelle zu suchen. Sie musste ganz in der Nähe sein, da diese Geräte nur eine Reichweite von wenigen Metern hatten. Wo war sie also?

Er riss sämtliche Türen auf, kontrollierte alle Zimmer. Als er vor dem Hinterausgang stand, sah er durch die Maschen eines Fliegendrahtgitters ganz verschwommen einen verwilderten Garten mit einem Geräteschuppen.

Er verließ das Haus. Als Erstes fiel ihm auf, dass die Häuser der Nachbarn weit entfernt lagen. Das Grundstück war von hohen Kiefern umgeben und somit nicht einsehbar. Ein ideales Versteck. Er nahm den Kiesweg zu dem Wellblechschuppen. Seine Füße versanken in den feuchten Steinchen, die der Regen zum Tanzen brachte. Wind schlug Marcus entgegen, so als wollten ihn dunkle Mächte überzeugen, nicht weiterzugehen. Aber er erreichte sein Ziel. Die Tür war mit einem Sicherheitsschloss versehen.

Marcus sah sich um und fand, was er brauchte: eine Eisenstange, die in der Erde steckte und einen Rasensprenger trug. Er

legte das Babyfon weg, packte die Stange mit beiden Händen und zog sie energisch aus dem Boden. Dann kehrte er zu dem Vorhängeschloss zurück und begann ebenso wild entschlossen wie wütend, daran zu rütteln. Schließlich gewann er die Oberhand: Der Eisenring brach, und die Tür öffnete sich wenige Zentimeter. Marcus fackelte nicht lange, sondern riss sie weit auf.

Trübes Tageslicht erhellte die wenigen Quadratmeter. Er sah Gerümpel und eine Elektroheizung. Das zweite Babyfon stand neben einer Matratze auf dem Boden. Darauf lag ein Lumpenbündel … das sich jedoch bewegte.

»Lara …«, rief Marcus und wartete auf eine Antwort, die nicht kam. »Lara?«, wiederholte er lauter.

»Ja«, sagte eine ungläubige Stimme.

Marcus eilte zu ihr. Sie hatte sich unter den alten Decken zusammengerollt. Sie war schwer mitgenommen, schmutzig, aber noch am Leben. »Keine Angst, ich bin deinetwegen hier.«

»Bitte, hilf mir!«, flehte sie weinend, ohne zu realisieren, dass er es bereits tat.

Ein Satz, den sie auch noch wiederholte, als Marcus sie hochhob, mit ihr in den Regen hinaustrat und das kurze Stück über den Kies lief. Im Haus angekommen, hielt Marcus inne.

Im Flur stand eine tropfnasse Camilla Rocca, den Schlüsselbund und die Einkaufstüten noch in der Hand. Die Sozialarbeiterin war wie gelähmt. »Er hat sie für mich entführt, mir gesagt, dass ich ihr Kind haben kann …«

Marcus begriff, dass sie Jeremiah Smith meinte.

Die Frau musterte Lara und ihn. »Sie hat es nicht gewollt.«

Böses gebiert Böses, hatte Jeremiah gesagt. Camilla hatte großes Unrecht erlitten. Und das hatte sie zu dem gemacht, was sie jetzt war. Sie hatte das Geschenk eines Monsters angenommen. Jetzt verstand Marcus auch, warum es der

Frau gelungen war, ihn zu täuschen: Sie hatte eine Parallelwelt erschaffen, die für sie ganz real war. Sie war aufrichtig, machte ihm nichts vor.

Er ging mit Lara in seinen Armen an ihr vorbei. Er nahm ihr die Schlüssel des Kleinwagens aus der Hand, anonsten ignorierte er sie.

Camilla sah hilflos zu und brach dann zusammen. Flüsternd führte sie Selbstgespräche, wiederholte unablässig einen einzigen Satz: »Sie hat es nicht gewollt …«

22 Uhr 56

Ispettore De Michelis steckte Kleingeld in einen Kaffeeautomaten. Sandra war regelrecht hypnotisiert von der Pedanterie, die er dabei an den Tag legte. Nie hätte sie gedacht, schon so bald wieder in der Gemelli-Poliklinik zu sein.

Vor etwa einer Stunde hatte sie Camussos Anruf erhalten. Sie hatte gerade gepackt und wollte anschließend zusammen mit ihrem Vorgesetzten den Zug nach Mailand nehmen. Erst hatte sie geglaubt, der Commissario hätte Neuigkeiten über Schalber. Aber nachdem er ihr versichert hatte, dass er sich bereits

darum kümmere, hatte er ihr von der neuesten Wendung im Fall Jeremiah Smith berichtet. Gleich darauf war sie mit De Michelis zum Krankenhaus gefahren, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen.

Lara lebte.

Die Umstände, unter denen sie gefunden worden war, waren reichlich mysteriös. Die Studentin hatte in einem Kleinwagen gesessen, den jemand auf dem Parkplatz eines Einkaufszentrums vor den Toren Roms abgestellt hatte. Ein anonymer Anrufer hatte der Polizei diesen Tipp gegeben. Noch waren die Informationen lückenhaft und nicht über

die Notaufnahme hinausgelangt, wo Lara gerade untersucht wurde.

Sandra wusste nur, dass Commissario Camusso mit ein paar Kollegen nach Ostia gefahren war, um eine Verhaftung vorzunehmen. Lara hatte sie auf diese Spur gebracht, aber auch die Fahrzeugpapiere des verdächtigen Autos. Sandra fragte sich, wie Jeremiah Smith in diese Sache verwickelt war. Gleichzeitig war sie sich sicher, dass Marcus den Fall gelöst hatte.

Er muss es gewesen sein!, sagte sie sich immer wieder. Bestimmt hatte das Mädchen etwas von einem geheimnisvollen Retter mit einer Narbe an

der Schläfe erzählt. Ob es den Ermittlern gelingen würde, die Spur zu dem Pönitenziar zurückzuverfolgen? Hoffentlich nicht.

Sobald die Nachricht von Laras Befreiung an die Öffentlichkeit gedrungen war, hatten die Medien die Poliklinik regelrecht gestürmt: Journalisten, Kameraleute und Fotografen hatten im Park davor Stellung bezogen. Laras Eltern waren noch nicht angekommen, da sie erst aus dem Süden anreisen mussten. Aber ihre Freunde trafen nach und nach ein, um zu hören, wie es ihr ging. Unter ihnen entdeckte Sandra auch Christian Lorieri, den Kunstgeschichtsdozenten und

Vater des Ungeborenen. Sie tauschten einen flüchtigen Blick, der mehr sagte als tausend Worte. Wenn er hier war, hatte ihr Gespräch an der Universität tatsächlich etwas gebracht.

Bis jetzt war nur der Krankenbericht nach außen gedrungen, der besagte, dass es der Studentin den Umständen entsprechend gut ging. Obwohl das Ungeborene großem Stress ausgesetzt gewesen war, war es ebenfalls wohlauf.

De Michelis ging, in einen Plastikbecher pustend, auf Sandra zu. »Findest du nicht, dass du mir allmählich eine Erklärung schuldig bist?«

»Allerdings, aber ich warne dich: Ein

Kaffee wird dafür nicht ausreichen.«

»Vor morgen früh kommen wir hier sowieso nicht weg: Wahrscheinlich werden wir die Nacht hier verbringen müssen.«

Sandra nahm seine Hand. »Ich würde gern mit einem Freund reden und den Polizisten außen vor lassen. Geht das?«

»Wieso? Hast du auf einmal was gegen Bullen?«, witzelte er. Aber als er sah, dass Sandra es ernst meinte, schlug er einen anderen Ton an. »Ich war dir nach Davids Tod keine große Hilfe. Das Mindeste, was ich jetzt tun kann, ist, dir zuzuhören.«

In den nächsten zwei Stunden erzählte

Sandra dem Polizisten, der eine moralische Instanz für sie war, alles. De Michelis ließ sie reden und unterbrach sie nur, um an einigen Stellen nachzuhaken. Anschließend fühlte sich Sandra unglaublich erleichtert.

»Pönitenziare, sagst du?«

»Ja«, bestätigte sie. »Hast du etwa noch nie etwas von ihnen gehört?«

De Michelis zuckte mit den Schultern. »Ich habe in meinem Beruf schon so einiges erlebt, so schnell wundert mich nichts mehr. Manchmal konnten Fälle ganz plötzlich aufgrund eines Tipps gelöst werden. Oder mithilfe glücklicher Umstände, die sich niemand erklären

konnte. Aber ich habe das nie mit einer Organisation in Verbindung gebracht, die parallel zur Polizei ermittelt. Wie du weißt, bin ich gläubig. Mir gefällt die Vorstellung, dass es etwas Unerklärliches, aber auch Wunderbares gibt, dem ich mich anvertrauen kann, wenn ich die Scheußlichkeiten, mit denen ich Tag für Tag konfrontiert werde, nicht mehr aushalte.«

De Michelis strich ihr über die Wange – genau wie Marcus, bevor er aus dem Reanimationsraum und aus ihrem Leben verschwunden war.

Hinter dem Ispettore nahm Sandra zwei Männer in Anzug und Krawatte

wahr. Sie sprachen gerade mit einem Polizisten, der in ihre Richtung zeigte. Die beiden kamen näher.

»Sind Sie Sandra Vega?«, fragte der eine.

»Jawohl«, bestätigte sie.

»Könnten wir kurz mit Ihnen reden?«, fragte der andere.

»Aber natürlich.«

Sie gaben ihr zu verstehen, dass es sich um eine Privatangelegenheit handele, und als sie sich ein wenig abgesondert hatten, zückten sie ihre Dienstausweise. »Wir kommen von Interpol.«

»Worum geht es denn?«

Der Ältere der beiden ergriff zuerst das

Wort. »Heute Nachmittag hat uns Commissario Camusso angerufen und sich in Ihrem Namen nach einem unserer Beamten erkundigt. Er heißt Thomas Schalber. Können Sie uns bestätigen, dass Sie ihn kennen?«

»Ja.«

»Wann haben Sie ihn das letzte Mal gesehen?«

»Gestern.«

Die beiden sahen sich an. Dann fragte der Jüngere: »Wissen Sie das genau?«

Sandra verlor allmählich die Geduld. »Natürlich weiß ich das genau!«

»Ist das der Mann, den Sie kennengelernt haben?«

Sie zeigten ihr einen Ausweis mit Foto, und Sandra beugte sich vor, um ihn genauer anzusehen. »Er sieht ihm erstaunlich ähnlich, aber er ist es nicht.«

Die beiden sahen sich erneut an, diesmal deutlich besorgter. »Könnten Sie die Person, die Sie gesehen haben, einem unserer Phantomzeichner beschreiben?«

Sandra hatte die Nase voll. Sie wollte endlich wissen, was hier los war. »Gut, Jungs: Wer von euch beiden erklärt mir, was hier vor sich geht?«

Der Jüngere sah seinen älteren Kollegen um Erlaubnis bittend an. Als dieser nickte, rückte er mit der Sprache heraus: »Als Thomas Schalber zuletzt mit

uns in Verbindung stand, hat er verdeckt ermittelt.«

»Wieso ›hat‹?«

»Weil er spurlos verschwunden ist, und das seit mehr als einem Jahr.«

Diese Nachricht machte sie sprachlos. Sandra wusste nicht mehr, was sie denken sollte. »Entschuldigung, aber wenn der auf dem Foto euer Agent ist und ihr nicht wisst, was aus ihm geworden ist – mit wem, bitte schön, hatte ich dann das Vergnügen?«

EIN JAHR ZUVOR

PRYPJAT

Die Wölfe verständigten sich in den verlassenen Straßen miteinander, heulten ihre Namen in den schwarzen Himmel. Sie waren jetzt die Herrscher über Prypjat.

Der Jäger konnte sie hören, während er im elften Stock des Wohnblocks Nummer 109 versuchte, Anatolij Petrows Tür aufzubrechen.

Die Wölfe wussten, dass der Eindringling die Stadt nicht verlassen

hatte, und suchten jetzt nach ihm.

Vor Sonnenaufgang würde er den Ort nicht verlassen können. Seine Hände schmerzten vor Kälte, und er hatte Probleme mit dem Schloss. Schließlich bekam er es doch auf.

Die Wohnung war genauso geschnitten wie die nebenan. Nichts schien angerührt worden zu sein.

Die Fenster waren mit Isolierband versiegelt. Anatolij musste direkt nach der Atomkatastrophe zu dieser Vorsichtsmaßnahme gegriffen haben, damit die Strahlung nicht durch die Ritzen drang.

Sein Ausweis mit Foto hing über der

Kraftwerkuniform im Flur. Der Mann auf dem Bild war ungefähr fünfunddreißig Jahre alt, hatte glattes blondes Haar und einen Pony, der seine Stirn bedeckte. Hinter der dicken Brille eines Kurzsichtigen verbargen sich ausdruckslose blaue Augen. Dünne Lippen, darüber ein Schnurrbart. Die genaue Bezeichnung seines Berufes lautete »Turbinentechniker«.

Der Jäger sah sich um. Die Einrichtung war bescheiden. Im Wohnzimmer standen ein Sofa mit geblümtem Samtbezug und ein Fernseher. In einer Ecke befanden sich zwei leere Glaskästen. Ein Teil der Wand wurde von einem Bücherregal

eingenommen. Der Jäger trat näher, um die Aufschrift auf den Buchrücken zu entziffern: Es gab Werke zur Zoologie, Anthropologie, vor allem aber zur Verhaltensforschung. Zu den Autoren zählten Darwin, Lorenz, Morris und Dawkins: Studien über das Lernverhalten von Tieren, über die Auswirkungen verschiedener Umwelteinflüsse auf bestimmte Arten. Traktate über das Verhältnis von Instinkten und äußeren Reizen. Lektüre, die nichts mit der Arbeit als Turbinentechniker zu tun hatte. Weiter unten standen Hefte, mindestens zwanzig, die alle durchnummeriert waren.

Der Jäger wusste nicht recht, was er davon halten sollte. Wichtig war vor allem, dass Anatolij Petrow hier allein gelebt hatte. Nichts wies darauf hin, dass er verheiratet war oder gar ein Kind hatte.

Für einen kurzen Moment war er enttäuscht. Nun würde er den Rest der Nacht hier umsonst verbringen müssen. Er konnte kein Feuer machen, weil der Verbrennungsvorgang die Strahlung erhöhen würde. Er hatte nichts zu essen dabei, nur Wasser. Er würde Decken und irgendeine Konserve organisieren müssen. Als er sich danach auf die Suche machte, fiel ihm auf, dass im

Schlafzimmerschrank keine Kleider mehr hingen. Auch die Regale der Vorratskammer waren leer. All das ließ darauf schließen, dass Anatolij so klug gewesen war, Prypjat direkt nach der Tschernobylkatastrophe zu verlassen, und zwar noch vor der Massenevakuierung. Er war nicht überstürzt aufgebrochen wie die anderen. Wahrscheinlich hatte er den beschwichtigenden Meldungen der Behörden, die die Bevölkerung aufgefordert hatten, zu Hause zu bleiben, keinen Glauben geschenkt.

Der Jäger machte sich im Wohnzimmer ein Lager aus Sofakissen und einigen Decken zurecht. Er wollte sich mit dem

Wasser, das er dabeihatte, Gesicht und Hände waschen und den radioaktiven Staub so wenigstens ansatzweise entfernen. Er zog die Feldflasche aus dem Rucksack, und dabei fiel das Stoffkaninchen heraus, das einst dem falschen Dima gehört hatte. Er legte es neben den Geigerzähler und die Taschenlampe, damit es ihm in dieser absurden Situation Gesellschaft leistete. Er lächelte.

»Vielleicht kannst du mir helfen, Kleiner!«

Das Stofftier beschränkte sich darauf, ihn mit seinem einzigen Auge anzustarren, und der Jäger fühlte sich wie

ein Vollidiot.

Immer wieder sah er zu den Heften im Bücherregal hinüber. Er zog ein beliebiges hervor – die Nummer sechs – und nahm es mit zu seinem Lager.

Es hatte keinen Titel, die Seiten waren handbeschrieben. Die kyrillischen Buchstaben bildeten ein sauberes Schriftbild. Er las die erste Seite. Es handelte sich um ein Tagebuch.

14. Februar
Ich will das Experiment Nummer 68 wiederholen, allerdings mit einer kleinen Abweichung. Ich möchte beweisen, dass sich

Umweltkonditionierung auf das Verhalten auswirkt und die Prägung umkehrt. Zu diesem Zweck habe ich heute auf dem Markt zwei weiße Kaninchen gekauft …

Der Jäger sah abrupt zu dem Stoffkaninchen hinüber. Was für ein merkwürdiger Zufall! Und Zufälle waren ihm schon immer verdächtig erschienen.

22. Februar
Die beiden Exemplare wurden getrennt voneinander aufgezogen und haben jetzt die nötige Reife. Heute werde ich versuchen, die Angewohnheiten eines

der beiden zu verändern …

Der Jäger betrachtete die leeren Glaskästen. Darin hatte Anatolij Petrow seine Versuchstiere gehalten, das Wohnzimmer war eine Art Versuchslabor.

5. März
Nahrungsentzug und Elektroschocks haben eines der Kaninchen aggressiver gemacht. Sein friedliches Wesen entwickelt sich Schritt für Schritt zurück zum Urinstinkt …

Der Jäger verstand nicht. Was wollte

Anatolij beweisen? Warum verwandte er solche Mühe darauf?

12. März
Ich habe beide Exemplare in einem Kasten zusammengebracht. Der Hunger und die induzierte Aggressivität haben Früchte getragen. Eines hat das andere angegriffen und tödlich verletzt …

Entsetzt erhob sich der Jäger von seinem Lager und holte weitere Hefte aus dem Regal. In einigen befanden sich Fotos mit detaillierten Erläuterungen. Die Versuchstiere wurden gezwungen, ein völlig wesensfremdes Verhalten

anzunehmen. Und zwar, indem man ihnen über einen längeren Zeitraum hinweg Nahrung und Wasser entzog, sie bei Dunkelheit oder grellem Licht hielt, sie mit elektrischen Stromstößen traktierte oder ihnen Medikamente verabreichte, die psychotische Störungen hervorriefen. In ihren Augen stand eine Mischung aus Angst und Wahnsinn. Jedes Experiment endete auf grausame Weise, nämlich damit, dass ein Exemplar das andere tötete oder Anatolij beide beseitigte.

Der Jäger sah, dass das letzte Heft – die Nummer neun – auf weitere Aufzeichnungen verwies, die jedoch in

dem Bücherregal fehlten. Wahrscheinlich hatte Anatolij Petrow die entsprechenden Hefte mitgenommen und nur die zurückgelassen, die er für weniger wertvoll hielt.

Eine Anmerkung mit Bleistift auf der letzten Seite ließ ihn zusammenzucken.

… Alle Lebewesen töten. Nur der Mensch tut es über das notwendige Maß hinaus – aus purem Sadismus, aus Lust, anderen Leid zuzufügen. Güte oder Bosheit sind nicht nur moralische Kategorien. In all den Jahren habe ich gezeigt, dass man in so gut wie jedem Tier mörderische Aggressionen wecken

und seine ursprüngliche Prägung damit auslöschen kann. Warum sollte der Mensch da eine Ausnahme sein? …

Als der Jäger diese Worte las, bekam er Gänsehaut. Plötzlich störte ihn der starre Blick des Stoffkaninchens. Er streckte die Hand aus, um es woanders hinzusetzen, und stieß dabei aus Versehen die Feldflasche um. Wasser ergoss sich auf den Boden. Als er die Flasche wieder aufstellen wollte, sah er, dass ein Teil der Flüssigkeit von der unteren Leiste des Bücherregals verschluckt wurde. Der Jäger verschüttete noch mehr Wasser, und auch das verschwand.

Er musterte die Regalwand, überschlug die Proportionen des Zimmers, bis er ahnte, dass sich hinter dem Möbelstück noch etwas befand, eine Art Hohlraum vielleicht.

Außerdem fiel ihm ein kreisförmiger Kratzer auf dem Boden auf. Er beugte sich vor, um ihn genauer anzusehen. Er stützte die Hände auf und blies den Staub weg, der sich im Laufe der Jahre darin angesammelt hatte. Anschließend richtete er sich wieder auf. Der Kratzer zeichnete einen perfekten 180-Grad-Bogen.

Das Regal war eine Tür, und ihre häufige Benutzung hatte Spuren auf dem Boden hinterlassen.

Er griff nach einem der Regalbretter und zog daran, um die Tür zu öffnen, aber sie war zu schwer. Er beschloss, Bücher herauszunehmen. Er brauchte mehrere Minuten, um sie auf den Boden zu legen. Dann versuchte er es noch einmal und spürte, dass das Regal Scharniere hatte. Nach einer Weile gelang es ihm, die Regaltür zu öffnen.

Dahinter verbarg sich eine weitere kleine Tür, die mit zwei Riegeln versehen war.

In ihrer Mitte befand sich ein Spion, daneben ein Lichtschalter, der ihm ohne Strom jedoch wenig nutzte. Der Jäger versuchte trotzdem, hineinzuspähen,

allerdings ohne Erfolg. Er beschloss, sich auch hier Zutritt zu verschaffen. Da das Metall der Riegel mit der Zeit verrostet war, brauchte er eine Weile, sie zurückzuschieben.

Als es ihm gelungen war, stand er vor einer dunklen Öffnung. Der Gestank zwang ihn, zurückzutreten. Er hielt sich eine Hand vor Mund und Nase, griff erneut nach der Taschenlampe und richtete sie auf das Loch.

Es maß nur ein paar Quadratmeter, der ganze Raum war höchstens anderthalb Meter hoch.

Von innen war alles mit einem weichen, dunklen Material ausgepolstert,

mit einer Art Dämmschicht. Es gab eine schwache, von einem Metallgitter geschützte Glühbirne. In einer Ecke standen zwei Schüsseln. Die Wände waren von Kratzern übersät, so als wäre hier ein Tier eingesperrt gewesen.

Der Lichtkegel der Taschenlampe ließ etwas am Ende der Zelle aufglänzen. Der Jäger beugte sich vor, nahm den kleinen Gegenstand an sich und betrachtete ihn.

Ein blaues Plastikarmband.

Nein, hier war kein Tier eingesperrt!, dachte er entsetzt.

In kyrillischen Buchstaben waren folgende Worte eingraviert:

»STAATLICHES KRANKENHAUS, KIEW. SÄUGLINGSSTATION.«

Der Jäger richtete sich wieder auf. Er musste dringend hier raus. Von Würgereizen geschüttelt, stürzte er in den Flur. Im Dunkeln lehnte er sich an eine der Wände und befürchtete schon, ohnmächtig zu werden. Er versuchte, sich zu beruhigen, und bekam schließlich wieder Luft. Währenddessen dämmerte ihm etwas: Was ihn so anwiderte, war, dass es für all das eine ganz logische Erklärung gab. Und trotz seines Widerwillens konnte er sie nachvollziehen.

Anatolij Petrow war kein Wissenschaftler. Er war ein kranker Sadist, ein Psychopath. Er war regelrecht besessen von seinen Experimenten – wie ein Kind, das einen Stein nimmt und eine Eidechse damit erschlägt. Denn in Wahrheit ist das nicht nur ein Spiel: Eine seltsame Neugier zwingt es dazu, zu töten. Ohne es richtig zu begreifen, erlebt es zum ersten Mal die Freuden der Grausamkeit. Dem Kind ist bewusst, dass es ein unbedeutendes Lebewesen getötet hat und dass es deswegen niemand bestrafen wird. Aber Anatolij Petrow war der Kaninchen bald überdrüssig geworden.

Deshalb hatte er ein Neugeborenes entführt.

Er hatte es in Gefangenschaft aufgezogen, es als Versuchskaninchen benutzt. Jahrelang hatte er alle möglichen Versuche damit angestellt, um es zu konditionieren. Er hatte einen Mörderinstinkt in ihm geweckt. Wird man gut oder böse geboren oder erst dazu gemacht? Das war die Frage, die er beantworten wollte.

Das also war der Verwandlungskünstler: das Ergebnis eines Experiments.

Nach der Explosion des Kernkraftreaktors hatte Anatolij die Stadt

überstürzt verlassen. Er war Turbinentechniker, wusste, wie ernst die Lage war. Aber das Kind konnte er nicht mitnehmen.

Vielleicht wollte er es töten, dachte der Jäger. Doch dann hatte er es sich anders überlegt. Endlich konnte er sein Geschöpf auf die Welt loslassen. Wenn es überlebte, wäre das für ihn ein Riesenerfolg.

Also hatte er beschlossen, sein Versuchskaninchen freizulassen, ein mittlerweile achtjähriges Kind. Der Kleine war durch die Wohnung gestreunt und hatte dann Zuflucht bei den nichts ahnenden Nachbarn gesucht. Denn um eines hatte sich Anatolij Petrow nicht

gekümmert: Er hatte vergessen, ihm eine Identität zu verleihen. Die Mission des Verwandlungskünstlers, herauszufinden, wer er wirklich war, hatte mit Dima begonnen und war immer noch nicht abgeschlossen.

Den Jäger beschlich ein beklemmendes Gefühl. Seine Beute war jedes Mitgefühls beraubt worden. Man hatte die grundlegendsten menschlichen Gefühle in ihr abgetötet. Ihre Auffassungsgabe war außergewöhnlich. Aber letztlich war sie nur ein unbeschriebenes Blatt, eine leere Hülle, ein blinder Spiegel. Sie ließ sich ausschließlich von ihrem Instinkt leiten.

Das Gefängnis hinter dem Bücherregal

– das nie entdeckt worden war, obwohl es sich in einem Gebäude voller baugleicher Wohnungen, voller Menschen befand – war ihr erster Schlupfwinkel gewesen.

Während er darüber nachdachte, sah der Jäger zu Boden. Seine Augen hatten sich an das Halbdunkel im Flur gewöhnt, und jetzt sah er auch die dunklen Flecken neben der Haustür.

Auch hier gab es also Blutflecken auf dem Boden, winzige Tröpfchen. Der Jäger beugte sich vor, um sie zu berühren, so wie im Waisenhaus in Kiew oder in Paris.

Aber diesmal war das Blut frisch.

Sandra war im Hotel und packte ihren Koffer fertig, weil sie am Vortag nicht mehr dazugekommen war. Dabei dachte sie erneut an ihre Nacht mit dem Mann zurück, von dem sie geglaubt hatte, dass er Thomas Schalber hieß. An die Wohnung, die für sie ein Gästehaus von Interpol gewesen war. An das Abendessen, das er für sie gekocht hatte, an die Dinge, die sie sich anvertraut hatten. Und auch an das Foto von dem Mädchen, das angeblich seine Tochter

Maria war, die er nicht so oft sah, wie er es sich wünschte.

All das war ihr … authentisch vorgekommen.

Doch nach der Begegnung mit den beiden echten Interpolbeamten hatte sie sich fragen müssen, mit wem sie es in diesen Tagen tatsächlich zu tun gehabt hatte. Dabei war die für sie drängendste Frage:

Mit wem bin ich in jener Nacht ins Bett gegangen?

Es war scheußlich, keine Antwort darauf zu wissen. Der Mann hatte es geschafft, sich in ihr Leben zu schleichen, indem er in verschiedene Rollen

geschlüpft war. Erst war er nur eine nervtötende Stimme am Telefon gewesen, die sie dazu bringen wollte, an ihrem Mann zu zweifeln. Dann hatte er den Helden gespielt, den Lebensretter, der sie im letzten Moment aus der Schusslinie gerissen hatte. Anschließend hatte er ihr geholfen, sie verführt, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Und am Ende hatte er sie getäuscht und ihr die Fotos aus der Leica gestohlen.

Laut Jeremiah Smith war es David gelungen, das geheime Archiv der Pönitenziarie ausfindig zu machen: Deshalb habe er ihn töten müssen.

War der falsche Schalber ebenfalls

nach dem Archiv auf der Suche? Vielleicht hatte er sich angesichts des letzten dunklen Fotos geschlagen geben müssen. Wahrscheinlich enthielt es die Lösung, nur dass das Bild leider nichts geworden war.

Sandra befürchtete, dass er sich anschließend auf die Suche nach Marcus gemacht hatte – allein schon deswegen, weil Davids Foto von dem Pönitenziar sein letzter Anhaltspunkt war.

Doch dann war er in der Kirche Santa Maria sopra Minerva aufgetaucht, unweit der Kapelle des heiligen Raimund von Peñafort – allerdings nur, um ihr sein Verhalten zu erklären und erneut zu

verschwinden. Das hätte er genauso gut bleiben lassen können.

Wozu das Ganze?

Je mehr sie sich bemühte, eine logische Erklärung dafür zu finden, desto mehr geriet sie ins Grübeln. Sie wusste nicht, ob er Freund oder Feind war.

War er gut oder böse?

David!, dachte sie. Ob er wohl gewusst hatte, mit wem er es zu tun hatte? Er hatte seine Telefonnummer besessen. Ihr die fehlenden Ziffern mithilfe des Leica-Fotos, das ihn vor dem Hotelbadezimmerspiegel zeigte, zugespielt. Ihr Mann hatte dem Kerl nicht wirklich getraut, denn sonst hätte er ihn in alles

eingeweiht. Trotzdem hatte er gewollt, dass sie ihm begegnete. Warum?

Je mehr sie sich das Hirn zermarterte, desto mehr Fragen stellten sich ihr. Sandra unterbrach das Kofferpacken und setzte sich aufs Bett, um in Ruhe nachzudenken. Wo lag ihr Denkfehler? Am liebsten hätte sie das Ganze so schnell wie möglich wieder vergessen, um den von ihr gewünschten Neuanfang nicht zu gefährden. Gleichzeitig wusste sie, dass sie mit diesen Fragen nicht leben konnte.

Sie musste die Anwort bei David suchen, das spürte sie. Warum hatte ihr Mann sich in dieses Vorhaben gestürzt? Er war ein guter Fotoreporter, aber auf

den ersten Blick hatte das Thema nur wenig mit ihm zu tun. Er war Jude und hatte im Gegensatz zu ihr fast nie von Gott gesprochen. Sein Großvater hatte die nationalsozialistischen Konzentrationslager überlebt, und David war der Auffassung gewesen, dass diese Schrecken nicht erdacht worden waren, um sein Volk auszulöschen, sondern um es von seinem Glauben abzubringen. Sie sollten den Juden beweisen, dass es keinen Gott gab, und sie auf diese Weise vernichten.

Ein einziges Mal hatten sie ernsthaft über Religion diskutiert, und zwar kurz nach der Hochzeit.

Eines Tages hatte Sandra beim Duschen einen Knoten in der Brust entdeckt. David hatte mit typisch jüdischem Humor darauf reagiert und angefangen, Witze darüber zu machen.

Sie hatte ihm Feigheit vorgeworfen und gesagt, er mache sich nur deshalb darüber lustig, weil er der Sache hilflos ausgeliefert sei und sich deswegen schuldig fühle. Da seine Witze jedoch stets mit großer Zärtlichkeit einhergingen, hatte sie Halt bei ihm gefunden. Auch als er sie zum Arzt begleitet hatte, hatte er sie ständig aufgezogen. Sandra hatte so getan, als fände sie seine Bemerkungen beruhigend. Doch in Wahrheit hatte sie

darunter gelitten und sich gewünscht, er würde damit aufhören. Es war seine Art, mit der Sache umzugehen, aber sie wusste nicht, ob sie sich damit abfinden könnte. Irgendwann würden sie darüber reden müssen, und sie ahnte schon, dass es Streit geben würde.

Während der Woche, in der sie auf die Untersuchungsergebnisse warten mussten, setzte David sein unerträgliches Verhalten fort. Sandra überlegte schon, die Auseinandersetzung vorzuziehen und das Thema direkt anzusprechen, befürchtete aber, sich nicht beherrschen zu können. In der Nacht vor der Ergebnisverkündung war sie aufgewacht

und hatte im Bett die Hand nach David ausgestreckt. Doch er hatte nicht neben ihr gelegen. Also war sie aufgestanden und hatte festgestellt, dass in der ganzen Wohnung kein Licht brannte. Sie fragte sich, wo er steckte, und entdeckte ihn schließlich in der Küche. Er hatte ihr den Rücken zugekehrt, schaukelte vor und zurück und murmelte etwas Unverständliches. Er bemerkte sie nicht, denn sonst hätte er sofort aufgehört zu beten. Sie war wieder ins Bett zurückgekehrt und hatte geweint.

Zum Glück war der Knoten gutartig gewesen. Aber Sandra hatte trotzdem vorgehabt, die Sache mit David zu

besprechen. Schließlich würde es bestimmt noch andere schwierige Momente in ihrer Ehe geben, in denen man mit Ironie allein nicht weiterkam. Sie erzählte ihm, dass sie ihn beim Beten gesehen hatte. Und David gestand ihr beschämt, dass er eine Riesenangst hatte, sie zu verlieren. Er selbst hatte keine Angst davor zu sterben. In seinem Beruf begab er sich regelmäßig in Lebensgefahr, sodass er den Gedanken daran gar nicht erst zulassen durfte. Aber als es um Sandra gegangen war, hatte er weder ein noch aus gewusst. Und bei jenem Gott Zuflucht gesucht, dem er sonst immer aus dem Weg ging.

»Wenn es keine Instanz mehr gibt, an die man sich wenden kann, bleibt am Ende nur noch der Glaube an einen Gott, dessen Existenz man eigentlich leugnet.«

Sandra hatte das als uneingeschränkte Liebeserklärung empfunden. Aber jetzt, neben dem noch nicht fertig gepackten Koffer auf ihrem Hotelzimmerbett, fragte sie sich, warum ihr Mann – wenn er denn glaubte, in Rom sterben zu müssen – ihr zum Abschied ausgerechnet Ermittlungshinweise hinterlassen hatte. Fotos, um genauer zu sein, die berufsbedingt ihre gemeinsame Sprache waren. Warum hatte er nicht beispielsweise ein Abschiedsvideo für sie

gedreht, um ihr zu sagen, wie wichtig sie ihm war? Er hatte ihr weder einen Brief noch einen Zettel hinterlassen, gar nichts. Wenn er sie denn so sehr liebte, warum hatte sein letzter Gedanke dann nicht ihr gegolten?

»Weil David nicht wollte, dass ich mich an ihn gebunden fühle, wenn er stirbt«, sagte sie laut. Das war eine ganz neue Erkenntnis.

Er hat mir den Rest meines Lebens geschenkt: die Möglichkeit, mich neu zu verlieben, eine Familie zu gründen, anstatt ein Witwendasein zu führen. Und das nicht erst in einigen Jahren, sondern sofort.

Sie musste einen Weg finden, sich von ihm zu verabschieden. Zu Hause in Mailand würde sie sämtliche Erinnerungen an ihn wegräumen, seine Kleider aus dem Schrank nehmen und seinen Duft aus der Wohnung vertreiben – den Geruch nach Aniszigaretten und billigem Rasierwasser.

Im Grunde konnte sie gleich damit anfangen, und zwar mit Davids letzter Nachricht auf ihrer Handy-Mailbox, die sie nach Rom geführt hatte. Doch vorher wollte sie sie noch ein letztes Mal anhören. Anschließend würde sie die Stimme ihres Mannes aus ihrem Leben verbannen.

»Ciao, ich habe mehrfach versucht, dich zu erreichen, aber es meldet sich immer nur die Voicemail. Ich habe nicht viel Zeit, deshalb zähle ich sofort auf, was mir fehlt … Mir fehlen deine kalten Füße, die unter der Decke nach mir tasten, wenn du ins Bett kommst. Mir fehlt, dass du mich Sachen aus dem Kühlschrank probieren lässt, um zu wissen, ob sie noch gut sind. Dass du mich um drei Uhr morgens schreiend weckst, weil du Wadenkrämpfe hast. Ja, mir fehlt sogar, dass du meine Rasierklinge für deine Beine benutzt, ohne mir etwas davon zu sagen … Wie dem auch sei, hier in Oslo ist es schweinekalt, und ich kann es kaum

erwarten, wieder nach Hause zu kommen. Ich liebe dich, Ginger!«

Ohne zu zögern, drückte Sandra auf »Löschen«. »Du wirst mir fehlen, mein Schatz.« Tränen liefen ihr übers Gesicht. Zum ersten Mal seit Langem nannte sie ihn nicht »Fred«.

Dann rief sie die abfotografierten Leica-Aufnahmen auf. Sie wollte sie gerade löschen, als sie innehielt.

David hatte keinerlei Aufnahmen von der Kapelle des heiligen Raimund von Peñafort gemacht. Dabei war der Dominikanermönch Pönitenziar gewesen. Schalber hatte sie in die Basilika gelockt, indem er ihr das Heiligenbildchen unter

der Hotelzimmertür durchgeschoben hatte. Diesem Detail hatte Sandra bisher gar keine Bedeutung beigemessen. Warum hatte er gewollt, dass sie diesen Ort kennenlernte?

Das dunkle Foto.

Wenn er glaubt, dass dieses dunkle Bild die Lösung des Rätsels enthält, also einen Hinweis auf das Archiv der Pönitenziare, dann muss es in dieser Kapelle versteckt sein!, dachte Sandra. Nur dass Schalber nicht herankam.

Sie betrachtete das Foto erneut. Das Bild war keine misslungene Aufnahme! David hatte gewollt, dass es so dunkel ist.

Wenn es keine Instanz mehr gibt, an

die man sich wenden kann, bleibt am Ende nur noch der Glaube an einen Gott, dessen Existenz man eigentlich leugnet.

Bevor sie nach Mailand zurückfuhr, musste sie unbedingt noch einmal die Kirche Santa Maria sopra Minerva aufsuchen.

Der letzte Hinweis Davids war ein Glaubensbeweis.

EIN JAHR ZUVOR

PRYPJAT

Der Jäger war nicht allein. Die Geisterstadt hatte noch einen anderen Bewohner.

Er ist hier.

Der Verwandlungskünstler hatte sich das ungastlichste Versteck überhaupt ausgesucht: einen Ort, an dem ihn niemand suchen würde.

Er ist nach Hause zurückgekehrt.

Der Jäger konnte ihn regelrecht wittern. Die Blutstropfen auf dem Boden

waren noch feucht.

Er ist ganz in der Nähe.

Er musste sich schleunigst etwas einfallen lassen. Im Wohnzimmer lagen noch die Taschenlampe und der Rucksack mit der Narkosepistole. Aber er hatte keine Zeit mehr, sie zu holen.

Er hat mich beobachtet.

Er wollte nur noch weg aus dieser Wonung. Seine einzige Rettung bestand darin, den Volvo zu erreichen. Er stand noch vor den Betonblöcken, die die Zufahrt zur Stadt versperrten. Doch bis dahin war es ein weiter Weg. Zum Teufel mit den Wölfen!, dachte er. Er hatte keinen Plan, konnte nur noch die Flucht

ergreifen.

Er rannte zur Haustür und dann die Treppenstufen hinunter. Im Dunkeln sah er nicht, wo er hintrat. Wenn er jetzt stürzte, war das das Ende. Doch die Vorstellung, mit einem gebrochenen Bein in diesem Treppenhauslabyrinth gefangen zu sein und auf den Feind warten zu müssen, mahnte ihn nicht etwa zur Vorsicht, sondern trieb ins erst recht zur Eile an. Immer wieder nahm er, in dem Versuch, den Müllbergen auszuweichen, mehrere Stufen auf einmal. Er keuchte, und kalter Schweiß strömte ihm den Rücken hinunter. Seine Schritte hallten im Treppenhaus wider.

Nach elf Stockwerken stand er draußen auf der Straße und bekam kaum noch Luft.

Um ihn herum nichts als Schatten: Gebäude, die ihn aus tausend leeren Augen anstarrten. Autos wie Särge, bereit, ihn aufzunehmen. Bäume, die ihre dünnen Arme nach ihm ausstreckten. Der Asphalt barst unter seinen Füßen, als stünde der Weltuntergang bevor. Angst schnürte ihm die Kehle zu, und seine Lunge brannte. Jeder Atemzug tat weh. So also fühlte es sich an, vor jemandem auf der Flucht zu sein, der einem nach dem Leben trachtet.

Der Jäger war zur Beute geworden.

Wo bist du? Ich weiß, dass du hier bist und mich beobachtest. Du amüsierst dich über meine Verzweiflung und bereitest dich auf deinen großen Auftritt vor.

Er bog um die Ecke und stand vor einer Allee. Plötzlich wurde ihm klar, dass er nicht mehr wusste, wo er hergekommen war. Er hatte die Orientierung verloren. Er blieb stehen, um nachzudenken, stützte sich auf den Oberschenkeln ab, um zu verschnaufen. Dann entdeckte er die verrosteten Überreste eines Karussells und wusste, dass er in Richtung Vergnügungspark lief. Der Volvo war keine fünfhundet Meter mehr entfernt. Er

konnte es schaffen.

Ich werde es schaffen.

Er trieb sich zur Eile an, ignorierte Schmerz und Erschöpfung, Kälte und Angst. Aber aus den Augenwinkeln sah er den ersten Wolf.

Das Tier war näher gekommen und lief neben ihm her. Bald tauchte ein zweiter Wolf auf, dann ein dritter. Sie folgten ihm in einer gewissen Entfernung. Der Jäger wusste, dass sie ihn angreifen würden, sobald er seine Schritte verlangsamte.

Deshalb schonte er sich nicht. *Hätte ich doch noch die Zeit gehabt, die Narkosepistole mitzunehmen …*

Der Volvo stand dort, wo er ihn

abgestellt hatte. Er spürte Erleichterung. Doch was, wenn sich jemand daran zu schaffen gemacht hatte. Das wäre das Ende! Aber er durfte jetzt nicht nachlassen. Ihm fehlten nur noch wenige Meter, als einer der Wölfe einen Vorstoß wagte. Der Jäger versetzte ihm einen Tritt, und obwohl er ihn nicht richtig traf, schaffte er es, sich ihn vom Leib zu halten.

Das Auto war keine Fata Morgana, es war real.

Wenn ich es tatsächlich schaffe, werde ich so einiges ändern, dachte er. Auf einmal merkte er, wie sehr er am Leben hing. Er hatte keine Angst vor dem Tod,

aber davor, an diesem Ort zu sterben – auf eine Art und Weise, die er sich lieber nicht vorstellen wollte.

Nein, bitte nicht so, bitte!

Als er das Fahrzeug erreichte, konnte er es kaum fassen. Er riss die Tür auf und sah, wie die Wölfe langsamer wurden. Sie hatten begriffen, dass er ihnen entkommen war, und zogen sich in den Schutz der Dunkelheit zurück. Der Jäger tastete fieberhaft nach dem Schlüssel, den er im Zündschloss hatte stecken lassen. Als er ihn fand, fürchtete er, der Wagen könnte nicht anspringen. Doch er setzte sich in Bewegung. Er lachte ungläubig und lenkte, um zurückzusetzen. Alles lief

tadellos. Er befand sich noch immer im Adrenalinrausch, doch allmählich machte sich die Erschöpfung bemerkbar. Die Milchsäure fermentierte, und die Gelenke schmerzten. Wahrscheinlich ein Zeichen dafür, dass er sich langsam entspannte.

Ein letzter Blick in den Rückspiegel: seine angstgeweiteten Augen. Die sich entfernende Geisterstadt. Und der Schatten eines Mannes auf dem Rücksitz.

Noch bevor der Jäger einen klaren Gedanken fassen konnte, durchzuckte ihn ein Schmerz, und um ihn herum wurde alles schwarz.

Ein Rauschen weckte ihn. Wasser tropfte

aus einem Felsen. Er konnte sich den Ort vorstellen, ohne die Augen zu öffnen. Er wollte nicht hinschauen, aber am Ende tat er es doch.

Er lag auf einem Holztisch. Das Licht war schwach und stammte von drei von der Decke hängenden Glühbirnen. Ihre Glühdrähte zitterten. Er konnte das Brummen des Generators hören, der sie mit Strom versorgte.

Er konnte sich nicht rühren, denn er war gefesselt. Aber warum hätte er sich auch bewegen sollen? Es war okay so.

War er in einer Höhle? Nein, in einem unterirdischen Raum. Schimmel bedeckte die Wände. Aber da war noch etwas, ein

metallischer Geruch, so als hätte jemand etwas gelötet. Zink. Und der unverwechselbare Gestank des Todes.

Mühsam wandte er den Kopf. Er befand sich in einer Krypta. Die Wände waren von einem gleichmäßigen Mosaik geschmückt. Der Anblick war ebenso schön wie Unheil verkündend.

Das Mosaik bestand aus einzelnen Knochen. Aus Oberschenkel-, Ellen- und Schulterblattknochen. Sie waren mit dem Zink der Särge zusammengelötet worden und schützten den Ort so vor radioaktiver Verseuchung.

Etwas anderes hatte der Verwandlungskünstler für die

Konstruktion seines Schlupfwinkels nicht zur Verfügung gehabt. Er war klug: An einem Ort, an dem jeder Gegenstand radioaktiv verseucht ist, sind das einzig Unverseuchte die Toten. Er musste sie auf dem Friedhof ausgegraben haben.

Er erkannte drei im Lauf der Zeit dunkel gewordene Schädel, die ihn vom Schatten aus beobachteten. Sie gehörten zwei Erwachsenen und einem Kind. Der echte Dima und seine Eltern!, dachte er.

Er hörte, wie der Verwandlungskünstler näher kam. Er musste sich nicht umdrehen. Er wusste Bescheid.

Er spürte seinen ruhigen,

gleichmäßigen Atem. Er legte ihm eine Hand auf die Stirn und strich seine schweißverklebten Haare in einer fast zärtlichen Geste zur Seite. Dann ging er um ihn herum, sodass er ihm in die Augen sehen konnte. Er trug einen Militäroverall und einen zerlöcherten orangefarbenen Rollkragenpulli. Sein Gesicht wurde von einer Sturmhaube verdeckt, aus der nur ausdruckslose Augen und ungepflegte Bartstoppeln hervorsahen.

Auf diesem Teil des Gesichts war keinerlei Gefühlsregung zu erkennen. Wenn überhaupt, schien er neugierig zu sein. Er legte den Kopf schräg wie ein

Kind, das etwas wissen will. Als er ihn ansah, wusste er, dass es keinen Ausweg für ihn gab.

Der Verwandlungskünstler kannte kein Mitleid. Nicht, weil er böse war. Sondern weil es ihm niemand beigebracht hatte.

Er hielt das Stoffkaninchen in den Händen, strich ihm gedankenverloren über den Kopf. Dann entfernte er sich. Er sah ihm nach. In einer Ecke befand sich ein Lager aus Lumpen und Decken. Er ließ das Kaninchen dort, setzte sich im Schneidersitz hin und starrte ihn erneut an.

Er hätte ihm gern so viele Fragen gestellt. Er konnte sich sein eigenes

Schicksal lebhaft ausmalen: Er würde hier nicht lebend rauskommen. Aber was ihn viel mehr verbitterte, war, dass er keine Antworten auf seine Fragen hatte. Er hatte so viel Kraft und Energie in diese Jagd investiert … Es war eine Sache der Ehre.

Wie vollzog sich die Verwandlung? Warum verspürte der Verwandlungskünstler die Notwendigkeit, Blutstropfen – *eine Art Signatur* – zu hinterlassen, sobald er jemandem die Identität raubte?

»Bitte, rede mit mir.«

»Bitte, rede mit mir«, wiederholte der andere.

»Sag irgendwas.«

»Sag irgendwas.«

Der Jäger lachte.

Auch er lachte.

»Spiel nicht mit mir.«

»Spiel nicht mit mir.«

Da verstand er: Er spielte nicht, er übte.

Der Jäger sah, wie er aufstand und etwas aus der Tasche seines Overalls zog. Einen länglichen, glänzenden Gegenstand. Erst begriff er nicht, worum es sich handelte, aber als er auf ihn zukam, sah er die scharfe Klinge.

Der Verwandlungskünstler legte das Skalpell auf seine Wange und zog damit langsame Linien, die bald tiefer

einschneiden würden. Er spürte ein gefährliches Kitzeln. Es war angenehm und ließ ihm gleichzeitig das Blut in den Adern gefrieren.

Es gibt nur die Hölle, dachte er. Und sie ist hier.

Der Verwandlungskünstler wollte ihn nicht einfach nur töten: *Schon bald würde sich die Beute in einen Jäger verwandeln.*

Aber bevor es so weit war, geschah etwas anderes. Er bekam eine Antwort. Der andere nahm die Sturmhaube ab, und zum ersten Mal konnte er ihm richtig ins Gesicht sehen. Noch nie waren sie sich so nah gewesen. Im Grunde konnte er sagen,

dass er es geschafft hatte. Der Jäger hatte sein Ziel erreicht.

Denn es lag etwas auf dem Gesicht des Verwandlungskünstlers, das dieser gar nicht zu bemerken schien.

Endlich verstand er den Ursprung dessen, was er für eine *Signatur* gehalten hatte.

Dabei war sie nur ein Beweis für seine Verletzlichkeit. Der Jäger begriff, dass er es nicht mit einem Monster, sondern mit einem Menschen zu tun hatte. Und wie alle Menschen hatte auch der Verwandlungskünstler ein Erkennungsmerkmal, etwas, das ihn unverwechselbar machte, egal, wie

geschickt er darin war, verschiedene Identitäten anzunehmen.

Der Jäger würde bald tot sein, aber in diesem Moment war er erleichtert.

Sein Feind konnte nach wie vor gefasst werden.

Begräbniswetter hängt über Rom. Man weiß nicht, ob es Nacht oder Tag ist.

Sandra steht vor der unscheinbaren Fassade, hinter der sich die einzige gotische Kirche Roms verbirgt: Santa Maria sopra Minerva empfängt sie mit kostbarem Marmor, hohen Gewölben und herrlichen Fresken, aber ganz ohne Besucher.

Ihre Schritte verhallen im rechten Seitenschiff. Sie geht zum letzten Altar, zum kleinsten, schmucklosesten.

Der heilige Raimund von Peñafort erwartet sie bereits, nur dass sie es die letzten Male nicht gewusst hat. Sie fühlt sich, als würde sie ihren Fall jetzt *Christus dem Weltenrichter zwischen zwei Engeln* vortragen.

Das Seelentribunal.

Das Fresko ist nach wie vor von Votivkerzen umgeben, die Gläubige hinterlassen haben und von denen Wachs auf den Boden tropft. Sie sammeln sich ausgerechnet hier, in der armseligsten Kapelle der ganzen Kirche: eifrige Flämmchen, die bei jedem Luftzug unisono den Kopf neigen und ihn dann wieder aufrichten.

Bei ihren vorherigen Besuchen hatte sich Sandra gefragt, für welche Sünden sie wohl angezündet wurden. Jetzt weiß sie die Antwort: für die Sünden aller. Sie holt das letzte Leica-Foto aus ihrer Tasche und sieht es sich an. Die darauf festgehaltene Dunkelheit birgt einen Glaubensbeweis. Der letzte Hinweis Davids ist der geheimnisvollste und zugleich beredtste.

Sie darf die Lösung nicht anderswo suchen: Sie liegt bei ihr selbst.

In den letzten fünf Monaten hat sie sich gefragt, wo David wohl jetzt ist und welchen Sinn sein Tod hat. Und weil sie diese Fragen nicht beantworten konnte,

fühlte sie sich hilflos. Sie ist Polizeifotografin, sucht den Tod im Detail, weil sie davon überzeugt ist, so alles erkären zu können:

Ich sehe die Dinge durch das Objektiv meiner Kamera. Ich verlasse mich auf Details, weil sie mir sagen, wie es sich wirklich abgespielt hat. Aber für die Pönitenziare gibt es noch etwas jenseits der Fakten. Etwas, das genauso real ist, aber von keiner Kamera festgehalten werden kann. Deshalb muss ich lernen, mich dem Geheimnis anheimzugeben, und akzeptieren, dass es uns nicht vergönnt ist, alles zu verstehen.

Angesichts der großen Fragen des

Lebens zermartert sich der Wissenschaftler den Kopf, während der Gläubige innehält. Und in diesem Moment, in dieser Kirche, spürt Sandra, dass sie eine Grenze erreicht hat. Nicht umsonst fallen ihr die Worte des Pönitenziars ein. »Es gibt einen Ort, an dem das Reich des Lichts auf das der Finsternis trifft. Dort spielt sich alles ab. Im Reich der Schatten, wo alles schemenhaft, ununterscheidbar, ungewiss ist.«

Marcus hat es deutlich gesagt, aber Sandra hatte es bisher nicht verstanden: Nicht die Finsternis ist die wahre Gefahr, sondern jenes Zwischenreich, in dem das

Licht trügt, in dem sich Gut und Böse vermischen und man sie nicht mehr auseinanderhalten kann.

Das Böse versteckt sich nicht in der Dunkelheit. *Sondern im Schatten.*

Und dort verdreht es die Tatsachen. Es gibt keine Monster!, ruft Sandra sich in Erinnerung. Es gibt nur ganz normale Menschen, die furchtbare Verbrechen begehen. Das Geheimnis besteht darin, keine Angst vor der Dunkelheit zu haben. Denn im Grunde enthält sie sämtliche Antworten.

Während sie das dunkle Foto in den Händen hält, beugt sie sich über die Votivkerzen. Sie beginnt zu pusten, sie

auszublasen. Es sind zig Kerzen, sodass sie eine Weile dafür braucht. Währenddessen wallt Dunkelheit auf, und alles um sie herum verschwindet.

Als Sandra alle Flammen gelöscht hat, tritt sie einen Schritt zurück. Sie sieht nichts mehr, fürchtet sich, sagt sich aber, dass sie nur warten muss. Und danach wird sie Bescheid wissen. So wie damals als Kind, wenn sie sich abends beim Zubettgehen vor der Dunkelheit fürchtete. Denn sobald sich ihre Augen daran gewöhnt hatten, tauchte alles wie durch ein Wunder wieder auf – das Zimmer, ihre Spielsachen, ihre Puppen –, und sie konnte beruhigt einschlafen. Langsam

passen sich Sandras Augen an die veränderten Bedingungen an. Die Erinnerung an das Licht schwindet, und sie merkt, dass sie wieder etwas sieht.

Die sie umgebenden Figuren tauchen wieder auf. Auf dem Altarbild vor ihr erstrahlt der heilige Raimund von Peñafort. Und auch Christus, der Weltenrichter, und die beiden Engel sind in ein neues, glänzendes Licht gehüllt. Auf dem verrußten Wandputz nehmen Formen Gestalt an. Es sind Fresken, die Szenen der Hingabe und Reue, aber auch der Vergebung zeigen.

Das Wunder vollzieht sich direkt vor ihren Augen, und Sandra kann es kaum

fassen. Die schlichteste, prunkloseste Kapelle wird wunderschön.

Ein neues Licht geht von den nackten Wänden aus, und türkisfarbene Intarsien leuchten bis zur Gewölbedecke empor. Glänzende Fäden ranken sich die soeben noch schmucklosen Säulen hinauf. Der Gesamteindruck ist ein hellblaues Schimmern, das an die tiefe Stille des Ozeans erinnert. Es ist nach wie vor dunkel, aber ein blendendes Dunkel.

Sandra lächelt. *Phosphorpigmente.*

Auch wenn es eine logische Erklärung dafür gibt, war der innere Weg, den sie beschritten hat, um an diesen Punkt zu gelangen, alles andere als rational. Er

bestand in reiner Hingabe, dem Wissen um die eigenen Grenzen und einer wohltuenden Kapitulation vor dem Unergründlichen, vor dem, was sich rein verstandesmäßig nicht erfassen lässt: Glaube.

Das ist Davids Abschiedsgeschenk, seine Liebesbotschaft an sie. Akzeptiere meinen Tod, ohne einen Sinn darin zu suchen. Betrachte ihn einfach als Schicksal. Nur so kannst du wieder glücklich werden.

Sandra sieht nach oben und bedankt sich. »Hier gibt es kein Archiv. Das einzige Geheimnis besteht aus dieser überwältigenden Schönheit.«

Schritte nähern sich. Sandra dreht sich um, und Marcus steht vor ihr.

»Die Entdeckung des Phosphors geht auf das siebzehnte Jahrhundert zurück. Wir haben sie einem Schuster aus Bologna zu verdanken, der einige Kiesel gesammelt, sie zusammen mit Kohle ins Feuer geworfen und ein merkwürdiges Phänomen beobachtet hat: Nachdem sie dem Tageslicht ausgesetzt gewesen waren, gaben sie noch Stunden später Licht an die Dunkelheit ab.« Er macht eine weit ausholende Geste. »Das, was du hier siehst, wurde mehrere Dekaden später geschaffen, und zwar von Hand eines anonymen Künstlers, der die

Substanz des Schusters zum Ausmalen der Kapelle benutzt hat. Stell dir das Erstaunen der Menschen vor, die so etwas noch nie zuvor gesehen hatten! Heute überrascht uns das Phänomen nicht mehr so wie damals, weil wir es erklären können. Trotzdem: Jeder muss selbst entscheiden, ob er die x-te Sehenswürdigkeit Roms vor sich hat oder ein Wunder.«

»Ich würde es gern für ein Wunder halten!«, sagt Sandra ein wenig traurig. »Doch die Vernunft überwiegt. Es ist die, die mir sagt, dass es keinen Gott gibt und dass David nicht im Paradies ist. Doch ich würde mich nur allzu gern irren!«

Marcus bleibt ungerührt. »Das kann ich gut verstehen. Als man mich zum ersten Mal hergeführt hat, hieß es, ich könne hier die Antwort auf meine Frage finden, die ich mir nach meinem Gedächtnisverlust gestellt habe.« Er berührt die Narbe an seiner Schläfe. »Und die lautete: Wenn es tatsächlich stimmt, dass ich Priester bin – wo ist dann mein Glaube geblieben?«

»Und welche Antwort hast du gefunden?«

»Dass er einem nicht einfach so geschenkt wird, sondern dass man ihn immer wieder neu suchen muss.« Er sah zu Boden. »Und ich suche ihn im Bösen.«

»Es ist schon ein seltsames Schicksal, das uns zusammengeführt hat: Du musst mit deinen Gedächtnislücken leben und ich mit meinen erdrückend vielen Erinnerungen an David. Ich kann nicht vergessen, und du wurdest gezwungen, alles zu vergessen.« Sie sieht ihn schweigend an. »Und, wirst du jetzt weitermachen?«

»Das weiß ich noch nicht. Aber wenn du mich fragst, ob ich Angst habe, eines Tages ebenfalls vom Bösen korrumpiert zu werden, kann ich das nur bejahen. Anfangs dachte ich, es wäre ein Fluch, die Welt mit den Augen des Bösen wahrzunehmen. Aber als ich Lara fand,

ergab meine Begabung plötzlich einen Sinn. Ich weiß zwar nicht mehr, wer ich war, aber dank meiner Arbeit weiß ich endlich, wer ich bin.«

Sandra nickt, hat aber ein schlechtes Gewissen. »Ich muss dir etwas gestehen.« Sie schweigt, sucht nach den richtigen Worten. »Es gibt da einen Mann, der nach dir sucht. Ich dachte, dass er das Archiv finden will, aber nachdem ich das hier gesehen habe, habe ich begriffen, dass es ihm um etwas anderes geht.«

Marcus reagiert beunruhigt. »Warum?«

»Keine Ahnung. Er hat auch mich angelogen, sich als Interpolbeamter

ausgegeben, obwohl das gar nicht stimmt. Ich weiß nicht, wer er wirklich ist, halte ihn aber für äußerst gefährlich.«

»Er wird es nicht schaffen, mich zu finden.«

»Oh, doch! Er besitzt ein Foto von dir.«

Marcus denkt nach. »Und selbst wenn: Was kann er mir schon tun?«

»Er wird dich umbringen.«

Sandras Ankündigung lässt ihn ungerührt. »Woher willst du das wissen?«

»Wenn er kein Polizist ist und dich nicht verhaften will, bleibt nur noch das übrig.«

Marcus lächelt. »Ich bin schon einmal gestorben, das macht mir keine Angst

mehr.«

Sandra nimmt ihm seine Gelassenheit ab, sie flößt ihr Vertrauen ein. Ihr fällt seine zärtliche Geste im Krankenhaus wieder ein, wie sehr sie ihr gutgetan hat. »Ich habe eine Sünde begangen und kann sie mir einfach nicht verzeihen.«

»Es gibt für alles Vergebung, sogar für Todsünden. Doch es genügt nicht, sie nur zu erbitten. Man muss seine Schuld beichten: Spricht man sie laut aus, ist man schon halb davon befreit.«

Nach diesen Worten des Priesters senkt Sandra den Kopf, schließt die Augen und beginnt ihr Herz zu öffnen. Sie erzählt ihm von der Abtreibung, von ihrer

verlorenen und wiedergefundenen Liebe. Davon, wie sie sich selbst bestraft hat. Das Ganze kommt ihr völlig selbstverständlich vor, die Worte strömen nur so aus ihr heraus. Sie hat geglaubt, dass es sich so anfühlte, als fiele eine schwere Last von ihr ab. Doch es ist ganz anders: Die Leerstelle, die das nie geborene Kind hinterlasen hat, schließt sich. Die Wunden der letzten Monate verheilen. Sie spürt, dass sie sich verändert hat, ein neuer Mensch geworden ist.

»Auch ich trage eine schwere Schuld mit mir herum«, sagt Marcus schließlich. »Auch ich habe jemandem das Leben

genommen. Aber macht uns das schon zu Mördern? Manchmal tötet man, weil man keinen anderen Ausweg weiß. Weil man jemanden schützen will oder Angst empfindet. In solchen Fällen gilt ein anderer Gerechtigkeitsmaßstab.«

Sandra fühlt sich von seinen Worten getröstet.

»1314 wütete die Pest in der südfranzösischen Ardèche und raffte die Menschen nur so dahin. Eine Räuberbande nutzte die Epidemie aus und säte Furcht und Schrecken, indem sie mordend, vergewaltigend und brandschatzend durch die Gegend zog. Die Menschen waren verängstigt und mit

dem nackten Überleben beschäftigt. Da taten sich einige wehrlose, unerfahrene Bergpriester zusammen und traten den Banditen entgegen. Sie griffen zu den Waffen und kämpften. Am Ende trugen sie den Sieg davon. Sie waren Gottesmänner und hatten Blut vergossen: Wer sollte ihnen das jemals vergeben? Als sie zu ihren Gemeinden zurückkehrten, wurden sie von der Bevölkerung als Helden gefeiert. Sie hatten es geschafft, das Verbrechen aus der Ardèche zu verbannen. Seitdem nennen die Menschen solche Priester *Jäger der Finsternis*.«
Marcus nimmt eine Kerze, entzündet sie mit einem Streichholz und reicht sie

Sandra. »Deshalb steht es uns nicht zu, über unsere Handlungen zu urteilen … Wir können nur um Vergebung bitten.«

Auch Sandra nimmt eine Kerze und entzündet sie an der von Marcus. Dann entzünden sie alle Kerzen zu Füßen von *Christus dem Weltenrichter*. Während die kollektive Flamme nach und nach wieder zum Leben erweckt wird, fühlt Sandra sich wie befreit, so wie es der Pönitenziar vorhergesagt hat. Das Wachs tropft wieder auf den matten Marmorboden. Sandra ist gelöst und zufrieden – bereit, nach Hause zurückzukehren. Der Phosphorschein wird allmählich schwächer. Die

leuchtenden Fresken und schimmernden Friese verschwinden. Langsam wird die Kapelle wieder armselig und anonym. Während Sandra weitere Kerzen anzündet, schaut sie zufällig nach unten und entdeckt einige rote Tropfen.

Sie bilden einen kleinen Kranz aus braunen Flecken. Es ist kein Wachs, sondern Blut.

Sie schaut zu Marcus auf und sieht, dass er Nasenbluten hat.

»Vorsicht!«, sagt sie, weil er es nicht bemerkt hat.

Er führt eine Hand zum Gesicht und wirft einen Blick auf seine blutbeschmierten Finger. »Das passiert

mir manchmal, hört aber schnell wieder auf. Es hört immer wieder auf.«

Sandra wühlt in ihrer Tasche und zieht ein Päckchen Taschentücher hervor. Er nimmt sie dankbar entgegen.

»Es gibt Dinge, die ich nicht von mir weiß«, sagte er, während er den Kopf in den Nacken legt. »Anfangs fand ich es beängstigend, Neues über mich zu erfahren. Auch das Nasenbluten war beängstigend. Keine Ahnung, woher es kommt, aber es gehört zu mir. Und vielleicht wird es mir eines Tages sogar helfen, mich an mein altes Ich zu erinnern.«

Sandra beugt sich zu Marcus vor und

umarmt ihn. »Viel Glück!«, sagt sie.

»Leb wohl«, erwidert er.

EIN JAHR ZUVOR

PRAG

Er war noch einige Monate in Prypjat geblieben, um sicherzugehen, dass sonst niemand nach ihm suchte. Die Arbeit, die er mit seinem letzten Opfer gehabt hatte, war mühsam und anstrengend gewesen – ganz anders als bei den anderen, die ihm nach ein paar Stunden Folter alles verraten hatten. Er hatte mehrere Tage gebraucht, um es zum Reden zu bringen. Es dazu zu bewegen, alles über sich zu verraten. Damit er lernen konnte, sich in

es zu verwandeln. Seltsamerweise war es am schwierigsten gewesen, ihm seinen Namen zu entlocken.

Der Verwandlungskünstler betrachtete sich im Spiegel. »Marcus«, sagte er. Der Name gefiel ihm.

Er war seit drei Tagen in der Stadt und hatte sich ein Hotelzimmer genommen. Das Gebäude war alt, und wenn er aus dem Fenster sah, konnte er die schwarzen Dächer Prags bewundern.

Er hatte viel Geld dabei – Geld, das er den Männern abgenommen hatte, die ihm im Lauf der Zeit ihr Leben überlassen hatten. Und den vatikanischen Diplomatenpass von seinem letzten Opfer.

Das Foto hatte er ausgetauscht. Die Personalien im Pass waren gefälscht, denn sie passten nicht zu den Angaben, die er ihm gewaltsam entlockt hatte. Dafür gab es eine ganz einfache Erklärung.

Der Jäger existierte gar nicht.

Besser hätte es der Verwandlungskünstler gar nicht treffen können. Indem er zu einem Mann wurde, den keiner kannte, war er endgültig vor Entdeckung geschützt. Aber noch konnte er sich dessen nicht sicher sein, und deshalb war er hier.

Er ging seine Notizen noch mal durch, die er sich in Prypjat gemacht hatte: seine

neue Biografie. Er hatte sich nur das Nötigste aufgeschrieben, den Rest hatte er auswendig gelernt.

In diesem Moment öffnete sich die Zimmertür.

Ein alter Mann mit einem zerfurchten Gesicht erschien auf der Schwelle. Er sah erschöpft aus und war ganz in Schwarz gekleidet. Er hielt eine Pistole umklammert. Aber er schoss nicht sofort. Er trat ein und machte die Tür zu. Er wirkte gelassen und entschlossen.

»Ich habe dich gefunden!«, sagte er. »Ich habe einen Fehler gemacht und bin gekommen, um ihn wiedergutzumachen.«

Der Verwandlungskünstler schwieg. Er

legte seine Notizen seelenruhig auf den Tisch und ließ sich nichts anmerken. Angst hatte er keine – er wusste gar nicht, was das war, denn das hatte man ihm nicht beigebracht. Er war nur neugierig. Warum hatte der Alte Tränen in den Augen?

»Ich habe meinen fähigsten Schüler gebeten, dich zu jagen. Aber wenn du hier bist, ist Marcus tot. Und das ist allein meine Schuld.«

Er sah, dass er mit der Waffe auf ihn zielte. Noch nie war der Verwandlungskünstler dem Tod so nah gewesen. Er hatte immer gekämpft, auch darum, seine eigene Natur zu überleben.

Und er wollte sich auch jetzt nicht einfach so ermorden lassen. »Warte!«, sagte er. »Das kannst du nicht machen. Das ist nicht fair, Devok.«

Der Alte erstarrte. Ungläubiges Erstaunen malte sich auf seinem Gesicht ab. Es war nicht dieser Satz, der ihm Einhalt gebot, und auch nicht die Tatsache, dass der andere seinen Namen kannte. Sondern die Stimme, die diese Worte ausgesprochen hatte.

Der Verwandlungskünstler hatte mit Marcus' Stimme geredet.

Der Alte war verwirrt. »Wer bist du?«, fragte er voller Angst.

»Was soll das heißen, wer ich bin?

Erkennst du mich denn nicht wieder?« Er sagte es beinahe flehentlich. Denn die einzige und effektivste Waffe des Verwandlungskünstlers war die Illusion.

Vor den Augen des Alten vollzog sich etwas Unbegreifliches: Er wurde Zeuge einer Art Transformation. »Das stimmt nicht. Du bist nicht er!« Obwohl Devok wusste, dass er recht hatte, hielt ihn etwas zurück. Es war die Zuneigung, die er für seinen Schüler empfand. Deshalb hatte er nicht die Kraft abzudrücken.

»Du warst mein Lehrer, mein Mentor. Alles, was ich weiß, habe ich von dir. Und jetzt willst du mich umbringen?« Der Verwandlungskünstler redete weiter auf

ihn ein und kam dabei unmerklich näher.

»Ich kenne dich nicht.«

»Es gibt einen Ort, an dem das Reich des Lichts auf das der Finsternis trifft. Dort spielt sich alles ab. Im Reich der Schatten, wo alles schemenhaft, ununterscheidbar, ungewiss ist. Wir sind die Wächter, die diese Grenze verteidigen. Aber manchmal mogelt sich jemand an uns vorbei … Dann muss ich ihn in die Finsternis zurückjagen.«

Der Alte zitterte, wollte schon aufgeben. Der Verwandlungskünstler stand jetzt dicht neben ihm, die Waffe in Reichweite. In diesem Moment sah er, wie der erste Tropfen auf den Teppich fiel.

Der andere merkte, dass er Nasenbluten hatte. Das war das Einzige an ihm, das er nicht ändern konnte. Seine ureigenste Eigenschaft – den Rest borgte er sich aus. Seine wahre Identität, die unter zig anderen verborgen lag, bestand in diesem persönlichen Merkmal.

Die Illusion zerplatzte, und der Alte begriff, dass er getäuscht worden war. »Verflucht!«

Der Verwandlungskünstler stürzte sich auf die Hand mit der Pistole und konnte sie dem Mann gerade noch rechtzeitig entreißen. Der Alte fiel nach hinten, woraufhin der Verwandlungskünstler ihn mit der Waffe bedrohte.

Der Alte lag auf dem Teppich und lachte, wischte sich die blutbesudelte Hand an seinem Hemd ab. Das Gesicht des Verwandlungskünstlers war blutbeschmiert.

»Warum lachst du? Hast du keine Angst?«

»Bevor ich hierherkam, habe ich meine Sünden gebeichtet. Ich bin frei und bereit zu sterben. Außerdem amüsiert mich die Vorstellung, dass du glaubst, mich nur töten zu müssen, um deine Probleme zu lösen. Dabei haben sie gerade erst angefangen.«

Der Verwandlungskünstler vermutete eine Falle, in die er jedoch nicht tappen

würde. »Vielleicht solltest du jetzt lieber schweigen. Es ist besser, ohne letzte Worte abzutreten, und außerdem würdiger, findest du nicht auch? Alle Männer, die ich getötet habe, haben ihren Tod mit geistlosen, banalen Sätzen entweiht. Sie baten um Mitleid, flehten mich an. Sie konnten das zwar nicht wissen, aber für mich war das nur die Bestätigung, dass sie mir nichts mehr zu sagen hatten.«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Armer Irrer! Ein Priester, der besser ist als ich, macht bereits Jagd auf dich. Er hat deine Begabung: Er kann sich in jeden beliebigen Menschen verwandeln. Nur

dass er kein Verwandlungskünstler ist und niemanden tötet. Er ist darin geschult, die Identität Verstorbener anzunehmen. Im Moment ist er ein Interpolbeamter und hat Zugang zu sämtlichen polizeilichen Ermittlungen. Bald wird er dich aufspüren.«

»Gut, dann sag mir, wie er heißt.«

Der Alte lachte immer noch, und zwar lauthals. »Selbst wenn du mich foltern würdest, würde dir das nichts nutzen. Die Pönitenziare haben keine Namen. Es gibt sie gar nicht. Das müsstest du doch eigentlich wissen.«

Während der Verwandlungskünstler noch überlegte, ob der Alte nur bluffte,

nutzte dieser seine Zerstreutheit aus und machte einen Satz nach vorn. Er packte die Pistole und drückte sie nach unten, wobei er sich als erstaunlich wendig erwies. Ein erneutes Handgemenge war die Folge. Aber diesmal wollte der Alte einfach nicht aufgeben.

Ein Schuss löste sich und ließ den Spiegel zerbersten. Der Verwandlungskünstler sah, wie sein Spiegelbild in tausend Stücke zerbrach. Es gelang ihm, die Waffe auf seinen Feind zu richten und abzudrücken. Der Alte erstarrte, sein Gesicht war nur noch eine bestürzte Grimasse. Seine Augen traten hervor, und sein Mund war weit

aufgerissen. Die Kugel hatte sein Herz durchschlagen. Doch anstatt nach hinten zu fallen, kippte er nach vorn und riss seinen Mörder mit zu Boden. Dabei löste sich der dritte Schuss. Der Verwandlungskünstler glaubte, die Kugel wie einen dunklen Schatten auf sich zufliegen zu sehen, bevor sie in seine Schläfe eindrang.

Während er auf dem Teppich lag und auf sein Ende wartete, betrachtete er sich in den tausend Spiegelscherben. Sie zeigten ihm alle seine Identitäten, alle Gesichter, die er gestohlen hatte. Ganz so, als hätte die Verletzung an der Schläfe sie aus dem Käfig seines Kopfes befreit.

Sie sahen ihn an. Nach und nach begann er, sie zu vergessen.

Und kurz bevor er starb, wusste er nicht mehr, wer er war.

7 Uhr 37

Der Tote schlug die Augen auf.

Anmerkungen des Autors

Diesen Roman habe ich zwei ganz besonderen Begegnungen zu verdanken, die mir unvergesslich geblieben sind.

Zur ersten kam es in Rom, an einem Nachmittag im Mai. Ich hatte mich mit einem außergewöhnlichen Priester verabredet, und zwar auf der Piazza delle Cinque Lune, bei Sonnenuntergang. Ich muss nicht extra betonen, dass Ort und Zeitpunkt von ihm ausgewählt worden waren. Als ich ihn bat, »bei Sonnenuntergang« etwas genauer zu definieren, sagte er nur: »Bevor es Abend

wird.« Weil ich nicht wusste, was ich darauf erwidern sollte, beschloss ich, lieber etwas zu früh zu kommen.

Er erwartete mich bereits.

In den darauffolgenden zwei Stunden erzählte mir Padre Jonathan von der Pönitenziarie, vom Archiv der Sünden und von der Aufgabe der Pönitenziare. Und die ganze Zeit über dachte ich: Wie kann es sein, dass darüber noch nie jemand geschrieben hat? Unser Spaziergang durch die Gassen Roms endete vor der Kirche San Luigi dei Francesi: vor Caravaggios Gemälde *Das Martyrium des heiligen Matthäus*, vor dem die zukünftigen Priester-Profiler ihre

erste Lektion lernen.

Die Priester arbeiten häufig mit den Behörden zusammen. In Italien gibt es seit 1999 die S.a.S., eine Antisekteneinheit, die der Polizei hilft, sogenannte »Satansdelikte« besser zu verstehen. Nicht, weil es einen Dämon aufzuspüren gibt, sondern wegen der dämonischen Bedeutung, mit der einige Kriminelle, insbesondere Mörder, ihre Taten aufladen. Kann man diese Bedeutung entziffern, hat man ein Motiv für die grausamen Verbrechen. Auf diese Weise entstehen nützliche Statistiken, die die Ermittlungen unterstützen können.

Nach unserem ersten Treffen hat mich

Padre Jonathan zwei Monate lang *eingewiesen*, mir den Sinn seines einzigartigen Amtes erklärt und mich in die Geheimnisse der magischen Orte Roms eingeweiht. Orte, die wir gemeinsam aufgesucht haben und die in diesem Roman beschrieben sind. Orte, die mich manchmal sprachlos zurückgelassen haben. Er hat mir zahlreiche Vorträge gehalten und kannte sich mit Kriminalfällen, Kunst, Architektur und Geschichte aus. Er wusste sogar über die Entdeckung des Phosphors Bescheid.

Was Glaubens- und Religionsfragen anbelangt, hat er meine Ratlosigkeit nachsichtig toleriert und war bereit, sich

meiner Kritik offen zu stellen. Am Ende habe ich gemerkt, dass ich unbewusst einen spirituellen Weg beschritten habe, der mir geholfen hat, meine Geschichte entsprechend zu konstruieren.

In unserer heutigen Gesellschaft wird Spiritualität gern ins Lächerliche gezogen, als Opium für das ungebildete Volk abgetan oder mit Esoterik gleichgesetzt. Der Einzelne ist nicht mehr in der Lage, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden, mit der Folge, dass Gott den Fundamentalisten, Extremisten und Karikaturisten überlassen bleibt. (Fanatische Atheisten unterscheiden sich nämlich oft erstaunlich wenig von

Glaubensfanatikern.)

Und deshalb haben wir verlernt, unabhängig von ethisch-moralischen Kategorien oder etwas so Beliebigem wie »Political Correctness« in uns hineinzuhorchen und dort auf jene grundlegende Dichotomie zu stoßen, die es erlaubt, jedes menschliche Verhalten einzuordnen und zu bewerten.

Gut und Böse, Yin und Yang.

Eines Tages gab mir Padre Jonathan zu verstehen, ich sei jetzt so weit und könne meine Geschichte erzählen. Er wünschte mir, dass ich »immer im Licht« bleiben möge, und versprach mir ein Wiedersehen. Noch ist es nicht dazu

gekommen. Ich habe ihn vergeblich gesucht und hoffe, dass er sich nach Erscheinen dieses Romans meldet. Gleichzeitig habe ich so den Verdacht, dass es nicht dazu kommen wird, weil wir uns bereits alles gesagt haben.

Die zweite Begegnung war die mit N.N., der Ende des neunzehnten und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts gelebt hat.

Er ist der erste (und bisher einzige) Serienmörder, der gleichzeitig auch ein Verwandlungskünstler ist – und einer der interessantesten kriminologischen Fälle überhaupt.

N.N. sind nicht etwa die Initialen

seines Namens, sondern stehen für die lateinische Abkürzung *Nomen Nescio,* was so viel bedeutet wie »den Namen weiß ich nicht«.

Im Jahr 1916 wurde in Belgien, am Strand von Ostende, die Leiche eines etwa fünfunddreißigjährigen Mannes angespült. Anhand der Kleider, die der Ertrunkene am Leib trug, und der Dokumente, die er bei sich hatte, identifizierte man ihn als einen Beamten, der zwei Jahre zuvor spurlos aus Liverpool verschwunden war. Als die Behörden den eigens aus England angereisten Verwandten die Leiche zeigten, erkannten sie ihn jedoch nicht

wieder und bestanden darauf, dass eine Verwechslung vorliege.

Die Fotos der Angehörigen ließen allerdings eine täuschende Ähnlichkeit zwischen N.N. und dem englischen Beamten erkennen. Aber das war nicht das Einzige, was die beiden verband: Sie teilten die Leidenschaft für Pudding und rothaarige Prostituierte. Beide nahmen ein Lebermedikament, und beide zogen das rechte Bein nach. (Bei dem Ertrunkenen schloss der Gerichtsmediziner das aus der stärker abgenutzten rechten Schuhsohle. Auch Schwielen seitlich am rechten Fuß konnten das belegen.)

Abgesehen von diesen Ähnlichkeiten fand die Polizei in N.N.s Wohnung mehrere Ausweise und Gegenstände, die verschiedenen, aus ganz Europa stammenden Personen gehört hatten. Weitere Ermittlungen ergaben, dass sie ausnahmslos spurlos verschwunden waren. Darüber hinaus konnte nachgewiesen werden, dass die Opfer immer älter wurden.

N.N. schien sie also so auszuwählen, dass er ihre Identität annehmen konnte.

Ihre Leichen wurden nie gefunden, aber vermutlich hatte N.N. die Menschen ermordet, bevor er in ihre Haut schlüpfte.

Da man die These damals nur

unzureichend beweisen konnte, kam der Fall zu den Akten und wurde erst in den Dreißigerjahren wieder ausgegraben. Damals veröffentlichten Courbon und Fail die ersten psychiatrischen Studien zum *Fregoli-Syndrom*, das nach dem berühmten italienischen Verwandlungskünstler Leopoldo Fregoli benannt ist. Damals erschienen ebenfalls Artikel zu einer neurologischen Störung namens *Capgras-Syndrom*. Beide Erkrankungen sind durch ein Phänomen gekennzeichnet, das dem von N.N. diametral entgegengesetzt ist: Wer davon betroffen ist, glaubt, dass die anderen sich verwandelt haben. Aber die Artikel dieser

Wissenschaftler führten zu weiteren Forschungsarbeiten, die andere Syndrome wie beispielsweise das *Chamäleon-Syndrom* beschrieben, das viel mit dem belgischen Fall zu tun hat – und Woody Allen zu seinem wunderbaren Film *Zelig* inspirierte.

Auf dem Fall N.N. fußt auch ein neuer Zweig der Rechtswissenschaften, die sogenannte forensisch-neurowissenschaftliche Forschung. Sie beschäftigt sich unter dem Aspekt des genetischen Codes oder der Physiologie der Matrix mit kriminellen Handlungen – eine Herangehensweise, die zu einem neuen Verständnis, ja, zu einer

Neubewertung bestimmter Straftaten geführt hat. Zum Beispiel gibt es Strafermäßigung für Mörder, deren Frontallappen geschädigt sind oder die eine genetische Ausstattung besitzen, die sie zu Gewalt neigen lässt. Es konnte auch der Nachweis erbracht werden, dass die Tat eines Veganers, der seine Freundin erstach, durch Vitamin-B12-Mangel begünstigt wurde. Das wiederum hatte Schizophrenie bei ihm ausgelöst.

Trotzdem: N.N.s Begabung ist und bleibt ein Einzelfall. Er hat bis heute nur ansatzweise eine Entsprechung gefunden, und zwar in dem Fall des »Mädchens im Spiegel«, den ich im Roman beschrieben

habe. Diese junge Mexikanerin hat es tatsächlich gegeben, doch im Gegensatz zu N.N. hat sie nie jemanden umgebracht. Aus Gründen der Diskretion habe ich ihren Namen in Angelina geändert.

N.N. liegt nach wie vor auf einem kleinen Friedhof am Meer begraben. Auf seinem Grabstein steht folgender Nachruf: »Leiche eines Ertrunkenen ohne Identität. Ostende – 1916.«

Dank

Ich danke meinem Verleger Stefano Mauri für die Leidenschaft, mit der er an seine Projekte herangeht, und für seine Freundschaft, von der ich mich sehr geehrt fühle.

Mein Dank gilt auch dem ganzen Haus Longanesi und den Verlagen, die meine Bücher im Ausland veröffentlichen: für die Zeit und Energie, die sie aufwenden, damit meine Bücher ihre Leser erreichen.

Ich danke …

… Luigi, Daniela und Ginevra Bernabò.

Für ihre Ratschläge, ihre Sorgfalt und Sympathie: Es ist toll, zu eurem Team zu gehören!

… Fabrizio Cocco – dem Mann, der sämtliche Geheimnisse kennt, auch die hinter meinen Geschichten: für seine stille Hingabe und dafür, dass er so *noir* ist.

… Giuseppe Strazzeri, der sich mit Leidenschaft hinter dieses verlegerische Abenteuer geklemmt hat.

… Valentina Fortichiari für ihren Kampfgeist und ihre Zuneigung (ich wüsste nicht, was ich ohne sie tun

würde).

… Elena Pavanetto für ihre mit einem Lächeln vorgebrachten Vorschläge.

… Cristina Foschini für ihre strahlende Erscheinung.

… den Buchhändlern für ihr Engagement, mit dem sie immer wieder aufs Neue Bücher an die Leser bringen. Und für die magische Rolle, die sie in unserer Welt spielen.

Dieses Buch ist auch dank einiger unbeabsichtigter Beiträge entstanden. Sie

stammen von mehreren Personen, die ich hier in rein zufälliger Reihenfolge aufzähle:

Stefano und Tommaso, weil sie jetzt da sind. Clara und Gaia für die Freude, die sie mir schenken. Vito Lo Re für seine unglaubliche Musik und dafür, dass er Barbara gefunden hat. Ottavio Martucci für seinen Zynismus, aber im positiven Sinn! Giovanni »Nanni« Serio, denn er ist Schalber! Valentina, die mir das Gefühl gibt, zur Familie zu gehören. Francesco »Ciccio« Ponzone: Du bist phantastisch! Flavio, ein Bösewicht mit rauer Schale und weichem Kern. Marta, die gibt und

gibt. Antonio Padovano für seine Vorträge zum Thema Lebenslust. Tante Franca, weil sie immer für mich da ist. Maria »Ià« für einen wunderbaren Nachmittag im Quirinal. Michele und Barbara, Angela und Pino, Tiziana, Rolando, Donato und Daniela und Azzurra. Elisabetta, weil ganz viel von ihr in dieser Geschichte steckt.

Chiara, die mich mit Stolz erfüllt. Meine Eltern, denn das Beste habe ich von ihnen.

Leonardo Palmisano, einer meiner Helden: Ich werde nie in der Vergangenheitsform von dir reden und

dich niemals vergessen.

Achille Manzotti, der mir 1999 die Möglichkeit gab, diesen seltsamen Beruf auszuüben, indem er mich bat, die Geschichte eines Priesters namens Don Marco zu schreiben. Dass einer meiner Helden Marcus heißt, ist eine Hommage an diesen genialen Produzenten, an seinen Wahnsinn und vor allem an sein Gespür für Drehbuchautoren.

Sie interessieren sich
für weitere
elektronische Bücher
aus unseren Verlagen?
Dann besuchen Sie
uns im Internet unter
www.piper.de

Dort finden Sie
aktuelle Bestseller,
spannende Unterhaltung,
bewegende Geschichten
und interessante
Sachbücher.

Wenn Sie möchten, dass wir
Sie über unsere Bücher per
Newsletter auf dem Laufenden
halten, dann schreiben Sie an
Patricia Schmid
patricia.schmid@piper.de

e-book
PIPER